

# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Insurgite!

Aus den „Polenliedern deutscher Dichter“

Schon wütht die Schlacht, schon wimmerts in den Reihen  
„Finis Poloniae!“  
Ihr Insurgenten eist sie zu befreien,  
Säumt nicht, Insurgite!

Ihr habt von je den Kampf für ew'ge Güter  
Aufopfernd uns gelehrt,  
Vorhut der Völker, treue Freiheitshüter,  
Europa's Heldenkrieger.

Nur ausgeharrt auf diesem schweren Posten,  
Dem euch der Weltgeist weicht,  
Männlich zu stehen dem Koloss im Osten  
Im ungleich schweren Streit.

Ob auch die Herzen heiß entgegenklopfen  
Dem jungen Morgenrot,  
Nur ausgeleert bis auf den letzten Tropfen  
Den Kelch voll Schmach und Tod.

Verzaget nicht, wenn eure Kämpfer sanken,  
Die Tater großer Tat,  
Denn aus dem Kampf für ewige Gedanken  
Spriebt eine Heldenfaat.

Und weint um Malachowskia\* frühes Sterben  
Der Nachwelt spätes Lied,  
Ihr weinet nicht, ihr, seines Ruhmes Erben,  
Er starb wie Winkelried.\*\*

Denn nicht an Einen ist der Sieg gebunden,  
Selbst an Kosciuszko nicht,  
Die Freiheit quillt aus hunderttausend Wunden.  
Und treu getaner Pflicht.

Es kommt der Tag, da werden wahr die Lieder,  
Die eure Blut gefacht,  
Und unverloren jubelt Polen wieder  
Nach seiner letzten Schlacht.

Schon sammeln sich die treuen Brüderscharen,  
Sie brechen kühn das Joch,  
Beim ew'gen Gott, die einstmal's Polen waren,  
Sie sind es alle noch.

Schon sprengt der Reiter mit verhängtem Bügel  
Durch Littauens tiefen Schnee,  
Und Polens Adler spannt die Sonnenslügel,  
Ihm nach! Insurgite!

Morig Beit.

\* Malachowski Stanislaw, poln. Staatsmann, als Reichstagsmarschall Hauptgründer der Konstitution vom 3. Mai 1791 starb 1809.

\*\* Winkelried, schweizerischer Nationalheld, opferte sich in der Schlacht bei Sempach für die Freiheit seines Volkes.

### Pauls merkwürdigste Nacht

Novelle von Friedrich Hebbel.

Die Uhr schlug eben neun. Paul saß hinter dem Ofen an einem kleinen runden Tisch und las eine Räuber-geschichte, in deren Besitz er kürzlich auf einer Auktion gekommen war, weil er sie auf eine Nachtmütze mit in den Kauf hatte nehmen müssen. Wenn er eine Seite des Buches beendet hatte, befühlte er jedesmal den Ofen und zog die Hand dann kopfschüttelnd zurück; als guter Hauswirt wollte er vor dem gänzlichen Erkalten des Ofens nicht zu Bette gehen, und dieser hielt noch immer einige Wärme fest. Zu seinen Füßen, träge in einen Anäuel zusammengerollt und laut schnarchend, lag sein Hund, ein wohlgenährter, weißgefleckter Bubel, der sein Fett weniger der Freigebigkeit seines Herrn, als seiner diebischen Gewandtheit in Metzgerbuden dankte. Wenn Paul im Buche an ein Kapitel kam, das ihn wenig interessierte, oder wenn er in die spärlich unterhaltene Lampe, die alle Augenblicke zu erlöschen drohte, ein paar Tropfen Del gießen mußte, so bückte er sich wohl zu dem Hund nieder, ließ denselben, vielleicht weil er ihn um seinen frühen Schlaf beneidete, allerlei Künste machen, Schildwache stehen, oder den unfreiwilligen Toten spielen, brach ihm zuweilen aber auch ein Stück Brot ab und belohnte ihn damit für seine Folgsamkeit.

Die Uhr schlug halb zehn. Paul stand auf, um zu entkleiden, da klopfte es ans Fenster. „Komm herein“, rief Paul, in dem Klopfenden einen Straßenbuben vermutend, der ihn necken wolle, „dann kannst du hinaussehen!“ Draußen ward gelacht und noch einmal geklopft. Unergerlich blies Paul die Lampe aus und schlug sein Bett



zurück. „Nach auf, ich bin's!" rief jetzt eine bekannte Stimme. „Du noch, Bruder Franz?" entgegnete Paul, „was willst du denn so spät?" Verdrrießlich fachte er sein Feuerzeug, zündete die Lampe wieder an und öffnete die Türe. „Du mußt noch zur Stadt", sagte der Bruder eintridend und legte einen großen Brief auf den Tisch, „wir haben im Amt alle Hände voll zu tun, ich werde die ganze Nacht am Pult zubringen müssen!" — „Das ist nicht dein Ernst!" versetzte Paul und schaute seinen Bruder mit einem naiven Lächeln an. Er besorgte bei Tage für das Amt, wo sein Bruder Schreiber war, recht gern einen Brief, denn er erhielt einen guten Botenlohn, aber in der Nacht war das noch niemals vorgekommen und er hatte keine Lust, statt zu Bett zu gehen, im Finstern einen Weg von zwei Meilen zu machen. „Wie sollte es nicht mein Ernst sein!" entgegnete der Bruder; „mach hurtig, die Sache hat Eile und kein Augenblick ist zu verlieren!" — „Spute dich, Paul!" rief die Mutter, die einer Erkältung halber schon seit einer Stunde im Bett lag; „das kommt uns trefflich zustatten, denn morgen ist Markttag!" — „Such dir einen andern Boten," sagte Paul nach einer Pause halb leise, „ich gehe nicht!" Der Bruder, der sich gefreut hatte, Paul den kleinen Verdienst zuwenden zu können, wurde gereizt. „Du sollst!" rief er mit Heftigkeit. „Wer das Geld bei Tage verdienen will, der muß auch nachts bei der Hand sein!" — „Tu, was du willst!" erwiderte Paul mit großer Ruhe, „es sollte mich wundern, wenn du mich so weit brächtest." Er trat an den Tisch und blätterte in dem Räuberroman; mitunter warf er einen ichenen Blick auf den Bruder. Dieser schwieg eine Weile still, dann sagte er: „Ich werde den Bettelbrog zu dir schicken!" und wollte fortgehen. Der Bettelbrog war ein Mann, den Paul fürchtete, weil er den Umfang seiner Macht nicht kannte; er vertrat seinem Bruder daher den Weg und sagte: „Franz, sei nicht unvernünftig, du würdest es ebensowenig tun, wie ich!"

Jetzt regte sich die Mutter wieder in ihrem Bett. „Junge!" rief sie zornig, „wem gleichst du nur! Deinen Vater verdroß keine Mühe, und auch ich, so alt ich bin, rühre mich, wie ich kann. Du aber kommst vor Faulheit um!" — „Faulheit?" versetzte Paul ärgerlich und stellte seine Pfeife, die er bisher noch nicht hatte ausgehen lassen, vor das Fenster, „als ob's Faulheit wäre!" — „Was ist es denn?" fragte der Bruder. „Das weißt du recht gut!" erwiderte Paul und stützte sich niedersetzend, den Kopf auf den Tisch. „Erst neulich stand eine Mordgeschichte im Wochenblatt!" Der Bruder mußte unwillkürlich lächeln, dann sagte er: „Paul, sei kein Narr! sieh auf deine kahle Jacke und tröste dich. Dich wird niemand umbringen; denn daß du nichts in der Tasche hast, das sieht dir jeder an." — „Haben sie," entgegnete Paul mit einem Glücke herauffordernden Angst, „nicht einmal einen uns Hende kalt gemacht?" Dabei zog er seine Jacke aus, um mit Tat und Wort zugleich gegen das ihm zugemutete Heldenstück zu protestieren. Der Mutter, die dies bemerkte, flog die Galle über; sie richtete sich, ohne etwas zu sagen, im Bett auf und warf Paul ihren Pantoffel an den Kopf. Der Bruder, der jetzt erst sah, daß Paul im stillen Anstalt gemacht hatte, zu Bett zu gehen, fachte ihn bei der Brust, schüttelte ihn weidlich und rief: „Erkläre dich, ob du willst oder nicht!" — „Ich will!" sagte Paul in weinerlichem Tone; „laß mich nur los!" Dann kehrte er sich um und rief der Mutter zu: „Gott wird richten! Du bist an meinem Unglück schuld! Der Mond ist nicht einmal ordentlich durch!" Tränen stürzten aus seinen Augen, doch sagte er jetzt kein Wort weiter, sondern zog schweigend und schnell die schon abgelegte Jacke wieder an, setzte die Mütze auf, steckte Tabakspfeife und Brief in die Tasche, griff zu Stecken und ging, dem Hunde pfeifend, aus der Thür. Eine kurze Weile machte er nur sehr langsame Schritte, weil er zu-

rückgerufen zu werden hoffte. Dann setzte er sich mit einem Fluch in seinen gewöhnlichen Trab. Bevor er die Landstraße erreichte, kam er an einem vom Dorf abgesondert liegendem Hause vorbei, welches als eine Diebesherberge berüchtigt war und von einem alten Weibe samt ihren drei Söhnen bewohnt wurde. „Wenn die alle drei," dachte Paul, „sind, wo sie sein sollen, so will ich mich beruhigen!" und schlich sich mit leisen, leisen Schritten unter die erleuchteten Fenster, die nur schlecht mit einigen zerrissenen Schürzen verhängt waren und den Blick ins Innere gestatteten. Die Diebsmutter saß am Ofen und spann, zwei ihrer Söhne spielten Karten mit einem berüchtigten Herumstreifer, einem Musikanten, der dritte war nicht sichtbar, aber im Hintergrund des Zimmers lag auf einer Streu ein Kerl, von dessen Gesicht man nichts erkennen konnte, als den starken, schwarzen Backenbart, der sich verwegen von dem einen Ohre bis zum andern hinzog. „Der lange Hanns ist nicht zu Hause," dachte Paul, und kalte Schauer liefen ihm über den Rücken; „der wird der erste sein, der mir unterwegs begegnet!" Er lauschte wieder hinein. „Wie grimmig der rothaarichte Marquard aussieht!" sagte er und mußte nicht, daß er seinen Gedanken Worte gab. — „Und der einkugige Jürgen, wie er die Zähne zeigt, wenn er lacht! Doch, was sind sie alle beide gegen den Hanns!" Ein Geräusch entstand, vorsichtig zog Paul sich zurück und setzte seinen Weg fort.

Er kam an einer Mühle vorbei, der Müllerhund, seine Kette schüttelnd, bellte ihn an. „Belle nur zu!" rief Paul lähn und schwang seinen Stock. „Wie man doch zuweilen ein Tor ist!" fuhr er nach einer Pause fort, „sonst fürchte ich mich wie ein Kind vor Hunden, jetzt möchten mir ihrer zwanzig in den Weg kommen, ich nehme es lieber mit ihnen auf, als mit einem einzigen Menschen!" Nun befand er sich auf der Landstraße. Wie eine ungeheure Riesenschlange dehnte sie sich mit den unheimlichsten Krümmungen und Windungen vor ihm aus; es war still, so totenhaft still, wie es nur in einer Winternacht voll Schnee und Frost sein kann. Der Mond spielte Versteckens mit den Wolken und schien zuweilen hell, zuweilen gar nicht; die ringsum liegenden Dörfer waren in Nebel und Finsternis begraben; nur die und da brannte in einem Hause noch ein trübes Licht, als trauriger Gesellschafter eines Kranken, der den Schlaf ruft und oft den Tod kommen sieht; eine dumpfe Kirchenglocke schlug in der Ferne, und Paul zählte ängstlich ihre fieberlichen elf Schläge.

Paul war kein Missethater, aber er schloß manchen Abend ohne sein Nachtgebet ein. Jetzt faltete er andächtig die Hände und betete ein Vaterunser. Eine Krähe flog mit häßlichem Geschrei dicht vor ihm auf. Er schuchte auf seinen unnatürlichen Bruder. Ein Kirchhof lag hart am Wege, auf dessen beisehneite Leichensteine der Mond zwei Sekunden lang ein grelles Licht warf. Paul schwur, daß er des Morgens nie wieder vor seiner Mutter aufstehen und ihr den Kasse kochen wolle. Ein Reiter sprengte stumm an ihm vorüber. „Wie glücklich," rief Paul, der noch nie geritten war, „ist ein Mensch, der ein Pferd hat!" Schon flog ihm der Schweiß von der Stirn herab, denn seit ihm der Kirchhof im Rücken lag, war er wütend gelaufen. Jetzt wagte er zum ersten Mal, sich umzusehen, er entdeckte nichts Bedrohliches und zündete deshalb, mit Ruhe Feuer schlagend die Pfeife an.

„Hätt ich doch," dachte er, als er die ersten Flüge tat, die ihn bis ins Innerste hinein belebten, „irgendeinen meiner Bekannten, der auch noch in die Stadt müßte, zur Seite! Wie angenehm ließe sich mit dem die Zeit verplaudern! Aber freilich, nachts zwischen elf und zwölf wandern nur Räuber und Mörder und Toren, die beraubt und gemordet sein wollen. Wer ein Christ ist, der schläft zu dieser Stunde!"

Er sah sich wieder um, denn er hatte seinen Hund,



der bisher nicht von ihm gewichen war, auf einmal verloren. Er rief, so laut er konnte: „Spitz! Spitz!“ Da war es ihm, als ob er selbst laut beim Namen gerufen würde. Mit fieberischer Spannung horchte er auf und fand, daß er sich nicht getäuscht habe, denn „Paul! Paul!“ erscholl es hell und deutlich hinter ihm, und in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten bemerkte er eine auf ihn zuweisende hohe Männergestalt, die, wie zum Wink, ihren Knüttel schwang. „Wer wird's sein —“ dachte Paul, „als der lange Hanns aus der Diebsherde! Jedem im Dorf ist's bekannt, daß ich für's Amt zuweilen Geld in die Stadt trage; nun denkt er, es sei auch heute der Fall und rennt hinter mir drein! Ja, ja, Ort und Zeit sind gelegen! Wenn er mich nicht bloß morden, wenn er mich gemächlich schlachten wollte, hier wäre der Platz dazu. Aber man hat Beine!“ Paul zog instinktmäßig sein Messer aus der Tasche und stürzte wie rasend fort. Sein Hund, der eine Weile in die Kreuz- und Quer gerannt und wahrscheinlich einem Halsen auf der Spur gewesen war, folgte ihm und hatte das Mißgeschick, ihm vor übergroßer Eile zwischen die Beine zu geraten. Paul stolperte über ihn und wäre fast gefallen. „Verfluchter Rötter!“ rief er aus, „morgen ersäuf' ich dich!“ Dabei stieß er mit dem Fuß nach dem treuen Tier, welches eben, um seine Ungeschicklichkeit wieder gut zu machen, schmeichelnd an ihm hinaufsprang. Einer seiner Handschuhe entfiel ihm, er nahm sich nicht die Zeit, ihn aufzuheben, doch der gut abgerichtete Fudel tat's für ihn mit dem Maul. Der Brief flog ihm aus der Jackettasche, er fluchte, während er sich aber notgedrungen niederbückte und ihn weder aufnahm, blickte er zugleich schon und ängstlich rückwärts, und bemerkte zu seinem Trost, daß dem Verfolger bereits ein sehr bedeutender Vorsprung abgewonnen sei. „Im Laufen,“ dachte er, „nimmt's so leicht keiner mit mir auf; das wußte der Unhold, darum versuchte er's, mich durch Rufen zum Stehenbleiben zu vertreiben. Ha! Ha! als ob ich einfältiger wäre wie ein Hase, der wahrhaftig nicht umkehrt, wenn der Jäger ihm pfeift! Ich weiß gar nicht, warum ich die Pfeife nicht wieder anzünde, wo ich die Türme der Stadt sehe!“

Der Lange, der es bemerken mochte, daß Paul nicht mehr so eilte wie vorher, rief abermals: „Heda! So warte doch!“ — „Nimmt er nicht,“ dachte Paul, „ordentlich eine fremde Stimme an? Das ist die seinige nicht, die ist durch den Brantwein längst verdorben. Aber ruß du, wie ein Engel rußt, mich fängt man nicht durch solche Künste!“ Immer rüstig vorwärtsschreitend gelangte er bald an das unverschlossene Thor der Stadt. Hier sah er sich wieder um, der Lange war ihm ziemlich nah, und er konnte im Mondschein deutlich bemerken, daß Spitz, dessen ungewöhnliches Hin- und Wiederlaufen ihm längst verdächtig gewesen war, jenen liebkoste, an ihm hinaufsprang, und ihm die Hand leckte. „Bei Gott!“ rief Paul grimmig aus und ging in die Stadt hinein, „morgen ersäuf' ich den Rötter im ersten Wasser, ich glaube, ich schwur's schon einmal!“ Hell brannten die Laternen auf den Straßen, drei bis vier Nachtwächter wanderten umher. Hier ist man mehr als sicher! dachte Paul und stellte sich hinter einen Laternenpfahl. „Wagt der Gesell sich in die Stadt,“ dies gelobte er sich feierlich und blickte unverwandt nach dem Tore zurück, „so mach' ich die Wächter auf ihn aufmerksam, das bin ich jedem Schlafenden, den er bestehlen könnte, schuldig!“ In diesem Augenblick kam der Lange ins Thor. Paul eilte auf den nächsten Nachtwächter zu und sagte in ängstlicher Hast: „Paß auf den Menschen, der eben die Straße heraufkommt, er ist ein Räuber und Dieb, und hat mich über anderthalb Stunden verfolgt!“ Der Nachtwächter zog, ohne zu antworten, eine Pfeife hervor und pfiff, als bald sammelten sich um ihn seine Kameraden und umzing-

elten, nachdem er sie in höchster Kürze instruiert hatte, den angeblichen Räuber, ihn mit den sonderbarsten Fragen bestürmend. Auch Paul trat herzu, wie aber ward — naß wag aqa aia 'a aq aqa 'uolaag aq u a sp 'uq! sel, geflohen war, statt des langen Hanns, seinen guten Freund Jakob, einen Schmiedegesellen erkannte. „Das ist er nicht!“ rief er den Nachtwächtern zu; „ich habe mich geirrt, laßt diesen los!“ Schimpfend und brummend ließen die Nachtwächter von ihrer Beute ab; Paul aber trat vor Jakob hin und fragte ihn mit großem Ernst: „Warst du es wirklich, der hinter mir herkam, mir winkte und mich beim Namen rief?“ Jakob, der nicht wußte, was er aus dem wunderlichen Vorfall machen sollte, verzetzte übellaunig: „Wer wäre es sonst gewesen? Ich soll für meinen Meister, der plötzlich erkrankt ist, zum Arzt und erkannte dich, als du deinen Hund locktest, an der Stimme!“ — „Jesuz“ entgegnete Paul ruhig und hielt seinem Freunde den Tabaksbeutel hin, damit er sich eine Pfeife stopfe, „hätte ich das gewußt, so hätten wir zusammen gehen können!“

## **Etwas zur Erziehung der Jugend.**

Nichts verlangt so große Sorgfalt, als die Erziehung der Jugend. Viel ist in den Jahren des Krieges versäumt worden. Der starke Wille des Vaters, dem der Eigensinn der Kinder sich eher beugt, als der liebevolleren Mahnung der Mutter, reichte oft, die Mutter selbst aber war in der Sorge, „wovon werden wir morgen leben?“, so sehr in Anspruch genommen, daß sie nicht Zeit hatte, ihren Kindern jene Sorgfalt zuzuwenden, die zur Erziehung unbedingt notwendig ist, um die verschiedenen Ritzungen derselben in die richtigen Bahnen zu lenken. Die Väter, die sich freuten ihre Kinder wiederzusehen, fanden Gesichter, aus denen das Glend grinsie. Und so bringt mancher Vater nicht die Kraft auf, der jugendlichen Selbsterziehung die Regel etwas straffer anzulegen. „Sie haben ja doch sonst nichts, lassen wir ihnen die Freude“ sagen viele Eltern in Bezug auf ihre Kinder. Wir schreiben diese Zeilen um den Eltern und den Erziehern ans Herz zu legen, was sie begehen, wenn sie durch die große Nachlässigkeit der Menschheit und den Kindern selbst großen Schaden zufügen.

Unser höchstes Gut, unsere Zukunft sind die Kinder. Sie sind die Träger der zukünftigen Kultur, die Erben dessen, was wir erstreben. Sie sollen das vollstreken, für was wir kämpfen. Deshalb müssen wir sie behüten vor den Gefahren der Verwahrlosung. Denn eine leblich und sittlich degenerierte Menschheit kann nicht die Trägerin der Zukunft sein.

Schulkinder führen Reden, die den Erwachsenen die Schamröte ins Gesicht treiben, so etwas aus dem Munde von Kindern hören zu müssen. Vom Gräßen älterer Personen durch Schulkinder ist keine Rede mehr. Die erwachsene Jugend weiß ihr Wesen in den Wirtshäusern, das aller Beschreibung spottet. Gasardspiele, Zechgelage sind die einzigen Vergnügungen, denen die Jugend huldigt. Der Tanzboden wimmelt von halbwüchsigen Burtschen und Mädels, die noch der Aufsicht der Eltern bedürften. Wir wissen, der Krieg mit seinen Folgen ist der Hauptschuldige an diesen Zuständen, aber auch die Eltern tragen einen großen Teil der Schuld. Sie leben den Mias dahin, interesselos; umgaulen von den Wünschen und Begehren ihrer selbstsüchtigen Natur. Eltern wachet auf! Schüttelt die Gleichgültigkeit und Interesslosigkeit von Euch ab, seht Bildner für unseren Nachwuchs:

## **Die Stellung der Frau in polnischer Vergangenheit.**

Wäre die Stellung der Frau das entscheidende Moment einer Sittenkultur, so würde den Polen unter die-



iem Gesichtspunkte die erste Stelle unter den Völkern gebühren.

Die Stellung der Gattin und der Mutter war in Polen in der vollen Bedeutung des Wortes würdevoll, der Einfluß der Frauen war groß, oft sogar übermächtig. Die Gattin, „das teure Kleinod“, die Gattin „ein lieber und dankbarer u. dir ganz gleicher Gefährte“, „die Zierde des Mannes“, „die Krone des Hauptes“, — all diese Bezeichnungen, denen man sowohl bei den alten polnischen Poeten und Schriftstellern, von Rej und Kochanowski angefangen, als auch bei den jüngsten immer wieder begegnet, waren nicht nur leere Worte, nein, es war die volle Wahrheit.

Das begründen auch alle anderen ganz unparteiischen Sittenquellen der Vergangenheit: die Gerichtsakten, Interzissen, Testamente, vertrauliche Briefe, von den Memoiren gar nicht zu reden. Es ist tatsächlich ein charakteristischer Zug, daß man die Gattin für gewöhnlich „Freund“ nannte.

Nicht nur der Adel, auch die großen Herren, nennen ihre Gattinnen „Freund“. Als Janusz Radziwill der König um Hilfe bei seiner Werbung bittet, beschwört er ihn, ihm zu helfen, weil es sich hierbei „nicht um ein Amt, nicht um eine Vakanz, sondern um einen ewigen Freund“ handelt. Georg Ossolinski sucht bei seiner Werbung „einen Freund als den teuersten Schatz und den größten Segen nach der göttlichen Gnade“. Fürst Sapieha nimmt in seinem Testamente Abschied „von seinem besten Freunde, nach dem lieben Herrgott, von seiner Ehegattin Anna“. Christoph Zawisza sagt in seinen Memoiren, „was ich an Ruf bei den Menschen und an Segen bei Gott erworben habe, verdanke ich der besonderen Gnade der Vorsehung, die mir einen Freund geschenkt hat, meine Frau Theresia.“

Unter dieser Bezeichnung des Freundes verbirgt sich eine Emanzipation der Frau im schönsten Sinne des Wortes. Dadurch, daß man in der Gattin einen Freund erblickte, verlieh man ihr gewissermaßen eine Unabhängigkeit von den vergänglichen Bedingungen der Jugend und Schönheit. Man verlangte von ihr nicht nur Gefühl, sondern auch Tapferkeit, nicht nur Herz sondern auch Verstand und Tatkraft.

Und in der Tat war die mulier fortis — die tapfere Frau, keine Seltenheit im polnischen Lande. Oft kamen die Frauen an tatkräftiger Energie und Tapferkeit den Männern gleich und übertrafen sie in der Regel an Ehrgeiz. Um ein Beispiel herauszugreifen: welch prachtvolle Gestalt eines polnischen Mädchens ist die in dem stillen Sambor erzogene Tochter des Wojwoden v. Sandomierz, die spätere Jarin Maryna; mit wunderbarer Energie und einer durch nichts zu vernichtenden Kraft des Ehrgeizes bietet sie den gefährlichsten Situationen ihres Lebens die Stirn, stürzt in Husarenrüstung in den Kreis der meuternden polnischen Soldaten und zwingt durch Gebärde und Rede „ganze Scharen auf ihre Seite“; den von den Wällen des durch Demetrius belagerten Moskauer Klüftenden versperrt sie den Weg und ruft ihnen zu: „Was beginnt ihr, ihr schlechten Menschen! Ich bin ein Weib und verliere doch nicht den Mut!“ Und dem Starosten von Uswiad Sapieha, der sie auf dem Wege nach Kaluga aufhalten will, wirft sie die herausfordernden Worte zu: „Ich habe an 400 donische Kosaken bei mir! Wenn du den Weg nicht freigibst, dann liefere ich dir eine Schlacht!“

Der Einfluß der polnischen Frauen überschritt oft die Grenzen der häuslichen Welt, in der sie herrschten, und reichte in das öffentliche Leben und selbst in dessen wichtigste Angelegenheit hinein. Zahlreiche Beweise dafür befinden sich unter andern in den Rapporten der ausländi-

chen Gesandten, die beim Abwiegen der Chancen ihrer Mission und Aktion auch die Meinungen und Sympathien der polnischen Damen in Rechnung zogen. Vor Königswahlen erwog man eifrig, für welchen Kandidaten sich die Frauen entscheiden werden. Oft geschah es, daß Frauen zu diplomatischen Missionen verwendet wurden, wie zum Beispiel die Tochter des Kronmarschalls Lubomierski, die als „eine Dame von großem Genie, von Verstand und Energie, als eine große Diplomatin von solcher Gewandtheit, daß sie mit ganz Europa Konferenzen abhielt“ bezeichnet wurde. Während des vierjährigen Reichstages beeinflussten die polnischen Damen den Lauf der Dinge in hohem Maße. Eine der charakteristischen Gestalten war die Kastellanin Kossakowska, von der man gesagt hat, daß sie die letzte Edelfrau unter den Damen war und die letzte Dame unter den Edel Frauen. Man muß, wenn man ihre Geschichte liest, den bürgerlichen Geist dieser Frau, ihre aufrichtige herzliche Teilnahme an den Angelegenheiten und Geschicken des Landes bewundern. Sie sagt selbst in einem Briefe: „Eine Zeit, die ich ohne Kenntnis der öffentlichen Interessen verbringen müßte, würde für mich dem Tode gleichkommen.“

Dies sind nur einige Beispiele aus der Geschichte des polnischen Volkes, aber sie mögen dazu beitragen, die eigenartige Stellung der polnischen Frau, die bei keinem anderen Volke Gleiches oder auch nur Ähnliches findet, zu veranschaulichen.

In einer Zeit, wo bei allen andern Völkern die Frauen als untergeordnete und fast rechtlose Wesen behandelt werden, nahm die Polin eine Stellung ein, die in den letzten Jahrzehnten das so heiß ersehnte und erstrebte Ziel aller modernen Frauenbewegungen bildete und welche erst in den letzten Jahren erreicht zu sein scheint.

Aus „Łozinski's Polnisches Leben in vergangenen Zeiten.“

\* Maryna Mutszech, Tochter des Wojwoden von Sandomierz und Gemahlin des falschen Demetrius. Am 19. Mai 1606 wurde sie zur Jarin gekrönt.

## Ein Arztetarif vor dreitausend Jahren

Da unsere Ärzteschaft heute um einen der Teuerung entprechenden Tarif für Honorierung ihrer Leistungen ringt, dürfte es nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, welches die erste Medizinaltaxe war, von der uns die Geschichte berichtet. Sie ist vor mehr als 3000 Jahren im alten Persien abgefaßt. Das heilige Buch der Perser, das „Zendavesta“ berichtet ausführlich darüber. Der Arzt soll das Oberhaupt einer Landschaft um ein Biergeßpann von Ochsen heilen, dessen Frau für ein weibliches Kamel, den Herrn eines Ortes, welcher Mauern hat, um ein großes Zugtier, die Frau eines Herrn solcher Stadt für eine Stute, die Frau eines Dorfherrn für eine Kuh, den Herrn eines Hauses um den Preis eines kleinen Zugtieres, die Frau eines Hausherrn für eine Gelin; ein großes Zugtier heile er um den Preis eines mittleren, ein mittleres um den Preis eines Stück Kleinvieh. Am billigsten wollen die Priester davonkommen, denn einen Priester soll der Arzt heilen für einen frommen Segensspruch. Diese altpersische Medizinaltaxe findet sich in dem Zwiegespräch zwischen Zarathustra und Ahuramazda in dem Vendidad Kap. 15. Vers 42 bis 46.



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Der sterbende Pole

1831.

Leb' wohl, leb' wohl, mein Vaterland!  
Nimm noch den Abschiedslaut dahin!  
Es reißt das letzte süße Band,  
Und meines Lebens Geister flieh'n!  
Rings um mich her erbrüllt die Schlacht,  
Die Trommel ruft, die Büchse fracht,  
Die Schwerter klirren, die Kämpfer schrei'n,  
Und die Trompeten schmettern drein.

Kanonen donnern von den Höhen,  
Als sollt' die Erde untergehn;  
In Pulverdampf begraben liegt  
Das Feld, so weit der Blick nur fliegt;  
Noch schaukt der Sieg von Schar zu Schar,  
Noch zittert Polens weißer Mar,  
Noch stürmt der Russe wild heran,  
Noch ruft der Pole: „drauf und dran!“

Wie blutig strahlt das Abendrot!  
Wie überall nur Tod und Tod!  
Auch ich im holden Lebensma  
Muß schon dahin! Wär' Polen frei,  
Dann säh' ich im Triumph den Tod  
So heiter an wie Morgenrot!  
Doch ach! noch seufzt mein Volk so sehr,  
Das macht mir auch das Sterben schwer!

Und du, süß Liebchen, Leben mein,  
Sollst nun von mir geschieden sein?  
Du stehst wohl vor dem kleinen Haus  
Und blickst mit nassem Aug' hinaus,  
Und jedes Krachen, das erklingt,  
Dir durch die tiefste Seele dringt,  
Und jeder Blitz und jeder Dampf  
Preßt dir das Herz mit Todeskrampf!

Und wie die Mutter tröstet, ach!  
Dein Auge wird ein Tränenbach,  
Es pocht dein Herz; den holden Blick

Hebst betend du für mein Geschick;  
Da wird dir wohl; da fühlst du  
Im Engelbusen Himmelsruh;  
Und hoffst noch dann auf Wiederkehr,  
Wenn dein Geliebter ist nicht mehr!

Ich habe dich so heiß geliebt!  
Du warst so rein, so ungetrübt,  
Warst mein so ganz! du treues Herz!  
Dich soll ich lassen? Dich! O Schmerz!  
Doch Gott im Himmel fand es gut;  
So ström' dahin, mein junges Blut!  
Leb' wohl, lieb Mädchen, denke mein,  
Der sterbend seufzet „Ewig dein!“

Lebt wohl, ihr Berg' und Täler all;  
Leb' wohl, o Sonn' und Lerchenschall!  
Leb' wohl, du Wald und Heimatsflur!  
Leb' wohl, du lächelnde Natur;  
Leb' wohl, du schöner Weichselfluß!  
Euch allen meinen Abschiedsfluß!  
Wie oft habt ihr ein Herz entzündet,  
Das brechend noch euch an sich drückt!

Wie schwer mein Tod! Wie schwer! Wie schwer!  
Ach daß es doch vorüber wär! —  
Doch welch ein Ton schlägt an mein Ohr?  
„Viktoria!“ singt's im lauten Chor!  
Die Brüder sind's! Nun sterb' ich gern;  
Wie freundlich blinkt der Abendstern!  
Wie himmlisch naht die Sommernacht!  
Wie steigt der Mond in voller Pracht!

Die Polenscharen jubelnd ziehn,  
Der Siegesmarsch tönt, die Russen flieh'n;  
Und „Freiheit! Freiheit!“ tausendmal  
Erklingt's in Echo's durch das Thal,  
Mir wird so leicht! — Gewebt aus Glanz  
Umfängt mein Haupt ein Strahlentrang;  
Mein Auge fällt ein goldnes Licht;  
Ich rufe: „Freiheit!“ — und — es bricht!

Ernst Ortlepp.

„Aus den Polenliedern deutscher Dichter.“



# Lux in tenebris lucet.

## Eine ernste Erzählung von Henryk Sienkiewicz

Im Herbst, besonders im November, gibt es oft Tage, die so feucht, so finster und so düster sind, daß sie selbst einem gesunden Menschen das Leben widerwärtig erscheinen lassen. Seitdem Kamionka sich leidend fühlte, und aufgehört hatte an seiner Statue der „Barmherzigkeit“ zu arbeiten, quälte ihn solche Unbill des Wetters mehr als seine Krankheit selbst. Jeden Morgen schleppte er sich von seinem Bett an das große Fenster seines Ateliers und wischte die angehauchte Scheibe ab in der Hoffnung, einen kleinen Ausschnitt blauen Himmels zu erblicken, aber jeden Morgen harnte seiner eine Enttäuschung. Ein schwerer, bleierner Nebel hing über der Erde; es regnete nicht, dennoch sah das Steinpflaster auf dem Hofe wie ein wassergetränkter Schwamm aus; alles war naß, schlüpfrig, durchdrungen von Feuchtigkeit, deren einzelne Tropfen, in die Biegungen der Dachrinnen heruntersallend, mit einer fürchterlichen Gleichförmigkeit gegen dieselben anschlugen, gleichsam die träge und trübe dahinschleichende Zeit abmessend.

Das Fenster des Ateliers ging auf einen Hof, der rückwärts an einen Garten grenzte. Der Rasen hinter dem Gitter wies noch ein krankhaftes Grün auf, in dem bereits Tod und Fäulnis lag, die Bäume aber, mit den wenigen vergilbten Blättern, mit den von der Feuchtigkeit schwarz gefärbten und vom Nebel stellenweise angegriffenen Zweigen, sahen schon ganz abgestorben aus. Allabendlich ertönte dort das Krächzen der Krähen, welche, Wald und Feld verlassend, nach dem Winterquartier in die Stadt zogen und mit großem Flügelgeräusch in den Nestern ihr Nachtlager aufschlugen.

An solchen Tagen glich das Atelier in seiner Düsterei einem Beinhaus. Marmor und Gips benötigten eines blauen Himmels, denn solch bleifarbiges Licht verleiht ihrer Weiße etwas Trauermäßiges; den Gestalten aus dunkler Terracotta aber raubt es die Deutlichkeit der Linien und verwandelt sie in unbestimmte, beinahe erschreckende Formen.

Schmutz und Unordnung vergrößerten den traurigen Eindruck des Ateliers. Auf der Diele lag in dicken Schichten Staub, der teils aus zertretenen Terracotta-Bruchstücken, teils aus dem von draußen hereingebrachten Straßengraus gebildet war. Die Wände waren düster und mit einigen Gipsmodellen von Händen und Füßen geziert, im übrigen aber ganz kahl; unweit vom Fenster sah man einen kleinen Spiegel, über demselben einen Menschenschädel und einen vom Staub ergrauten Mafaristrafuß hängen.

In einer Ecke stand das Bett mit einer alten, zerknitterten Decke darauf, nebenbei ein Nachttisch mit einem eisernen Leuchter. Kamionka hatte aus Sparsamkeit keine besondere Wohnung und schlief im Atelier. Sonst stand vor dem Bett ein Wandschirm, jetzt aber war derselbe zurückgeschoben, damit der Kranke bequem zum Fenster hinaussehen und beobachten könne, ob das Wetter endlich besser werde. Ein zweites, größeres, in der Decke des Ateliers angebrachtes Fenster, war von innen derart mit Staub überzogen, daß es selbst an den hellsten Tagen nur ein graues, trübes Licht spendete.

Doch es wollte sich draußen nicht aufhellen. Nach einigen dunklen Tagen senkten sich die Wolken vollständig herab, die Luft wurde noch schwerer von Nebel und Feuchtigkeit und es entstand noch größere Dunkelheit. Kamionka, der bisher nur angekleidet auf dem Bette gelegen hatte, fühlte sich leidend, er zog daher seine Kleider aus und legte sich nun vollends hin.

Eigentlich war es keine ausgesprochene Krankheit, an derer litt, er war bloß niedergeschlagen, mißvergnügt, erschöpft und traurig. Eine allgemeine Schwäche war über ihn gekommen. Er hatte keine Lust zu sterben, fühlte sich aber auch nicht kräftig genug, um zu leben.

Die langen Stunden der finsternen Tage erschienen ihm um so länger, als er niemand bei sich hatte. Seine Frau war ihm vor zwanzig Jahren gestorben, seine Verwandten lebten in einem anderen Teile des Landes und mit den Kollegen verkehrte er nicht. In den letzten Jahren hatten sich die Bekannten von ihm zurückgezogen, wegen seiner stets zunehmenden Grämlichkeit. Anfangs hatte diese seine Stimmung die Leute unterhalten, nachher aber, als er immer mehr zum Sonderling wurde, und als jeder Scherz in ihm eine anhaltende Verstimmung erzeugte, gaben auch die Nächsthstehenden den Verkehr mit ihm auf.

Man verargte es ihm auch, daß er mit dem zunehmenden Alter fromm geworden war und bezweifelte seine Aufrichtigkeit. Die Böshafte sagten, er ginge deshalb zur Kirche, um durch Beziehungen zur Geisteslichkeit Aufträge für die Kirchen zu erlangen. Es war dies übrigens nicht der Fall. Seine Frömmigkeit entsprang vielleicht nicht einem tiefen Glauben, aber sie war uninteressant.

Was indessen dem gegen Kamionka gehegten Verdacht einen Schimmer von Berechtigung verlieh, war sein stets zunehmender Geiz. Seit mehreren Jahren wohnte er aus Sparsamkeit im Atelier; er nährte sich mit unmöglichem Zeug und hatte seine Gesundheit damit derart ruiniert, daß sein Gesicht nun so gelb und so durchsichtig war, wie das einer Wachsfigur. Er mißte die Menschen auch deshalb, damit nicht jemals einer von ihm irgend einen Dienst verlangen möchte.

Er war überhaupt ein Mensch, dessen Charakter aus dem Gleichgewicht gekommen war — verbittert und sehr unglücklich. Und doch war er keine Alltagsnatur, denn auch seine Fehler hatten ein eigenes, künstlerisches Gepräge. Diejenigen, welche vermuteten, daß er bei seinem Geiz ein ansehnliches Vermögen zusammengeesparrt haben müsse, irrten sich. Kamionka war wirklich arm, denn er verausgabte alles, was er besaß, für Aquarelle, deren er eine ganze Anzahl in seinem Schrank verborgen liegen hatte und die er von Zeit zu Zeit befristete und mit derselben Vorsicht zählte, wie der Geizige sein Geld. Diese Liebhaberei verheimlichte er sehr gewissenhaft, vielleicht deshalb, weil sie als Folge eines großen Unglücks und tiefen Gefühls entstanden war.

Einst, ungefähr ein Jahr nach dem Tode seiner Frau, hatte er bei einem Antiquar einen Kupferstich erblickt, die Armida darstellend — und im Antlitz dieser Armida fand er eine Ähnlichkeit mit dem Gesichte seiner Verstorbenen. Er erwarb den Stich sofort und von diesem Zeitpunkt ab begann er Kupferstiche zu sammeln, anfangs nur solche, die eine Armida darstellten, später aber, als seine Liebhaberei zu wachsen begann — auch andere.

Menschen, die ein sehr geliebtes Wesen verloren haben, müssen ihr Leben an irgend etwas fetten, sonst könnten sie nicht existieren. Was nun Kamionka anbetrifft, so hätte wohl niemand erraten können, daß dieser ältliche und selbstmüßige Sonderling seine Frau einst über alles geliebt hatte. Wahrscheinlich hätte sich auch sein Leben, wenn sie nicht gestorben wäre, heiterer, angenehmer und menschenwürdiger gestaltet. Immerhin hat diese Liebe Kamionkas seine glückliche Lebensperiode, seine Jugend und sogar auch sein Talent überlebt. Seine Frömmigkeit, die sich im Laufe der Zeit in eine Gewohnheit verwandelt hatte, die nur auf dem Beobachten der äußeren Formen beruhte, entsprang gleichfalls derselben Quelle. Kamionka, der nicht zu den wahrhaft Gläubigen gehörte, begann nach dem Tode seiner Frau für ihr Heil zu beten,



weil es ihm schien, daß dies das einzige sei, was er für sie tun könne und daß ihn auf diese Weise stets noch etwas mit ihr verbinde.

Naturen, die äußerlich kalt sind, lieben oft sehr intensiv, und sehr beständig. Nach dem Tode seiner Frau drehten sich alle Gedanken Kamionkas um ihr Andenken und schöpften aus demselben neue Nahrung, ganz wie eine Parasitenpflanze aus dem Stamme Nahrung saugt, auf dem sie lebt. Aber aus dieser Art von Erinnerungen kann die menschliche Pflanze nur vergiftete Säfte saugen, die aus Kummer und schwerem Leid bestehen, und so vergiftete sich auch allmählich Kamionka, verkümmerte und sickte dahin.

Wäre er nicht ein Künstler gewesen, dann hätte er höchst wahrscheinlich seinen Verlust nicht überlebt; aber sein Beruf rettete ihn, denn er stellte es sich zur Aufgabe, nach dem Ableben seiner Frau ein Grabdenkmal für sie zu meisteln. Es ist vergeblich, den Lebenden vorzusagen, daß es den Verstorbenen gleichgültig sei, in welchen Gräbern sie liegen.

Kamionka wünschte, daß es seine Zosia dort sehr schön haben möge — und er arbeitete an ihrem Denkmal ebensoviel mit dem Herzen, als mit den Händen. So kam es, daß er in dem ersten Halbjahr nicht seinen Verstand verlor und sich an seinen Zustand der Verzweiflung gewöhnte.

Der Mensch blieb erschüttert und unglücklich, aber die Kunst hatte den Künstler gerettet, und von dieser Zeit ab lebte Kamionka nur durch die Kunst. Die Leute die in den Galerien Skulpturen und Bilder betrachten, wissen nicht, daß der Künstler im Dienste seiner Kunst redlich oder unredlich sein kann. In dieser Hinsicht konnte man Kamionka nichts vorwerfen. Er hatte keine Schwingen an den Schultern, besaß nur ein Talent, das nicht viel über das Mittelmaß ragte, so daß ihm deshalb vielleicht die Kunst weder das ganze Leben ausfüllen noch für alle Verluste Ersatz bieten konnte — aber er achtete sie hoch und war ihr gegenüber stets aufrichtig. Während der langen Jahre hatte er sie in seinem Berufe nie betrogen und ihr nie unrecht getan, weder des Ruhmes noch des Gewinnes, weder des Lobes noch des Tadelns wegen. Er schuf immer so, wie er fühlte. Zu seinen glücklichen Zeiten, als er noch wie jeder andere Mensch lebte, verstand er es, über die Kunst ungewöhnliche Ansichten auszusprechen, und später auch, als man bereits anfing, ihn zu meiden, dachte er oft in seinem einsamen Atelier über dieselbe in ehrlicher, erhabener Weise nach.

Er fühlte sich sehr verlassen, aber es war dies ganz natürlich. Die Welt scheint es sich zur Nichtsahnung zu machen, ungewöhnlich unglückliche Menschen aus ihrer Mitte auszuschließen. Dieselben werden deshalb von ihren Grillen und Fehlern überwachsen, ganz wie auf einem, vom Wasserstrom herausgeschleuderten Stein Moos zu wachsen beginnt, sobald er sich nicht mehr an anderen Steinen reibt. Als jetzt Kamionka erkrankt war, sprach keine lebendige Seele in seinem Atelier vor, mit Ausnahme der Aufwärterin, welche zweimal täglich kam, um den Thee zu bereiten und ihm denselben zu reichen. So oft sie kam, riet sie ihm, einen Arzt holen zu lassen, doch er scheute die Ausgabe und wollte nicht darauf eingehen.

Endlich wurde er sehr schwach, wohl deshalb, weil er außer Thee nichts zu sich nahm; er hatte zu nichts mehr Lust, weder zum Essen, noch zur Arbeit, noch zum Leben. Seine Gedanken waren jetzt so weß wie jene Blätter, welche er durch das Fenster betrachtete und entsprachen vollkommen dieser Herbstwitterung, diesem Regenwetter und dieser bleiernsten Finsternis. Es gibt keine böseren Momente im Leben, als jene, in welchen der Mensch fühlt, daß er dies, was er vollbringen sollte, bereits vollbracht hat, was er zu erleben hatte, bereits erlebt hat, und daß er vom Leben nichts mehr zu verlangen hat. Seit unge-

fähr fünfzehn Jahren lebte Kamionka in der ewigen Angst, daß sich sein Talent erschöpfen würde. Gegenwärtig war er davon überzeugt und sagte sich mit Bitterkeit, daß sogar auch die Kunst ihn verlasse. Dabei fühlte er Erschöpfung und Ermattung in jeder Muskel. Er erwartete nicht einen baldigen Tod, glaubte aber auch nicht an eine Wende der Gesundheit. Er fühlte überhaupt nach gar keiner Richtung hin einen Funken von Hoffnung.

Wenn er jetzt noch etwas wünschte, so war es, daß es sich aufheitern, und die Sonne in sein Atelier hinein scheinen möchte. Er dachte sogar, daß ihm dies frischen Mut geben würde. Er war überhaupt immer sehr empfindlich gegen Regen und Dunkelheit gewesen, solche Tage hatten stets seinen Kummer und seine Niedergeschlagenheit vermehrt. Wie mußte er also jetzt leiden, da sich dieses, wie er es nannte „hoffnungslose Wetter“ seiner Krankheit beigesellte. Jeden Morgen, wenn die Aufwärterin mit dem Tee hereinkam fragte Kamionka: „Wird es draußen nicht heller?“

„Ach,“ erwiderte die Frau, „es ist solcher Nebel, daß einer den andern nicht sehen kann.“

Der Kranke pflegte bei dieser Antwort die Augen zu schließen und stundenlang regungslos dazuliegen.

Auf dem Hofe war es immer still, nur die Regentropfen schlugen gleichmäßig gegen die Dachrinne.

Um drei Uhr nachmittags wurde es bereits so dunkel, daß Kamionka ein Licht anzünden mußte. Infolge seiner Schwäche verursachte ihm dies große Schwierigkeit. Anfangs besann er sich lange, ehe er nach den Streichhölzern langte; dann streckte er träge die Arme aus, deren Magerkeit durch die Hemdärmel sichtbar war und ihn als Bildhauer mit Abscheu und Bitterkeit erfüllte. Nachdem er das Licht angezündet hatte, ruhte er wieder, ohne sich zu regen, aus, bis am Abend die Wärterin kam, und hörte dabei mit geschlossenen Augen dem Geräusch der Regentropfen zu.

Merkwürdig sah dabei das Atelier aus. Der Schimmer der Kerze beleuchtete das Bett und den darin liegenden Kamionka und warf einen hellen Schein auf seine Stirn, die mit einer ausgetrockneten gelben Haut bedeckt war. Alles übrige im Zimmer lag im Dunkel, das jeden Moment dichter wurde. Aber je mehr es draußen finster wurde, um so rosiger und lebendiger wurden drinnen die Statuen. Die Flamme der Kerze war bald tief, bald flackerte sie hoch empor und in diesem wechselnden Lichtschimmer schienen auch die Statuen sich bald zu beugen, bald zu heben, gleichsam, als wollten sie sich auf die Fußspitzen stellen, um besser in das abgemagerte Gesicht des Künstlers blicken zu können, und sich davon zu überzeugen, ob ihr Bildner auch noch lebe.

Dnen in diesem Gesichte lag eine gewisse Unbeweglichkeit des Todes. Von Zeit zu Zeit nur bewegten sich die bläulichen Lippen des Kranken leise, als betete oder fluchte er über seine Verlassenheit und über die quälenden Regentropfen die so gleichförmig die Stunden seiner Krankheit abmaßen.

Eines Abends kam die Aufwärterin und war gesprächiger als sonst.

Sie sagte: „Ich habe so viel Arbeit, daß es mir schwer wird, zweimal des Tages heranzukommen. Sie könnten lieber eine barmherzige Schwester nehmen, die kostet nichts und pflegt die Kranken am besten.“

Kamionka gefiel der Rat sehr gut; er hatte aber, wie alle griesgrämigen Menschen, die Gewohnheit, zu widersprechen, wenn ihm etwas geraten wurde. Er wollte daher nichts mehr davon hören.

Als aber die Aufwärterin weggegangen war, fing er an, über die Sache nachzudenken. Eine barmherzige Schwester! es ist wahr! die kostet nichts und dabei welche Hilfe, welche Bequemlichkeit. Kamionka empfand, wie



jeder Kranke, der sich selbst überlassen ist, eine Menge von Unannehmlichkeiten und kämpfte mit tausend kleinen Missetheuren, die ihn ebenso quälten, als ungeduldig machten. Oft lag er stundenlang, den Kopf unbequem gebettet, ehe er sich dazu entschließen konnte, die Kissen zurechtzurücken; manchmal, bei Nacht begann er zu frieren und hätte, Gott weiß was, für eine Tasse heißen Thees gegeben, aber da es ihm so schwer wurde, ein Licht anzuzünden, wie sollte er nur daran denken, Wasser heiß zu machen?

Eine barmherzige Schwester würde dies alles mit der diesen Pflegerinnen eigenen Bereitwilligkeit tun. Um wieviel leichter ist es, bei solcher Hilfe eine Krankheit durchzumachen!

Es kam soweit, daß der Vermste anfang, an eine Krankheit unter solchen Umständen als an etwas Erwünschtes und Glückbringendes zu denken, und daß er sich innerlich darüber wunderte, daß sogar auch für ihn ein solches Glück erreichbar sei.

Es schien ihm auch, daß — wenn die Schwester jetzt hereintreten und mit sich etwas Fröhlichkeit und neue Zuversicht ins Atelier bringen werde, es dann auch draußen heller werden müßte, und die klatschenden Regentropfen aufhören würden, ihn zu verfolgen.

Es übermannte ihn Neugier darüber, daß er nicht gleich auf den Rat der Aufwärterin eingegangen war. Eine lange düstere Nacht stand ihm bevor; und die Aufwärterin würde erst am nächsten Morgen nach ihm sehen. Es wurde ihm klar, daß diese Nacht schwerer für ihn sein würde, als alle vorhergegangenen.

Dabei fiel es ihm ein, was er doch für ein armer Lazarus sei — und im Gegensatz zu seinem heutigen Glend, standen ihm plötzlich die früheren glücklicheren Jahre seines Lebens lebendig vor Augen. Und wie vor einer Weile der Gedanke an die barmherzige Schwester, so verwob sich auch jetzt die Erinnerung an die vergangenen Zeiten in seinem ermatteten Hirn mit der Vorstellung der Sonne, des Lichtes und des schönen Wetters.

Er begann an seine Verstorbenen zu denken; mit ihr zu sprechen, wie er es stets zu tun pflegte, wenn es ihm sehr schlecht ging. Schließlich ermüdete er, fühlte sich schwächer werden und schlief ein.

Die auf dem Nachttisch stehende Kerze brannte langsam herunter. Die rosige Flamme wurde himmelblau, flackerte einige Male hoch auf und erlosch. Tiefe Finsternis umpfing das Atelier.

Und unterdessen fielen draußen die Regentropfen immer traurig, einsörmig nieder, als sickerte in ihnen die Schwermut der ganzen Natur zur Erde herab.

Ramionka lag lange in einem leichten Schlummer, aber plötzlich erwachte er mit der merkwürdigen Empfindung, daß im Atelier etwas Ungewöhnliches vorgehe.

Die Morgenröte brach an. Die Marmor- und Gipswerke begannen hell zu schimmern. Das breite venetianische Fenster, das dem Bett gegenüber lag, fing an, im schwachen Lichte zu strahlen.

In dieser Beleuchtung erblickte Ramionka eine an seinem Bett sitzende Gestalt.

Er öffnete die Augen weit und blickte sie prüfend an. Es war eine barmherzige Schwester.

Sie saß unbeweglich, etwas gegen das Fenster gewendet, den Kopf geneigt, ihre Hände lagen auf dem Schoß gefaltet — sie schien zu beten.

Der Kranke konnte ihr Gesicht nicht erblicken, hingegen sah er deutlich ihre weiße Haube und die dunklen Linien ihrer etwas schmalen Schultern.

Sein Herz begann unruhig zu klopfen und es schoß die Frage durch den Kopf: Wann mag nur die Aufwärterin die Schwester geholt haben, und wie ist sie hier hereingekommen?

Nachher dachte er, daß ihm vielleicht nur aus Schwäche so etwas erscheine und schloß die Augen.

Aber nach einer Weile öffnete er sie wieder.

Die Schwester saß noch immer auf derselben Stelle, unbeweglich und wie in Gebet versunken.

Ein eigentümliches Gefühl, aus Schrecken und großer Freude gemischt, ließ dem Kranken die Haare zu Berge stehen. Seine Blicke wurden mit ungeahnter Kraft von der Gestalt angezogen. Es wollte ihm scheinen, daß er sie bereits irgendwo gesehen habe, doch wo und wann dies gewesen — dessen konnte er sich nicht entsinnen. Es packte ihn ein unwiderstehliches Verlangen, dieses Gesicht erblicken zu können, doch die weiße Haube verhielte es; Ramionka aber traute sich nicht, obwohl er selbst nicht wußte weshalb, zu sprechen, sich zu bewegen, ja nicht einmal zu atmen. Er merkte bloß, wie das Gefühl der Angst und gleichzeitig der Freude ihn immer mehr übermannte, und er fragte sich selbst mit Erstaunen: Was ist denn das?

Unterdessen brach der Tag vollends herein.

Welch herrlicher Morgen mußte da draußen sein! Plötzlich, ohne jede Ueberlegung, leuchtete ins Atelier ein Licht herein, so hell und strahlend, als ob es Frühling oder Mai wäre. Ganze Wellen von goldenem Licht, die wie eine Sturmflut zunahmen, begannen das Zimmer zu füllen, und zwar so gewaltig, daß die Marmorwerke versanken und in dieser Helligkeit untergingen; auch die Wände verschmolzen sich mit diesem Licht und verschwanden darin gänzlich. Ramionka kam es vor, als befände er sich in einem unbegrenzten Lichtraum.

Da bemerkte er, daß auch die Haube auf dem Kopfe der barmherzigen Schwester allmählich ihre weiße Steifheit verlor, zu flimmern begann, sich wie Nebel auflöste, und ebenfalls in helles Licht verwandelte.

Die barmherzige Schwester wendete dem Kranken langsam ihr Gesicht zu — und plötzlich erkannte der verlassene Dulder in dem strahlenden Glorienschein die hundertfach geliebten Züge seiner Verstorbenen.

Da sprang er vom Bette auf und seiner Brust entrang sich ein Schrei in dem Jahrzehnte von Tränen, Schmerz und Verzweiflung lagen.

„Zofia! Zofia!“

Und er umpfing sie, preßte sie an sich und auch sie warf ihre Arme um seinen Hals.

Es floß immer mehr Licht herein.

„Du hast meiner nicht vergessen,“ sagte sie endlich, „ich komme also dich zu holen und habe dir einen leichten Tod auszubeten.“

Ramionka hielt sie immer in seinen Armen, als ob er fürchtete, daß die gebenedeite Erscheinung ihn zugleich mit dem Licht entschwinden könnte.

„Ich bin bereit, zu sterben,“ erwiderte er „wenn du mich nur nicht verlässest.“

Sie aber lächelte ihm mit engelhaftem Ausdruck zu indem sie die eine Hand von seinem Hals loslöste, deutete sie nach unten und sprach: du bist bereits gestorben; siehe dorthin!“

Ramionka blickte in der Richtung ihrer Hand, und siehe — zu seinen Füßen erblickte er durch das Bogenfenster das Innere seines finsternen, einsamen Ateliers; in demselben lag auf dem Bett sein eigener Leichnam, mit weit geöffnetem Munde, der in dem vergifteten Gesichte sich wie eine schwarze Höhle ausnahm.

Und er schaute auf diesen abgemagerten Körper wie auf etwas ganz Fremdes. Nach einer Weile übrigens begann alles seinen Blicken zu entschwinden; denn jenes Licht, welches die beiden umfloß und als ein überirdischer Wind anzufachen schien, verlor sich ins Unendliche. —



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Stepan ohne Erde

Von Kazimierz Tetmajer.

Aus dem Polnischen

„Hei! Bettlergreis! Ich ein Bettler! Nimm dich in acht! Warte! Wirft ihn schon sehen! Den Bettler! Hei! ha! Der gnädige Herr! Bettlergreis! Ja! Ja! Warte mir!“

So schrie Stepan Glombit zu sich selbst, in der einzigen Stube, die er besaß, hin und her gehend. Seine Frau und die beiden Kinder saßen am Ofen, in welchem Blätter und kleine Zweige brannten, die sie unter dem Schnee hervorgeholt hatten. Eine Kälte herrschte in der Stube, nicht zum Ertragen.

Stepan Glombits Haus mit einer Stube stieß mit seinem Dach beinahe an Jakob Glombits Hütte. Das war ein herrschaftliches Gehöft mit großen Stuben, Pferdestall, Schweinestall und Scheune. Eine reich ausgestattete Wirtschaft, der man den Ueberfluß anmerkte.

So saßen sie nebeneinander, der bis zum Verfall arme Stepan Glombit und der reiche Jakob Glombit und wie zum Trotz trugen sie denselben Namen. „Pferd und Pferd“ pflegte Jakob Glombit zu sagen, — „Hund und Hund“. Aber das eine Pferd ist eine Sonne, und das andere ist weniger wert als ein Esel, ein elendes Geschöpf, das sich nicht einmal bezahlt macht. Und die Hunde? Der eine — ein Schafbock, der andere — gerade wert, von den Felsen zermalmt zu werden, — verfaultes Eingeweide. So schaffst es der Herrgott.“ So sprach, seine Pfeife passend, der sattgeessene und sattgetrunkene, anständig gekleidete Jakob Glombit zu dem schwarzen Jagdhund, und es haßte ihn der in seinem zerlumpten, weißen Kittel sich verkriechende Stepan.

„So einer kann Familie, Verwandte haben, aber unsereiner ist schlimmer dran als ein Wolf,“ zischte der arme Stepan durch die Zähne.

„Familie?“ brummte Jakob Glombit, indem er wie von ungefähr durch die Zähne mitten in die Stube spie. „Auch eine Flinkte kann dem Menschen Freund und Gebatter sein. Jawohl!“

Ob Verwandte vorhanden waren oder nicht, das konnte wohl nur der Probst wissen, da es aber dort keine Kirche gab, so fehlte auch der Pfarrhof.

Jakob Glombit besaß etwa fünfzig Scheffel Hafer zur Einsaat, säte Gerste, pflanzte Kartoffeln, sammelte Heu ein. Zur Erntezeit ging es bei ihm zu wie auf einem Gutshof. Wagen fuhren, wie die Häuser. Sechs Ochsen zog er, drei Pferde, und Rühre, Schweine, Schafe, Ziegen von allerlei Art in solcher Menge, daß es sich gar nicht zählen läßt.

Bei Stepan machte eine Mücke auf dem Fenster und ein Spinnwebchen im Winkel die ganze Wirtschaft aus. Er hatte nicht nur keine Rühre, Schafe, sondern nicht einmal

eine Ziege. Sie lebten von dem, was sie gerade verdienten.

„Bei mir gibts in diesem Jahre Flöhe in Unmengen!“ jagte Jakob Glombit, „sie müssen von Stepan herübergekommen sein, denn selbst sie hungerten dort...“

So spottete Jakob Glombit, und Stepan verging vor Wut.

Aber ob er etwas verdiente oder nicht, nie ging er zu Jakob, um bei ihm etwas zu verdienen und nahm auch kein Angebot von ihm an.

Manchmal jagte Jakob zu seiner Tochter Wifka: „Wifka, hole Stepan, er soll kommen, Holz hauen, er bekommt Abendbrot und zwanzig Heller“. Aber nie nahm Stepan oder dessen Frau eine Arbeit bei Jakob an.

Stepan ging zuweilen bis an den Waldeisaum und umfaßte mit dem Blick Jakobs Besitzung, diese unermesslichen, unbegrenzten Reichtümer. Der Wald, die Weiden, die Aecker und Felder weithin, weithin, soweit der Blick nur reichte, . . . alles gehörte Jakob. So viel Erde! So viel Erde!

Stepan betrachtete sie nicht nur habgierig, sondern mit unaussprechlicher Liebe. Sein Herz slog ihr entgegen. Er hätte sie küssen, an seine Brust schmiegen mögen, diese teure Erde, wenn sie nicht Jakob gehörte. „Ich bin ohne Erde! Ich bin ohne Erde!“ heulte es in seinem Herzen. Manchmal stöhnte er es laut heraus, deshalb nannte man ihn: „Stepan ohne Erde“.

Und Jakob saß in dieser Erde eingewickelt, wie ein krankes Ferkel in einen Schafpelz. Untertauchen konnte er darin, wie eine Forelle oder eine Aesche in der Tiefe. Pflug Senfe, Drechslegel — wie wunderbar klangen diese Worte in den Ohren des „Stepan ohne Erde“, während Jakob schon so an sie gewöhnt war, daß er sie gar nicht mehr hörte. Von Jahr zu Jahr pflügte und mähte er, und mietete Leute zum Dreschen.

„Erde! Erde!“ flüsterte Stepan und liebte mit der Hand den Erdstreifen neben sich, obgleich er nicht ihm gehörte. „O, dürfte ich ein Stück von hundert Schritt mein eigen nennen, fünfzig Schritt, so viel wenigstens, wie man mit einem Hut bedecken kann! . . . Aber nichts ist mein! . . . Aus tiefer Seele sehne ich mich nach einem Stück Land, — vergebens. Ich bin Stepan ohne Erde...“

Aber Stepan war ein Arbeiter, wie es nicht viele gab. Wenn er sich zur Arbeit verdingte, so war es, als arbeite er mit fünf Händen. Zwei Mann pflügten nicht so viel, drei mähten nicht so viel, wie er allein. Und wenn er die Bündel band, so sprangen sie nur so über ihn hinweg auf den Wagen.

Deshalb war die Nachfrage nach ihm stets sehr groß, und manchmal verdiente er auch fünfzig Heller am Tage.

Eines Tages, als Jakob Glombit das gemähte Getreide band, zog eine große, schwarze Wolke von Gorce da-



her, und drohte einen strömenden Regen niederzuschenden. Alle Hände in Jakobs Hause griffen zu, die älteren Kinder Wyka, Hyachntka und Stajchel, Jakob selber und seine Frau, die Knechte und die Mägde, aber Jakob sah, daß vor dem Regen nicht alles geschafft werden konnte. Es war ganz nahe vor dem Hause, Stepan hatte gerade keine Arbeit und saß auf der Schwelle, die Pfeife rauchend.

„Witta!“ rief Jakob. „Da ist Stepan, renne zu ihm, mag er und sein Weib herkommen, ohne zu säumen, sie bekommen einen halben Gulden, wenn sie nur binden helfen.“

Witta rannte hin . . . und kam zurück. „Stepan will nicht.“

Da legte Jakob Glombik die Hände vor den Mund und rief: „Stepan!“

Stepan zuckte, aber er rührte sich nicht von der Schwelle, sondern hielt die Hände ebenfalls vor den Mund und fragte: „Was denn?“

„Gilt her, mit eurem Weib!“

„Wozu denn?“

„Helst die Bündel binden!“

„Was noch?“

„Einen halben Gulden gebe ich euch!“

„Phü!“

„Einen halben Gulden jedem!“

„Stech's hin, wo du willst!“

Jakob Glombik erbehte, aber er tat, als hätte er den Schimpf nicht gehört und rief weiter:

„Kommt ihr?“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Wir haben keine Lust!“

Glombik ließ die Hände vom Mund herab, seine Lippen zitterten, aber er beherrschte sich.

„Ich gebe noch für jeden einen halben Zwanziger zu!“ schrie er wieder.

Aber Stepan Glombik nahm vor der Schwelle trockenen Pferdekot auf, den Jakobs Pferd im Vorübergehen hingelassen hatte, warf ihn Jakob entgegen und rief zurück: „Und ich Euch das!“

Das war dem Jakob zu viel. Wütend schrie er mit unfenillicher Stimme: „Bettlergreis!“

Das war kurz, enthielt aber alles. Stepan sprang von der Schwelle auf, fühlte sich aber kraftlos; er suchte im Kopfe, und was er fand, rief er hinaus: „Der gnädige Herr!“

Damit endigte die Unterhaltung. Es kam ein furchtbarer Guß, ein Wolkenbruch, die Hälfte des Getreides wurde vernichtet, und Stepan verdiente die beiden halben Gulden und den Zwanziger nicht.

Seit jener Zeit wuchs der Haß der beiden Nachbarn zu einer unerhörten Ausdehnung.

„Weißt, Kaszka, einen Bettler schimpfte er mich! Einen Bettler!“ wiederholte Stepan seiner Frau. „Komm mir nur mit Bettler! Ich will's dir zeigen! Ein gnädiger Herr!“

Jakob brummte aber jedesmal, wenn er bei Stepan vorüberging: „Bettlergreis!“

Als es schon herbstlich wurde, da geschah es eines Tages, daß ein Knecht in Jakobs Stall Feuer verstreute und eine Flamme aufloderte. Aber da es am Nachmittag war, eilten Leute zu Hilfe, Wasser war genug da, und Stepan arbeitete auf dem Dach des Stalles wie toll. Er schlug mit der Axt drein, riß mit den Händen, goß Wasser, leistete für sieben Bauern. „Na, wißt Ihr“, sagte der Bogt Pemsja zu Jakob Glombik, „als das Feuer ohne großen Schaden gelöscht war, wir haben alle geholfen, aber wäre nicht Stepan dabei gewesen, ich weiß nicht, wie es abgelaufen wäre. Solch einen Nachbar kann man jedem wünschen! Ohne Erde ist er, aber mit Händen! Wie es auch

sei, kein anderer, nur er hat das Feuer gelöscht! Er verdient einen Lohn, und nicht irgend eine Kleinigkeit, sondern ein Ehrengeschenk!“

„Mag er sich nehmen, was er will“, antwortete Jakob Glombik, „meinetwegen auch eine Kuh.“

Stepan aber zog den Hut vor Jakob und sagte: „Der Bettler dankt dem gnädigen Herrn, daß er sich an seinem Feuer wärmen durfte.“

„Es ist doch nicht kalt“, lachte einer der Bauern.

„Nicht kalt!“ wiederholte Stepan. „Aber es kann kalt werden.“ Dann rückte er seinen Hut aus Ohr und ging stolz in die Stube.

Die Bauern sprachen zu einander: „Ein seltsamer Mensch! Er rettete und half nicht etwa aus Angst um sein Haus, denn es war windstill, und der Stall liegt nicht so nahe. Auch konnte er wissen, daß das kleine Feuer am Tage bald gelöscht sein würde. Er mag Euch nicht gern, Jakob, das wißt Ihr. Ein anderer, der eifersüchtig ist, würde lieber Euren Schaden sehen!“

„Ja, Stepan ohne Erde ist ein guter Mensch, er tritt niemandem in den Weg“, sagte ein Bauer. „Daß er Jakob nicht gern sieht, . . . na, schließlich hat jeder etwas. Da er keine Ruh wollte, so brauchte er wohl keine.“

Alle lachten über diesen Witz und Stepans Glend.

Jakob Glombik wollte von jener Zeit mit Stepan in Einverständnis und Freundschaft leben, aber Stepan wollte von ihm nichts wissen. Er grüßte den Gnädigen Herrn, zu seinem Weib sagte er aber immer wieder in der Stube: „Einen Bettler hieß er mich! Warte nur!“

Der Winter kam. Gleich in der Adventszeit trat ein furchtbarer Frost ein. Das Wasser froh zu, selbst die Brunnen waren gefroren. Die Leute ließen das Eis zu Wasser schmelzen.

In einer solchen schrecklichen Nacht, als jeder den Kopf in den Schafspelz einwickelte und schlief, und es schien, das das Sternenlicht vor Kälte zusammenschrumpfte, loderte über der gefüllten Getreidescheune des Jakob Glombik eine Flamme auf, es war sofort eine große Flamme. Niemand bemerkte es, denn selbst die Hunde hatten sich in den Flur verkrochen; die Flamme verbreitete sich über das ganze Dach und bald auch über die Wohnstuben. Schon stand die ganze Scheune in Flammen, das trockene Getreide und das Heu brannten lichterloh, und jetzt erst schrie Stepan Glombik: „Steht auf! Steht auf! Es brennt!“

Nach langem Lärmen vor den Fenstern erwachten die Glombiks; die Knechte kamen aus den Ställen, die Mägde und Kinder. Geschrei! Wehklagen!

Kein Tropfen Wasser, — nichts als Eis.

Von der furchtbaren Feuerröte erwachten auch die anderen Nachbarn, die Flamme sprang auf Stepans Hütte hinüber. Aber hier schlief niemand, man nahm die sieben Sachen zusammen und verließ schleunigst die Hütte. Geschrei! Wehklagen! Verzweiflung! Alles, was Jakob Glombik befaß, Haus, Schuppen, Getreide, Heu, Wagen, Pferde, Ochsen, Kühe, Schweine, Schafe, selbst die Hühner und Gänse, — alles war verbrannt. Auch das Geld, das unter der Diele in der weißen Stube versteckt war, hatte die Flamme vernichtet. Nichts blieb ihm als die von einer Eisschicht überzogene Erde.

Jakob Glombik hielt sich den Kopf; des Frostes nicht achtend, saß er, nur mit Wäsche und einem Schafspelz bekleidet, den er in der Eile vom Bett fortgerissen hatte, auf einem versteinerten Stamm, auf dem Holz gehackt wurde, inmitten der Brandstätte.

Stepan Glombik, dessen Hütte auch abgebrannt war, trat zu ihm heran, stieß ihn an die Schulter und sagte: „Bettlergreis! Steh auf!“

Jakob Glombik fuhr aus tiefem Nachsinnen auf und blickte Stepan mit irren, nicht sehenden Augen an. Ste-



pan aber sprach weiter: „Steh auf, Bettler! Nimm dein Bündel und den Sock! Wollen zusammen betteln gehen!“

Jakob Glombik verstand nicht, was Stepan zu ihm sprach. Stepan aber fuhr fort: „Komm, Bettler! Wir wollen zum gnädigen Herrn, zu Jakob Glombik gehen, damit er uns was schenkt!“

Da erst begann Jakob Glombik den Kopf zu schütteln und leise zu stöhnen: „He, he, he! He, he, he!“

Als Stepan ein Bündel über seine Schulter hängte, ein ebensolches seiner Frau und seinen beiden Kindern umgab, und sie als Abgebrannte in die Welt zogen, um zu betteln, da sagte er zu seiner Frau: „Siehst du, Kaszja, jetzt sind wir Bettler, aber auch er!“

„O weh! O weh! Rettet uns Menschen!“ flugte die Frau.

„Flage nicht. Wir sind heimgesucht, aber auch er. Was nützt ihm jetzt die Erde, so viel er auch haben mag? Er kann sie weder besäen, denn die Saat ist verbrannt, nicht beackern, denn Ochsen und Pferde sind zu Kohle gebrannt, noch kann er andere kaufen, denn das Geld ist geschmolzen. Er wird nachgeben müssen!“

„O weh! O weh! . Rettung, ihr Menschen!“ flugte Stepan's Frau, und man wußte nicht, ob sie mehr ihr eigenes oder Jakobs Schicksal beklagte. „Wo kam nur das Feuer her? In solcher Nacht? Bei solchem Frost?“

„Wenn meine Hütte nicht auch abgebrannt wäre, würde man sagen, ich hätte Feuer angelegt!“ jagte Stepan.

„Sie hätten dich noch, Gott behüte, eingesperrt!“ stöhnte Stepan's Frau.

Stepan schaute aus, ob die Kinder weit genug vorauszogen, blieb vor der Frau stehen, hob das Haupt empor und sagte stolz:

„Aber angelegt habe ich es doch!“

„Gepriesen sei Gott im Himmel!“ schrie Stepan's Frau erschrocken, indem sie sich bekreuzigte. „Was hast du nur getan, Unglückseliger?“

„Schalt er mich nicht einen Bettler? Weil er einen so großen Besitz hatte und ich ohne Erde war? Die Erde konnte ich ihm nicht entreißen — die Erde kann nur der Herrgott durch Ueberschwemmung rauben . . . Aber ich sagte zu mir, und auch zu dir sagte ich: „Warte nur!“ Was fängt er jetzt mit seinem Besitz, mit seinen Feldern an? Er kann höchstens das Eis und den Schnee auflesen, kochen und davon essen? Er muß jetzt die Erde für ein Butterbrot verkaufen, denn sie sind ja zwei Menschen und acht Kinder, und sie haben nichts zu heißen, nirgends einen Platz, um sich niederzusetzen. Für ein Butterbrot! Viel wird ihm nicht bleiben!“

Stepan's Frau sah ihren Mann mit erstaunten Augen an.

„Stepan! Du hast doch Anfang Herbst Jakob vom Feuer gerettet, als es bei ihm brannte!“

„He!“ schüttelte Stepan sein stolzes Haupt. „Ich wollte ihn mir für bessere Zeiten sichern! Damals waren die Speicher noch leer, der Roggen stand noch in Bündeln auf dem Felde, Hafer, Gemüse waren noch nicht eingeholt. Und außerdem wären die Leute zur Rettung herbeigeeilt, schneller, als bei Nacht und Frost. So lange es warm war, hätte er die Hütte auch entbehren können. Ich habe ihn mir gesichert! Für gute Zeiten! Mein Hab und Gut ist mit verbrannt, anders konnte es nicht sein. Erstens: ist es dicht dabei, zweitens: kann jetzt niemand sagen, ich hätte Feuer angelegt. Frieren wir jetzt, so friert auch er! He! Wo sind jetzt seine Mohrrüben, Zwiebeln, Petersilie und Knoblauch? Wo die Stachel- und Johannisbeeren? Niemand wird sich um sie kümmern, dann wird man von Hütte zu Hütte wandern müssen. He, he, he! Meins ist auch verbrannt, ich werde also nicht im Arrest faulen. Vorbei! Wir sind das Elend gewöhnt, aber er — der reiche Mann! Wir hatten ein durchlochstes Dach über uns,

aber er! Verbrannt sind die Myrten, Rosen und Nelken in den Töpfen! He, he, he! Mir tut's um meine Stube nicht leid, da auch er keine Stuben mehr hat! Nicht die Spur! Das Bündel wird mir nicht schwer, da auch er eins trägt! Das Land, die Erde ist ihm geblieben, aber besser ist es, nie etwas besessen zu haben, als alles verkaufen zu müssen, und dann sein Eigentum als Fremdes zu betrachten. Ei, ha! Das ist der größte Schmerz! Davon schlägt einem das Herz. Warte! Gnädiger Herr! Einen Bettler hast du mich geschimpft! Weh dir! Jetzt bist du selber ein Bettler! Warte! Bettler! He, he, he . . .

## Ukrainisches Volkslied

Wind, du Wilber, Wind, du Stürmer,  
Redest mit dem Meere.  
Wühl' es auf, durchweh' es suchend,  
Wo mein Liebster wäre.  
's wird wohl kennen meinen Liebsten,  
Hat ihn oft getragen.  
Wo er weilet, wohin eilet,  
Wird er bald dir sagen.  
Ist ertrunken er im Meere,  
Mußt zum Meere senken,  
Will im Grund des Meers ihn suchen,  
Meinen Schmerz ertränken.  
Will ihn finden, ihn umwinden,  
An der Brust vergehen.  
Trag dann, Welle, fort uns beide,  
Wohin Winde wehen.  
Doch entdeckst du meinen Liebsten  
Weit an fernem Strande,  
Frag' ihn, wie's allein zu leben  
Fern in fremdem Lande.  
Lacht mein Freund, nie will ich kennen  
Jemals Schmerz, den herben,  
Weint er, will mit ihm ich weinen,  
Stirbt er, will ich sterben.  
Frage, Wind, dann meine Seele  
Fort auf deinem Flügel,  
Pflanz' ihn dort als roten Schneeball  
Auf des Freundes Hügel.  
Friedlicher in ferner Erde  
Wird der Fremdling liegen,  
Wenn am Grab wird seine Liebste  
Sich als Blume wiegen.  
Will auf meines Liebsten Grabe  
Dann als Schneeball blühen,  
Schützen es vor Fremden Blicken,  
Vor der Sonne Glühen.  
Nachts, dann fließen meine Tränen  
Bei des Mondes Klimmern.  
Sonne kommt und wird sie trocknen;  
Niemand sieht sie schimmern.  
Wind, du Wilber, Wind, du Stürmer,  
Redest mit dem Meere.  
Wühl' es auf, durchweh' es suchend,  
Wo mein Liebster wäre.

## Eine edelmütige Tat

Von Amicis.

Als ich in die Schule eintrat, war der Lehrer noch nicht da, und drei oder vier Knaben quälten den armen Crosti, jenen Knaben mit den roten Haaren und dem lahmen Arm, dessen Mutter Grölingzeug verkaufte. Sie neckten ihn bald mit ihren Pincalen, bald schimpften sie ihn Krüppel und Mißgeburt, bald warfen sie ihm Kastanien in's Gesicht oder ahmten ihn nach, wie er seinen Arm in der Binde trug. Er aber saß ganz allein und mit bleichem



Gesicht am Ende seiner Bank und sah bald den einen, bald den andern mit flehenden Blicken an, daß sie ihn in Ruhe lassen möchten. Aber jene verhöhnten ihn immer mehr, so daß er zuletzt zu zittern und vor Zorn rot zu werden begann. Plötzlich stieg Franti, der mit dem häßlichen Gesicht auf eine Bank, und indem er sich stellte, als ob er zwei Körbe trüge, ahnte er die Mutter Grossi nach, welche ihren Sohn zu dieser Zeit, weil er krank war, am Tore abholte. Viele lachten laut an zu lachen. Allein Grossi stieg das Blut zu Kopfe, er ergriff ein Tintenfaß und schleuderte es Franti mit aller Gewalt an den Kopf. Aber Franti bückte sich und das Tintenfaß traf den Lehrer, der eben eingetreten war, auf die Brust. Alle schlüpften lautlos und erschrocken auf ihre Plätze.

Der Lehrer, bleich, stieg zum Katheder und fragte mit bebender Stimme:

„Wer ist das gewesen?“

Alle schwiegen.

Ein zweites Mal rief der Lehrer, mit zornig erhobener Stimme: „Wer ist es gewesen?“

Da erhob sich Garrone, der Mitleid mit dem armen Grossi hatte, und sagte mit entschlossener Stimme:

„Ich war es.“

Der Lehrer betrachtete ihn und betrachtete die erstaunten Schüler. Dann sagte er mit ruhiger Stimme:

„Du bist es nicht gewesen.“

Und nach einem Augenblick: „Der Schuldige wird keine Strafe erhalten. Stehe er auf!“

Grossi erhob sich und sagte weinend: „Sie schlugen und beschimpften mich, das ist mir zu Kopf gestiegen, ich habe geworfen.“

„Seh dich!“ sagte der Lehrer. „Stehen jene auf, welche ihn gereizt hatten.“

Vier erhoben sich mit gesenktem Kopf.

„Ihr“, sagte der Lehrer, „habt einen Kameraden beschimpft, welcher euch nicht herausgefordert hat, einen Unglücklichen verfolgt, der sich nicht wehren konnte. Ihr habt eine der niedrigsten Handlungen begangen, mit welcher man sich beflecken kann. Ihr Feiglinge!“

Nachdem er dies gesagt hatte, ging er zu den Bänken der Schüler, legte Garrone, der noch immer mit gesenktem Blick da stand, eine Hand unters Kinn und sagte zu ihm: „Du bist eine edle Seele.“

Garrone, der einen Augenblick bewegt war, flüsterte dem Lehrer rasch ein paar Worte — ich weiß nicht, was — ins Ohr, und dieser sagte barsch, indem er sich zu den vier Schuldigen wandte: „Ich verzeihe euch!“

### Umgestaltung der chinesischen Schrift.

Nach einem bekannten Ausspruch soll nur eins noch schwerer sein als chinesisch sprechen, nämlich chinesisch schreiben, und das ist nicht verwunderlich, wenn man hört, daß die chinesische Schrift über eine Anzahl von 40000 bis 80000 verschiedenen Schriftbildern verfügt. Daß diese ungeheure Buchstabenmenge nicht nur dem Fremdling den Zugang zu dem chinesischen Schrifttum erschwert, sondern auch einem großen Teil der Chinesen selbst die Kunst des Schreibens unmöglich macht, sieht jetzt auch die Regierung des Reiches der Mitte ein, und sie hat, wie im „Neuen Orient“ mitgeteilt wird, beschlossen, in verschiedenen Schulen an Stelle der alten, auf Ideenmalerei beruhenden Schrift eine neue, lautschriftliche Schreibweise einzuführen. Zwar waren solche Versuche besonders von Missionaren, schon oft unternommen worden, aber diese Privatleute waren natürlich nicht imstande die Neuerung durchzuführen! Nunmehr aber nehmen sich die Behörden der Angelegenheit an, und auch die chinesische Literatenwelt soll der Frage eine regere Teilnahme entgegenbringen. Nach der neuen Re-

form wird die Unmenge der alten chinesischen Schriftzeichen durch 39 Buchstaben ersetzt, von denen 24 Vokals-, drei Mittel- und zwölf Endzeichen sind. Diese neuen Schriftzeichen sollen in ihrer Schreibart wie in ihrer Aussprache dem chinesischen Geiste angemessen gebildet sein, und so hofft man auf einen raschen Fortschritt der Bewegung.

### Ein Gesetz gegen Frauenhüte.

In die Kleiderordnungen hochwohlweiser Ratsherren der „guten alten Zeit“ dürfte ein Gesetz ertönen, das noch heute in der freien Schweiz bestehen soll. In Luzern soll es ein noch nicht auf gehobenes Gesetz gegen Frauenhüte geben, die mehr als 18 Zoll im Durchmesser haben. Künstliche Blumen und fremde Federn sind ebenfalls verboten und für das Recht seidene oder Gazebänder zu tragen, müssen jährlich 30 Pfg. entrichtet werden. Die Luzerner Polizei wird in dem Gesetz instruiert, streng gegen jede Uebertretung vorzugehen! aber natürlich wird es jetzt nicht mehr in Anwendung gebracht.

### Wie schnell bewegt sich ein Bazillus?

Der italienische Forscher Saharelli hat untersucht, mit welcher Geschwindigkeit sich Bakterien bewegen. Er fand dabei, daß sich der Cholerabazillus mit einer Geschwindigkeit von 0,125 Millimeter in der Sekunde bewegt. Das sind 7,6 Millimeter in der Minute und 4,5 Zentimeter in der Stunde. Vergleicht man das — natürlich unter Berücksichtigung der Größe — mit der Bewegung einer Schnecke, so zeigt sich, daß er sich mit Schnellzugsgeschwindigkeit bewegt. Betrachtet man den Cholerabazillus unter dem Mikroskop, so entspricht der Eindruck, den man erhält, dem, den ein Zug macht, der sich in 40 Meter Abstand vom Beschauer mit einer Geschwindigkeit von 16 Sekundenmetern oder 57,6 Stundenkilometern bewegt. Nach den Messungen Saharellis ist der Cholerabazillus der schnellste von allen Bazillen, fünfmal schneller z. B. als der Typhusbazillus.

### Porzellangelb in Italien

Der kürzlich in Deutschland erwoogene, aber wieder verworfene Plan, Geldmünzen aus Porzellan in den Verkehr zu bringen, wird im Römischen Reiche in Anwendung gebracht werden. Wie ein Privat-Telegramm aus Rom meldet, sollen in der Provinz Venetien Majolikamünzen zur Ausgabe gelangen.

## Humor

### Belehrung

Maurerpöcker (zum Beßrling): „Mit dem Bauen ist das so: der Architekt weiß, wie es gemacht wird, kann es aber nicht machen. Der Maurer weiß nicht, wie es gemacht wird, kann es aber machen, und der Bauherr weiß nicht, wie es gemacht wird, und kann es auch nicht machen!“

### Beim Heiratsvermittler

„Eine Partie hät' ich wohl für Sie, aber da müßten Sie ein Auge zudrücken!“ — „Macht nichts, das eine ist ohnehin sehr schwach!“ — „Rein, da müßten Sie schon das andere zudrücken!“

### Folgsam

Eine kleine Dreijährige hat in einem Augenblick des Aufmerksams die Kinderstubentür verriegelt. Ihr fünfjähriges Brüderchen will herein. „Mach auf, Titi!“ — „Rein, du darfst nicht herein, ich bin im Nachthemd, und Mama hat gesagt, kleine Jungen dürfen kleine Mädchen nicht im Nachthemd sehen.“ — Während Hans noch über diesen weisen Ausspruch nachdenkt, öffnet die Miniatur-Eva die Tür und ruft triumphierend: „Jetzt kannst du herein, Hans, ich habe es zugezogen!“



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Eine Todsünde

Nach dem polnischen des Viktor Gomulski

Frau Cäcilie saß in ihrem schönen, freundlichen Boudoir, trank Schokolade und seufzte. Es wäre schwer, die Ursache ihrer Seufzer zu erraten, denn wer könnte sagen, weshalb eine junge, dreißigjährige, der frischen Zentifolie gleichende Witwe seufze. — Dem zierlich gedeckten, mit Silbergerät geschmückten Tisch gegenüber hing das Porträt ihres verstorbenen Gatten. War das die Ursache, daß ihre volle Brust sich sichtbar hob und senkte? Das große Bild zeigte das weisse Gesicht eines Fünszigers, der eine steife Uniform mit hohem, reichgestickten Kragen trug. Das Herz der Frau ist ein Rätsel — es wäre also nichts Außerordentliches, daß eine junge, schöne Frau sich bis zum Tollwerden sogar — in einen so hohen Stehkragen verliebte. Zwar befand sich an derselben Wand auch noch ein Porträt oder, besser gesagt, ein handgroßes Bildchen, von dem zwei schwarze Augen aus blassem, von dunkeln Wöden umrahmten Künstlerantlitz auf die Witwe herniederblickten. ... Aber sollte man glauben, daß Frau Cäcilie, die mit so großem Behagen ihre Biskuits aß und den feinen Duft der Vanilleschokolade einatmete, diesen mageren, bleichen Künstler, der eine unsichere Zukunft und keine Senatoren-Uniform hatte, zum Gegenstand ihrer Seufzer machen würde? !

Noch eine Voraussetzung wäre möglich. Vor der Kommode (mit goldbronzenen Zierarten aus dem 18. Jahrhundert, die der selige Senator von seiner Großmutter geerbt hatte) hing eine glänzende Lampe von der Decke herab; hinter dieser Lampe sah man das Bild der Patronin von Frau Cäcilie, wie sie mit frommen, verklärem Ausdruck die Hände auf den Tasten der Orgel ruhen ließ. ... Die Blicke der schönen Witwe hingen an dem Bilde der Heiligen; wäre es also nicht die vernünftigste und angemessenste Hypothese, anzunehmen, daß sie die Frau Senatorin so tief bewegte? Wer erst vor kaum zwei Jahren den Gatten begraben und ihm ein staatliches Monument aufgestellt hat (der Sarkophag war direkt aus Italien bezogen, und selige Würdenträger hatten im Testament eine bedeutende Summe dafür bestimmt), dem kann der Umgang mit weiblichen Heiligen doch gemäß wahrhafte Befriedigung geben. Die letzten Tropfen des aromatischen Getränkes waren eben aus der Tasse über die rosigen Lippen geglitten, als ein blutjunges, bewegliches Persönchen ins Zimmer stürmte. Das zierliche Wesen trug einen höchst eleganten Mantel, einen reichgarnierten Hut ... und hatte das Taschentuch an die Augen gepreßt. Es warf sich mit erstüßtem Schluchzen an Frau Cäcilie volle Brust.

„Jenny! um Himmels willen, was ist dir?“ — Das Schluchzen wurde lauter. — „Du’astu, ma mie?“ —

„J’ai que ... j’ai que ... j’ai ...“

Und sie vermochte nicht zu sprechen; die Witwe küßte mit ungeheurem Mitgefühl ihre Stirn, nannte sie einige Mal „mon enfant“ und begann dann mit ihren rosigen, weichen Fingern den Mantel aufzuknöpfen und sich um sie zu bemühen, als ob sie wirklich krank wäre. Aber kaum sah sich Jenny ihrer Straßentoilette entledigt, so sprang sie wie ein Eichhörnchen zu dem Bilde der heiligen Cäcilie hin, stellte sich auf die Fußspitzen und bedeckte es mit ihrem Battisttuch.

„Mein Gott, was hat das alles zu bedeuten?“ rief die erstaunte, nun schon etwas beunruhigte Witwe. —

„Das soll bedeuten,“ rief die andere, sich noch nicht umwendend, „daß ich heute nicht den Blick dieser reinen, heiligen Augen, vor denen ich die meinigen schließen müßte, ertragen würde. ...“ Das Gesicht von Frau Cäcilie wurde sehr ernst. Es trat ein kurzes Schweigen ein. Jenny stand noch immer an der Kommode, und die Hausfrau ließ ihre Blicke an der schwächtigen, fast noch kindlichen Gestalt herabgleiten; sie sah die kleinen Wädhchen, die so niedlich den weißen Nacken begrenzten, und sah die zierlichen, weiß beschuhten Füße. Langsam erhob sie sich und ging zu der Stehenden. Sie umarmte sie zärtlich und flüsterte, ihr kleines Ohr küßend: „Du hast gesündigt? ...“ Die Kleine schluchzte:

„Ich bin schlecht ... unwürdig ... miserable ...“ Ein Glanz wie von innerer Befriedigung huschte über Cäciliens Züge. Aber diese nahmen sofort wieder einen strengeren Ausdruck an. Sie ging einige Male schweigend auf und ab. Wie unter dem Einfluß steigender Erregung wurden ihre Schritte immer schneller — sie errödete heftig. Endlich schritt sie lebhaft auf Jenny zu, drehte diese mit kräftiger Bewegung um und sah ihr tief und forschend in die blinzelnenden, goldbraunen Augen.

„Mit wem?“ fragte sie fast befehlenden Tones.

„Mit Walter,“ antwortete Jenny ohne Nachdenken und ohne Verlegenheit. — „Mit dem Bruder Leichtsin?“

— „Ja ...“ — „Mit dem Wirbelwind?“ — „Ach leider!“

— „Und Karl?“ — „Mein Mann ist seit einer Woche auf dem Lande.“ Die Witwe fing an, etwas an den Fingern abzuzählen, dann sagte sie halblaut und feierlich: „Eest grave ...“

— „Was zähltest du, Cäcilie?“ fragte jene. In dem Tone, mit dem die eine den Namen Cäcilie und die andere den Namen Jenny aussprach, malte sich deren gegenseitiges Verhältnis. Sie waren ohne Zweifel Freundinnen, aber mit verschiedenen Rechten. Von Frau Cäcilie ging eine Art geistiger Mutterschaft über die junge Frau aus. Diese stand sozusagen unter Kuratel der jungen Witwe. — „Ich habe nachgezählt, wieviel Zeit seit deiner Hochzeit vergangen ist ...“ antwortete diese. — „Erst fünf Monate, und schon lastet die Fatalität auf Karl.“

— „Der Mann ist nicht verantwortlich für die Frau ...“ —

„Die Welt denkt anders darüber ...“ — „Die Sache geht



ihn aber doch nichts an... — „Wen denn sonst? ...“ — „Die Kirche.“ — Und du glaubst also, daß die Kirche deinen Mann nicht mit verantwortlich machen wird? — „Das könnte sie nur tun, wenn er mir zur Sünde zugeredet hätte, er würde dann eine der fremden Sünden begangen haben.“ — „Oh, so etwas wird wohl noch nicht vorgekommen sein...“ — Und unter der strengen Maske, die Frau Cäcilie's Gesicht angenommen hatte, wollte fast ein schelmisches Lächeln hervorbrehen. Sie bezwang sich und führte Jenny zu einem kleinen, niedrigen, zwischen den Fenstern stehenden Kanapee. Die Freundinnen saßen dort so nahe beieinander, daß ihre Schultern sich streiften. Es war so verlockend vertraulich zu flüstern, zu beichten. Frau Cäcilie küßte die jugendliche Gefährtin.

„Ich habe dich noch nicht einmal recht bewillkommenet, wie es sich gehört,“ sagte sie, die bewölkte Stirn glättend. „Alle sündigen Eigenschaften verderben die Harmonie des Lebens, und deshalb betrachte ich sie auch immer de mauvais gout.“ Jenny blieb still und heftete die Augen starr auf die Blumen des Teppichs zu ihren Füßen. „Kannst du nicht irgendwelche mildernden Umstände nennen, mein Liebling?“ — „Fast gar keine.“ — „Ach! ...“ — „Im ersten Moment war es ja nur Zerstreuung; aber dann, als ich es wußte, konnte ich es nicht mehr lassen. Gib mir dein Taschentuch, Cäcilie.“ Bald war das Tuch tränenseucht. Die Witwe küßte von neuem die Freundin und flüsterte ihr ins Ohr: „Wie war es also? ...“ Jenny sprach nun mit erstickter Stimme, ohne das Tuch von den Augen zu nehmen:

„Karl reiste Donnerstag vor unserem Mittag ab. Er sollte eigentlich erst nach Tüsch reisen, aber im letzten Moment kam ein Telegramm unseres Verwalters, das ihn augenblicklich auf unser Gut berief. Er trank also nur ein Gläschen Wein und aß ein Stückchen Pastete. Das kam mir recht unangelegen, denn ich hatte gerade ein feines, reichliches Mittagessen disponiert. So entging mir ein Triumph, auf den ich schon sicher gerechnet hatte. Obgleich mein Mann nur der Notwendigkeit folgte, war ich doch empfindlich. Du weißt, Cäcilie, wie schmerzlich eine solche Enttäuschung ist! Denn erstens die Pastete, die mir wie noch nie gelungen war. Sie war fest, hatte die Form behalten und zerging doch im Munde. Außerdem hatte ich Rebhühner, aber was für Rebhühner! Halb gebraten, halb gedämpft. Scheinbar Unsinn! Aber ich sage dir — ganz köstlich...“

Frau Cäcilie konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, als sie die Freundin so minutiös und naiv alles schildern hörte, was dem Drama vorgegangen war. Aber ihre eigene Gourmandise ließ sie doch auf Details eingehen. „Wie läßt du diese Rebhühner also bereiten, Jenny?“ fragte sie scheinbar gleichgültig. — „Ich brate sie zuerst auf dem Koft halbgar, dann schneide ich sie in Hälften und lege sie in eine Kasserolle, dann begieße ich sie mit ihrem eigenen Saft und mit saurer Sahne.“ — „Saurer?“ — „Natürlich. Mais ce qu'il y a d'essentiel, das sind einige Wachholderbeeren...“ — „Die man zuletzt hineintut?“ — „Ja wohl.“

Beide Frauen schwiegen einen Moment und saßen nach. Plötzlich rief Jenny klagenden Tones: „Nach Karls Abreise wanderte alles nach dem Büffet, denn ich hatte vor Kummer und Mangel ganz den Appetit verloren! ... Den nächsten Tag...“ — „Nun was war am nächsten Tage?“ — „Am nächsten Tage kam Walter um die Mittagstunde, richtig gesagt, kam er hereingestürzt...“ — Frau Cäcilie die wohl fühlte, daß nun der interessanteste Teil der Erzählung begann, setzte sich recht bequem zurecht.

„Er stürmte also herein,“ fuhr Jenny fort, „und rief von der Schwelle aus: „Rette mich holdestes Cousinchen! ich sterbe vor Hunger und Durst! ...“ Der wilde Bursch nennt mich nämlich Cousinchen, obgleich wir kaum ver-

wandt sind. Er braucht aber gern diesen Titel, es macht ihm sicherlich ein großes Vergnügen...“ — „Und gibt Privilegien...“ — „Die er dieses Mal mißbrauchte, um mich zu verderben. Aber dort (sie streckte ihr zierliches Zeigefingerchen nach oben) wird ihm das nicht geschenkt werden...“ — Als Walter also rief: „Ich sterbe vor Hunger und Durst?“ — mußte ich laut auflachen und ließ schnell eine Flasche Wein, die Pastete und die kalten Rebhühner aufräumen.“ — „Es fehlen nur Krebse, so wäre es, wie im Kabinett bei Dressel,“ sagte die Witwe beiläufig. — „Mertwürdig, dieselbe Bemerkung machte auch Walter.“ Als alles da stand, beredete mich dieser Till Eulenspiegel, ein Gläschen Wein nach dem anderen zu trinken. Aber was hat auch angestellt und geschnattert. Es fehlt ihm nie an Humor, aber dieses Mal übertraf er sich selbst. Es war zum Totschachen. Ich war so ausgelassen daß ich wirklich fast vergaß, ihm durch meine Würde als Chefredakteur zu imponieren. Ich hätte „Kake und Maus“ oder „Blindfuß“ spielen können. Und während ich vom Weine halb berauscht und lustig wie ein kleines Pensionismädchen war, verlor ich vollends den Kopf, und...“

Lautes Schluchzen ließ sie nicht vollenden. Sie weinte lange und schmerzlich und konnte sich nicht beruhigen. Frau Cäcilie zog sie an sich, bedeckte sie mit Küssen und sprach mit fast mütterlicher Würde: „Beruhige dich, Jenny, wie groß auch deine Schuld sein mag, deine Reue und deine Tränen haben sie zum Teil gesühnt. Ich habe gesagt c'est grave, und ich ziehe das nicht zurück; ich muß aber anerkennen, daß mildernde Umstände vorhanden sind. Vor allem rechtfertigt dich deine große Jugend und dein gänzlicher Mangel an Erfahrung. Dann ist zu bedenken, daß du im Augenblick deines Falles fast unzurechnungsfähig warst. Du warst von der ungesunden Atmosphäre eines Hauses umgeben, wie gewisse Männer ihn zum Verderben unseres armen Geschlechtes oft künstlich hervorzubringen pflegen. Solche künstliche Tröstlichkeit pflegt für uns sehr gefährlich zu sein, obgleich eine romantische, elegische Traurigkeit mitunter noch gefährlicher ist, denn dieser verfallen wir Frauen wie die Fliegen dem vergifteten Zucker...“ Sie schwieg eine Weile, dann fuhr sie leuchtend fort: „Auf solche Weise bin ich einst geführt worden...“

Dieses Bekenntnis kam so unverhofft, daß Jenny ihre Tränen vergaß und, ihr Tüchlein senkend, die Sprecherin mit großen Augen anstarrte. „Was sagst du Cäcilie? ... Du verführst?“ Die Witwe seufzte tief auf und wies mit rosigem Finger auf das Miniaturbild des bleichen Bräutens mit den träumerischen Augen, das bescheiden neben dem riesigen Konterfei des seligen Herrn Senators hing. Sie hielt den Finger ein Weilchen in dieser Richtung und sagte: „Das... ist meine Schuld.“ Dann zeigte sie, den Finger höher hehend, auf das gelbe knochige Gesicht über dem gestickten Stehragen und sprach leise: „Und das... ist meine Rechtfertigung.“

Die glänzenden Augen Jennys wurden immer größer vor Verwunderung und Unruhe. Sie flüsterte kaum hörbar: „Und ist das schon lange her?“ — „Es sind vier Jahre verflossen.“ — „Was denn? ... Zu deines Mannes Lebzeiten?“ — „Ja, als der Senator noch lebte.“ Die kleine Frau sah tödlich erschrocken aus und schwieg. Dann sprach Cäcilie weiter: „Ich lernte ihn im Ausland kennen, in den Bädern — das Violoncello weinte unter den Händen wie ein Mensch. Dieses Weinen entsprang nicht den Seiten des Instruments, sondern der Seele des Künstlers. Man hätte ein Herz von Stein haben müssen, um nicht von dieser Trauer ergriffen zu werden...“ Sie ließ seufzend den schönen Kopf auf die Brust sinken.

„Du hast nie davon erzählt,“ flüsterte Jenny mit bewegter Stimme. — „Und ich würde es nie getan haben, wenn nicht...“ — „Was wenn nicht?“ — „Wenn wir heute nicht wüßten, daß wir voreinander die Augen nicht



niederzuschlagen brauchen." — "Warum denn?" — "Weil wir heute einander gleich sind." Jenny ließ sie nicht ausreden; sie sprang auf und rief voller Angst: "Was sagst du da, Cäcilie? Ich kann es nicht glauben. Ist denn meine Sünde wirklich so schwer, wie die deine?" — "So gar größer." — Aber ich habe doch keinen Schwur gebrochen, kein Vertrauen mißbraucht, die Ehre nicht verletzt!" — Frau Cäcilie wurde bleich. "Wie denn?" sagte sie stammelnd. "Du sagest doch selbst: 'Vom Weine berauscht und lustig wie ein Pensionsmädchen verlor ich vollends den Kopf, und...' — 'Und als ein kleines Rehkeulchen, gar nicht daran denkend, daß wir am Freitag doch stets fasten müssen.' Frau Cäcilie's bleiches Gesicht wurde dunkelrot; sie nahm ihr feines Taschentuch und fing schweigend an, es mit ihren kleinen, scharfen Zähnen zu zerbeißen. — "Das ist unwürdig..." schluchzte sie mit ganz veränderter Stimme, "du hast mich hintergangen." — Jenny eilte zu ihr und ergriff ihre beiden Hände. "Verzeih, mir!..." jagte sie mitleidig, "ich bin nicht schuldig..." — "Warum bekanntest du dich zu einer Totsünde?" — "Ich bin in einem Kloster erzogen worden... dort sagen sie, daß Höllestrafe auf Verletzung der Feiertage stünde, selbst Vergeßlichkeit schütze nicht davor..."

Cäcilie lächelte wehmütig und senkte den Blick zur Erde, als könne sie der Freundin nicht ins Auge sehen. Plötzlich zeigten sich Tränen an ihren Wimpern, die wie glänzende kleine Perlen vom Kleide auf den Teppich fielen. Und einige Augenblicke später saßen beide Frauen in dem freundlichen, hellen Boudoir friedlich beisammen, schlürften aus kleinen Gläsern süßen Wein und knabberten kleine Kuchen dazu. Beide lachten wie zwei Bäckfische.

## Die edle Lüge

Novellette von Teramond

"Mein Herr," sagte der Mann in Arbeiterkleidung ein wenig verlegen, "so liegt die Sache... meine Tochter ist krank, sehr krank. Der Arzt war soeben bei ihr und meinte, sie sei unrettbar verloren, ihre Stunden seien gezählt. Ein schönes Mädchen wie sie... und unser einzigstes Kind... es ist hart... Wie haben wir uns um sie gekümmert, die Mutter und ich!... Wir haben sie einen guten Beruf erlernen lassen. Sie ist geschickt und hat Geschmach. Sie verdient ihren Unterhalt als Modistin. So hofften wir, uns eines Tages zur Ruhe setzen zu können. Doch die Tuberkulose... sie treibt keinen Scherz..."

Und der Arbeiter wischte sich eine Träne fort, die über das durchsichtige Gesicht rollte, während der Student seine Geldbörse zog. Doch der andere, dies bemerkend, wehrte ab.

"Deshalb bin ich nicht hergekommen. Gott sei dank, wir brauchen nichts. Doch hören Sie: Seitdem sie krank darnieder liegt, spricht meine Tochter nur von Ihnen. In ihren Fieberphantasien feiert Ihr Name jeden Augenblick wieder: Herr Gregor... Sie werden begreifen, daß ich zuerst nicht wußte, was sie damit wollte. Doch der Portier gab mir einen Fingerzeig, und da sie sich vermutlich so nennen, so suchte ich Sie auf. Entschuldigen Sie, mein Herr, ich ahnte nicht im geringsten, was sich zwischen Ihnen und meiner Tochter zugetragen haben mag. Früher würde ich darüber aufgebracht gewesen sein. Wahrhaftig, in solchen Dingen spake ich nicht! Den Sterbenden aber muß man verzeihen — und dann sind wir ja auch arme Leute. Es ist mir nur zu begreiflich, wenn sie es nicht vermocht haben sollte, sich gegen einen Herrn wie sie zu verteidigen."

"Aber — wo wollen Sie hinaus, lieber Freund?" rief der junge Mann ein wenig gereizt. "Was soll das

alles bedeuten? Was sind das für Geschichten, die Sie mir da erzählen? Wahrscheinlich habe ich ihre Tochter nie gesehen!"

"Ich bitte Sie, werden Sie nicht aufgebracht," murmelte der andere verwirrt. "Ich will durchaus nichts behaupten, was sich nicht als Tatsache beweisen läßt. Wenn man nichts weiß, kann man nur vermuten. Ist es so? ... Doch um dem Zweck meines Hierseins näherzukommen: Meine Tochter spricht von nichts anderem als von ihrer Person. ... Es muß doch da ein Grund vorliegen..."

"Schon möglich... Aber was kann ich dafür? Gewiß nehme ich teil an dem Unglück, das Sie betroffen. Doch da mein guter Wille ohnmächtig ist..."

Er erhob sich, um dem Besucher zu verstehen zu geben, daß die Unterredung lange genug gedauert.

"Mein Herr," bat dieser, "hören Sie mich noch einen Augenblick. Vielleicht ist mein Kind... in Sie verliebt. Das ist doch kein Verbrechen? Sie sind schön und gut... das blendet unsere Kinder... und jetzt im Fieber arbeitet das Gehirn... es schmiedet die Ideen... und träumt, Sie hätten sie nicht einmal bemerkt."

"Wie sieht ihre Tochter aus?" forschte der junge Mann.

"Eine schlanke Brünette... in blauem Tuchkleide... mit einem roten Hute, den Rand an einer Seite aufgebogen."

Jetzt erinnerte sich der Student. Oft war er dem jungen Mädchen auf der Treppe begegnet. Sie war in der Tat sehr hübsch — ein anziehendes Gesichtchen, das er zuweilen flüchtig beobachtet. Er erinnerte sich noch recht gut, wie sie ihn kürzlich im Vorbeigehen verstohlen ansah — als hätte sie das Bedürfnis, mit ihm zu sprechen, ohne jedoch in ihrer Schüchternheit zu wagen, ihn anzureden. Sie liebte ihn also heimlich und wartete nur auf ein Wort von ihm, um in seine Arme zu fallen. Von ihr waren die kleinen Weichensträußchen, die er regelmäßig an seine Tür gehängt vorfand und die so oft seine Nengier erregten. Und dabei bildete er sich ein, sie kämen von seiner blonden Nachbarin, während sie in Wirklichkeit das Sinnbild ihrer bescheidenen Liebe waren, die er nicht einmal geahnt...

Diese stumme Verehrung rührte ihn.

"Ich würde mich freuen, wenn ich etwas für sie tun könnte... Aber was? ... ich wüßte nicht..."

Da rasselte der alte seinen ganzen Mut zusammen und bat:

"Kommen Sie mit mir — sie stirbt ja bald — es wird ihr eine große Freude sein, Sie zu sehen."

"Gut — ich komme mit."

Die Wohnung des Arbeiters im sechsten Stockwerk war von großer Einfachheit, aber sauber gehalten — ein heller Strahl der Morgensonne fiel durch das mit Blumen besetzte Fenster, durchsülzte das Zimmer mit dem heiteren Glanze des Frühlings und vergoldete mit seinem Scheine den ärmlichen Raum.

Als sie das Zimmer des Mädchens betraten, lag sie in friedlichem Schlummer. Ihr Atem ging so ruhig, daß ihre Brust die Decke kaum hob, während das abgezehrte und weiße Antlitz einem unbelebten Marmorbilde glich.

Der Student ließ sich neben dem Bette nieder, um zu warten, bis sie erwachte. Bald jedoch qualte sie ein heftiger Anfall ihres trockenen Hustens. Sie schlug die Augen auf und erkannte ihn — ein leichtes Rot stieg in ihre bleichen Wangen.

"Sie," flüsterte sie, "Sie hier! ... Warum nur sind Sie hergekommen?"

Sie waren allein, die Alten hatten sich unbemerkt zurückgezogen. Er beugte sich zu ihr nieder und antwortete leise:

"Weil ich Dich liebe..."



Die zarten Hände der Kranken behten vor Freude, und den blutleeren Lippen entschlüpfen die Worte:

„Wenn du wüßtest, Liebling . . . wenn du wüßtest.“

Sie fand keinen Ausdruck mehr, um ihm die geheimsten Gedanken ihres Herzens zuzuflüstern, keine Worte, um ihre ganze Liebe und Glückseligkeit auszudrücken.

Und sie schwieg und sah ihn an mit einem Blick, der ihr unaussprechliches Glück verkündete.

Plötzlich aber kehrten ihre Gedanken zu der rauhen Wirklichkeit zurück — die Anwesenheit des jungen Mannes in ihrer Kammer beunruhigte sie:

„Wie . . . wie kommt es nur, daß Sie hier sind?“ fragte sie ängstlich.

„Ich habe bei deinem Vater um deine Hand angehalten. Sobald du wieder gesund bist, machen wir Hochzeit.“

Ein seltsamer Schimmer der Hoffnung ließ ihre Augen aufleuchten und verklärte ihr Lächeln mit überirdischer Freude:

„O, das wird nicht lange mehr dauern . . . ich fühle mich schon viel, viel besser. Wann aber gibst du mir den Verlobungsring?“

Ohne Zögern streifte er einen schmalen Reif von seinem kleinen Finger und reichte ihn ihr.

„Hiermit schenke ich ihn dir.“

Ihre Glückseligkeit war so groß, daß sie nicht im entferntesten an die vielen Unmöglichkeiten dieser Stunde dachte. Schon so oft hatte sie im Traume den Geliebten ersehnt, der sie als seine Braut heimführen sollte, daß seine Ankunft ihr nur zu natürlich erschien.

Und ohne Nachdenken überließ sie sich dem Zauber der geheimsten Wünsche ihres reinen Herzens.

In der folgenden Nacht entschlief sie, die Hand des Verlobten in der ihrigen haltend, mit den zärtlichen Worten:

„Wie gut du bist, Gregor — ich fühle mich so glücklich — so glücklich.“

Und ihr Ringen mit dem Tode war leicht — ging sie doch dahin in edler Vöge, mit der ein mitleidiges Herz ihre letzten Augenblicke verließte.

„Mein Herr,“ sagte der Alte, „wir danken ihnen für Ihre schöne Tat. Doch bevor Sie fortgehen, möchte ich Ihnen den Ring zurückgeben, den Sie meiner Tochter schenkten.“

Der junge Mann aber wendete sich ab, um eine heimliche Träne zu verbergen, die sein Auge feuchtete, und antwortete bewegt:

„Lassen Sie ihn ihr!“

### Die nummerierten Töchter.

In Korea genießen die Frauen geringeres Ansehen als die Männer, wenigstens, so lange, sie noch nicht verheiratet sind. Das zeigt sich unter anderem darin, daß die Mädchen nicht so wie bei uns in Europa besondere Namen haben. Knaben und junge Männer in Korea haben ebenso Namen wie ihre europäischen Brüder, aber bei den Mädchen ist keine Rede davon. Bis zu ihrem zehnten Jahre werden die koreanischen Mädchen von ihren Eltern und Geschwistern mit einem aus Geradewohl gewählten Rosenamen genannt. Gewöhnlich enthält dieser Rosenamen einen Hinweis auf irgend eine körperliche oder geistige Eigenschaft des Kindes. Sobald aber das kleine Mädchen zehn Jahre alt geworden ist, hört man auf, es mit Rosenamen zu rufen, und es wird von nun an stets als ihres Vaters Tochter, niemals auf andere Weise bezeichnet. Heißt der Vater Kinn, so wird sie Herrn Kinn's Tochter genannt. Hat Herr Kinn mehrere Töchter, so nennt man die älteste „Herrn Kinn's älteste Tochter“, die nächste „Herrn Kinn's zweite Tochter“ usw. Wenn ein junges Mädchen in Korea heiratet, steigt sie zwar etwas im Ansehen, aber sie

muß sich doch weiter ohne selbständigen Personennamen behelfen. Sie wird dann mit Titel und Nachnamen ihres Mannes ohne irgend einen Vornamen bezeichnet. Manchmal geschieht es auch, daß die verheiratete Frau weiter nach ihrer Geburtsstätte genannt wird.

### Die Prügelstrafe gegen Preistreiber

In einer der letzten Sitzungen der ungarischen Nationalversammlung wurde der Gesetzentwurf betr. Maßregelung der Preistreiber, endgültig erledigt. In der Spezialdebatte beantragte Abg. Hommonay, daß, sofern die Preistreiberei von einem Mittler begangen werde, der betreffende mit 10 bis 25 Stockhieben bestraft werde. Referent Ruppert lehnt den Antrag Hommonays ab, da dessen Durchführung der christlichen Auffassung widerspreche. Abg. Stephan Rubinek wandte sich gegen den Antrag da durch sie die menschliche Würde herabgesetzt werde. Hierauf erfolgt eine namentliche Abstimmung. Der Antrag Hommonay wurde mit 71 gegen 24 Stimmen angenommen. (Nicht übel!)

## Humor

**Scheidungsgründe.** „Was, Sie wollen sich auf Ihre alten Tage scheiden lassen? Wenn Sie dreißig Jahre zusammengelebt haben, werden Sie's ja wohl auch noch weiter aushalten.“ — „Ne, sehen Sie mal, meine Frau und ich haben sich jeder ein kleines Kapital gespart, und das möchten wir gern in Frieden und in Ruhe aentecken!“ („Brummbär“)

**Aus der Schule.** Lehrer: „Die Schölbürger hatten also ihr Rathaus erbaut, hatten aber die Fenster vergessen. Da kam ein Schalk nach Schölb. Welchen Rat gab er den Bürgern?“ — Schüler: „Sie sollten das Gebäude als Kientopp verwenden.“

„Man soll den Teufel nicht an die Wand malen“, sagte die deutsche Literatur. Da erhob sich Protest gegen die Verfilmung des „Faust“.

**Druckfehler.** Die allgemaine Entwertung des Geldes macht sich auch in London bemerkbar. Ein Pfund Sperling ist bereits für 20 Franken zu haben.

**Magim Gorki, der Kannibale.** Gorki ist Kannibale. Während eines Besuches in Amerika saß er nun eines Tages beim Mittagessen neben einer Dame, die ihn durchaus bewegen wollte, von den verschiedenen Gerichten zu essen. „Wollen Sie nicht ein bißchen Huhn haben?“ fragte sie. — „Nein, danke.“ „Da steht ein ausgezeichnete Schinken.“ — „Nein, ich danke.“ „Wollen Sie nicht eine Scheibe Roastbeef kosten?“ — „Danke,“ antwortete er nochmals, indem er sich an die Gemüßplatten hielt. — „Aber den Lammbraten müssen Sie auf jeden Fall versuchen,“ fuhr die wohlwollende Dame fort. Aber nun hatte Gorki die Geduld verloren. Er sah seine Wirtin durchdringend an und sagte heftig: „Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, daß, wenn ich überhaupt einmal Fleisch esse, ausschließlich Menschenfleisch in Betracht kommt, aber roh muß es sein!“

**Aus der guten alten Zeit.** Bei der dritten Eskadron des Husarenregiments in Groß-Rikinda ist plötzlich der Husar Meszados Sandor abgängig. Desertiert! Die entsprechende Eingabe wird gemacht. Nach etwa acht Tagen bemerkt man, daß die Pferde aus einem Brunnen nicht mehr trinken wollen, sieht nach und findet im Wasser den Husaren, schon stark entstellt. Man ruft den Mediziner des Regiments, der sich den Fall ansieht und befiehlt: „Man mache mit dem Manne eine halbe Stunde lang Wiederbelebungsversuche!“ Und wie der Fähnrich Einwürfe machen will, schneidet er alle Erörterungen mit dem Bemerkten ab: Im Reglement steht: „Wenn ein Mann ertrunken ist, so sind an demselben wenigstens eine halbe Stunde lang Wiederbelebungsversuche zu machen. Und ist der Mann nicht etwa ertrunken?“



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Ein kleines Licht

oder:

#### Wie ein guter Bauer einen bösen Verwalter überwand

von L. N. Tolstoj

Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge und Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel (Math V, 38, 39.)

Die Geschichte spielt zur Zeit der Leibeigenschaft. Herren gab es damals alle möglichen. Es gab solche, die an ihre Sterbestunde und an Gott dachten und mit den Menschen Mitleid hatten, und es gab Hunde — wollen's ihnen lieber nicht nachtragen. Die allerschlimmsten aber waren aus dem Stande der Leibeigenen. „Im Staube geboren, zum Herrschen erkoren!“ Sie machten den Leuten das Leben richtig zur Hölle.

Ein solcher Verwalter trieb sein Wesen auf einer herrschaftlichen Besitzung. Die Bauern waren im Frondienst. Land war viel da, der Boden gut und Wasser und Wiesen und Felder. Es hätte für alle gereicht — für den Herrn, wie für den Bauern. Der Herr aber hatte als Verwalter einen früheren Leibeigenen von einem andern Erbgut eingesetzt.

Der hatte die Macht an sich gerissen und saß den Bauern im Nacken. Er war Familienvater — hatte Frau und zwei verheiratete Töchter. Hatte sich Geld verdient und hätte recht gut gottesfürchtig leben können, war aber auf alles neidisch und mit der Sünde so recht verschwägert. Er begann damit, daß er die Bauern außer der Zeit zum Frondienst trieb. Legte eine Ziegelei an, ließ alle Männer und Frauen schwer arbeiten und verkaufte die Ziegel. Die Bauern gingen zum Gutsherrn nach Moskau, um sich zu beklagen; es kam aber nichts dabei heraus. Der Herr schickte die Leute fort und ließ den Verwalter gewähren. Als der erfuhr, daß die Bauern sich beschwert hätten, begann er sich an ihnen zu rächen. Da wurde das Leben der Bauern noch schwerer. Es fanden sich Verräter unter ihnen: die zeigten sich gegenseitig an und schoben einen den andern vor. So wurden die Leute uneinig, und der Verwalter wurde immer bössartiger.

Schließlich kam es so weit, daß die Leute ihn wie ein wildes Tier fürchteten. Ritt er durchs Dorf, so versteckten sich alle vor ihm, wie vor einem Wolf. Das bemerkte der Verwalter wohl, und wurde noch wütender darüber, daß man Angst vor ihm hatte. Durch Schläge und Arbeit trieb er die Leute zum äußersten.

Es war vorgekommen, daß man solche Bösewichter aus dem Wege geräumt hatte, und die Bauern begannen auch

darüber zu reden. Sie kamen heimlich zusammen, und ein Beherzter sagte wohl: „Sollen wir diese Schinderei noch lange ertragen! Er verschwindet einfach eines Tages; — solchen Menschen totschiagen, ist keine Sünde.“

Einsmal versammelten sich die Bauern kurz vor Ostern im Walde: der Verwalter hatte sie hingeschickt, um den herrschaftlichen Wald durchzuforsten. Um Mittag kamen sie zusammen und fingen an zu reden:

„Was sollen wir jetzt anfangen? Er rottet uns ja mit Stumpf und Stiel aus. Schindet uns derart, daß Mann und Weib Tag und Nacht keine Ruhe haben. Ist ihm etwas nicht nach der Mühe, — gleich bricht er los und peitscht uns. Samjon ist an seinen Peitschenhieben gestorben, Anisima hat er im Block zu Tode gequält. Worauf wollen wir noch warten? Kommt er heut' abend hierher und fängt wieder an zu schimpfen, dann reißen wir ihn einfach vom Pferde, schlagen ihn mit dem Beil über den Kopf, und fertig. Verscharren ihn irgendwo wie einen Hund, und kein Hahn kräht danach. Aber die Bedingung ist: alle zusammenhalten. Keiner den anderen verraten.“

So sprach Wassili Minajew. Er hegte den ärgsten Haß gegen den Verwalter. Jede Woche peitschte der ihn, hatte ihm seine Frau abspenstig gemacht und sie als Köchin zu sich genommen.

In dieser Weise redeten die Bauern. Abends kam der Verwalter. Er kam zu Pferde und begann sofort zu schimpfen, es sei nicht richtig durchgeforstet. In einem Haufen entdeckte er eine kleine Linde.

„Ich hab' nicht befohlen, daß ihr Linden fällen sollt. Wer hat das getan? Heraus mit der Sprache, sonst peitsche ich alle miteinander!“

Er forschte nach, in welcher Reihe die Linde gestanden. Man wies auf Sidor. Der Verwalter schlug ihm das ganze Gesicht blutig. Auch Wassili wurde mit der Riemenpeitsche gehauen, weil sein Haufen zu klein sei; dann ritt der Verwalter nach Hause.

Abends kamen die Bauern wieder zusammen, und Wassili begann:

„Ach Leute! Ihr seid ja keine Menschen, sondern Sperlinge. „Wir halten zusammen, halten zusammen!“ heißt es erst. Wird's dann aber Ernst, so vertriehen sich alle. Gerade so, wie die Sperlinge gegen den Habicht sich verschworen: „Keinen verraten, keinen verraten, wir halten zusammen, zusammen.“ Sobald der Habicht aber herankommt — alles in die Nesseln. Der Habicht packt, wen er haben will, und schleppt ihn fort. Jetzt kommen die Sperlinge heraus: Tschiwit, tschiwit — da fehlt einer. Wer fehlt denn? Wanjka. Ach der! Dem geschieht ganz recht, der hat es verdient.“ Gerade so seid ihr. Was einmal abgemacht ist, muß doch auch gelten. Als er auf Sidor losging, hättet ihr euch zusammentun und ein Ende machen sollen. So aber heißt es erst: keinen verraten, kei-



nen verraten, wir halten zusammen, zusammen; kommt er dann aber geflogen, kriecht alles in den Busch."

So redeten die Bauern immer häufiger und verabredeten schließlich, den Verwalter umzubringen. In der Charwoche teilte der Verwalter den Bauern mit, sie sollten sich bereit halten, zum Fest die Haisfelder des Herrn zu pflügen. Das erbitterte die Bauern; sie versammelten sich am Charfreitag auf dem Hinterhof bei Wassili und begannen wieder zu reden:

"Der Mensch ist gottvergessen, daß er solche Dinge tut; wir müssen ihn totschlagen. Zugrunde gehen wir sowieso."

Zu ihnen gesellte sich auch Peter Michejew. Der war ein friedlicher Bauer, der an den Beratungen nicht teilnahm. Er hörte ihre Reden an und sagte:

Was ihr da ausgedacht habt, Brüder, ist eine schwere Sünde. Ein Leben vernichten — ist von großer Bedeutung. Ein fremdes vernichten, ist nicht schwer, aber was wird dann aus dem eigenen? Der Mann tut Böses, und Böses steht ihm bevor. Wir aber müssen ausharren."

Wassili ärgerte sich über diese Worte.

"Immer dieselbe Leter", sagte er. "Gewiß ist es Sünde, einen Menschen umzubringen. Aber es kommt doch darauf an, wer der Mensch ist. Einen guten umbringen, ist Sünde, solchen Hund aber — ist ein gottgefälliges Werk. Ein toller Hund muß schon aus Mitleid mit den Menschen totgeschlagen werden. Läßt man ihn leben, so ist die Sünde noch viel größer. Wieviel Menschen richtet der zugrunde? Wenn wir dann auch leiden müssen, so geschieht es doch der anderen wegen. Die anderen werden uns dank sagen. Stehen wir aber da und reißen's Maul auf, so richtet er alle zugrunde. Was du da sagst, Micheitsch, ist Unsinn. Ist etwa die Sünde geringer, daß wir an Christi Feiertag alle zur Arbeit gehen? Du selbst wirst nicht hingehen."

Micheitsch antwortete:

"Warum nicht? Wenn ich hingeschickt werde, pflüge ich. Nicht für mich. Gott weiß schon, wer die Sünde begeht. Wir dürfen Ihn nicht vergessen. Ich spreche ja nicht für mich, Freunde. Wenn uns gelehrt wäre, Böses mit Bösem zu vergelten, würden wir nach Gottes Gebot handeln; uns ist aber das Gegenteil gesagt. Wer Böses mit Bösem vergilt, der macht sich des Bösen teilhaftig. Einen Menschen töten ist nicht schwer! Aber sein Blut bleibt an deiner Seele kleben. Einen Menschen töten, heißt, sich die Seele mit Blut besudeln. Du glaubst, wenn du einen Menschen tötest, rottest du etwas Böses aus. In Wirklichkeit entwickelst du das Böse in dir noch mehr. Beug dich vor dem Unglück, so beugt sich das Unglück vor dir."

So kamen die Bauern zu keinem Entschluß: die Meinungen waren geteilt. Die einen denken wie Wassili, die anderen stimmen Peters Worten bei: wollen keine Sünde begangen, sondern ausharren.

Den ersten Festtag feiern die Bauern. Abends kommt der Schulze mit den Schreibern aus dem Herrenhause und sagt: Der Verwalter Michael Semjonowitsch hat befohlen, die Bauern für morgen zu bestellen; sie sollen alle das Haisfeld pflügen. Der Schulze geht mit den Schreibern durch das Dorf und teilt allen mit, daß sie am nächsten Tage kommen; die einen auf die andere Flußseite, die anderen an die Landstraße. Die Bauern beklagen sich bitter, wagen aber nicht, ungehorsam zu sein, sondern fahren am nächsten Morgen mit ihren Pflugscharen hinaus und beginnen zu pflügen. In der Kirche wird zur Frühmesse geläutet, überall feiern die Leute das Osterfest — die Bauern pflügen.

Michael Semjonowitsch, der Verwalter, erwachte nicht gerade früh und ging durchs Haus: alle Familienmitglieder, seine Frau, und die verwitwete Tochter, die zum Fest gekommen war, machten sich zurecht und pukten sich; ein Knecht spannte an, sie fuhren zur Messe und kehrten dann

zurück. Eine Magd setzte den Samowar auf, dann kam der Verwalter, und man trank Tee. Beim Teetrinken steckte Michael Semjonowitsch sich eine Pfeife an und ließ den Schulzen rufen.

"Nun?" meint er, "sind die Bauern zum Pflügen bestellt?"

"Jawohl."

"Sind denn alle hinausgefahren?"

"Ja. Ich habe ihnen selbst die Plätze angewiesen."

"Angewiesen, angewiesen! Ich frage: Pflügen sie? Fahr' hin, sieh' nach und sag' nachmittags käme ich selbst. Eine Dehjätine muß gepflügt sein, und zwar gut. Wenn ich ein ungepflügte Stück finde, werd' ich mich um den Feiertag nicht kümmern."

"Zu Befehl."

Der Schulze will schon gehen, aber Michael Semjonowitsch ruft ihn zurück. Er ruft ihn zurück, aber stockt dann, weiß nicht recht, was er sagen will. Endlich bringt er heraus:

"Die Sache ist die: Horch doch einmal hin, was die Kerls über mich reden? Wer schimpft, und wie — erzähl' mir alles wieder. Ich kenne die Bande: arbeiten wollen sie nicht, ewig auf der Bärenhaut liegen und herumlungern. Fressen und feiern — das lieben sie; daß man aber pflügen muß, um zu ernten, daran denken sie nicht. Also gib mal genau acht, was sie reden, und wer etwas sagt. Ich muß das wissen. Paß gut auf und erzähl' mir alles wieder."

Der Schulze machte Kehrt, ging hinaus, stieg aufs Pferd und ritt zu den Bauern aufs Feld.

Die Frau des Verwalters hatte die Unterhaltung ihres Mannes mit dem Schulzen gehört. Sie kam jetzt zu ihm und begann ihn zu bitten. Sie war ein stilles, gutherziges Wesen. Wo sie nur konnte, besänftigte sie ihren Mann und trat für die Bauern ein.

Sie kam also zu ihrem Gatten und bat:

"Mischenka, Liebster, lüdnige nicht an solch hohem Feiertage; um Christi Willen entlaß die Bauern."

Michael Semjonowitsch achtete nicht auf die Worte seiner Frau; er lachte ihr ins Gesicht:

"Hast wohl lang die Peitsche nicht gespürt, daß du üppig wirst, und dich in Dinge einmischst, die dich nichts angehen?!"

"Mischenka, Lieber, ich habe einen schlimmen Traum gehabt; hör auf mich, laß die Bauern gehen."

"Hab ich nicht recht, wenn ich immer sage, du bist zu fett geworden! Denkst, die Peitsche bringt nicht mehr durch! Aber paß auf!!"

Semjonowitsch wurde wütend, stieß der Frau die brennende Pfeife in die Zähne, jagte sie fort und befahl das Mittagessen zu bringen. Er aß Sülze, Pasteten, Suppe mit Schweinefleisch, Spanferkeln, Milchnudeln, trank Rirschbranntwein und speiste süßen Kuchen. Dann rief er die Köchin zu sich, ließ sich von ihr etwas vorsingen und spielte selbst auf der Guitarre.

So saß Michael Semjonowitsch in heiterster Gemütsverfassung, stieß auf, klimperte auf dem Instrument und schäkerte mit der Köchin. Da trat der Schulze ein, verbeugte sich und wollte melden, was er auf dem Felde gesehen.

"Na, wie ist's? Pflügen sie? Werden sie mit dem Streifen fertig?"

"Ueber die Hälfte ist gepflügt."

"Keine schlechten Stellen?"

"Hab' keine gesehen. Pflügen gut, schon aus Angst."

"Ist die Krume aber auch gut?"

"Schön weich, bröckelt wie Mohn."

Der Verwalter schwieg einen Augenblick.

"Aber was sagen sie von mir, schimpfen sie?"

Der Schulze wollte nicht recht mit der Sprache heraus,



aber Michael Semjonowitsch befahl ihm, die ganze Wahrheit zu sagen.

„Nur nichts verschweigen: sind ja nicht deine Worte, sondern ihre. Sagst du die Wahrheit, so belohne ich dich; verheimlichst du etwas, so mußt du dich nicht wundern, wenn ich dich ganz gehörig verhaue. He, Katjuscha, gib ihm doch mal einen Schnaps, daß er Mut kriegt.“

Die Köchin ging und holte dem Schulzen einen Schnaps. Der trank dem Verwalter zu, wuschte sich den Mund und begann zu reden. „Ist ja ganz egal“, denkt er, „ich kann nichts dafür, daß sie ihn nicht loben; ich sag' die Wahrheit, wie er es befiehlt.“ Und der Schulze faßte sich ein Herz und begann zu berichten.

„Sie murren, Michael Semjanowitsch, murren.“

„So? Was sagen sie denn? Erzähl' doch.“

„Sie sagen: er glaubt nicht an Gott.“

Der Verwalter lachte auf.

„Wer hat das gesagt?“

„Alle. Sie sagen: er muß sich dem Bösen verschrieben haben.“

Wieder lachte der Verwalter.

„Das ist gut“, meint er, „aber erzähl' einzeln, was sagt zum Beispiel Wassili?“

Der Schulze wollte seine Mitbauern nicht verraten, aber zwischen Wassili und ihm bestand schon lange Feindschaft.

„Wassili schimpft am allerschlimmsten.“

„Was sagt er denn, erzähl' doch.“

„Es ist schrecklich: „Der wird einmal ohne Weichte sterben“ — sagt er.“

„Ei, der Bursche!“ meint der Verwalter. „Was sackelt er denn noch lange und schlägt mich nicht einfach tot. Hat wohl keinen Mut? Schon gut, Wasska, wir rechnen schon miteinander ab. Wie steht's denn mit Tischka? Ich denke, der Hund hat auch...“

„Alle reden böse.“

„Was sagen sie?“

„Es ist ekelhaft wiederzugeben.“

„Was heißt ekelhaft; nur nicht bange, heraus damit.“

„Sie sagen: der Bauch möge ihm plagen, und Gedärme heraustreten.“

Darüber freute sich Michael Semjonowitsch und lachte sogar.

„Werden schon sehen, bei wem sie zuerst heraustreten. Wer sagt das? Tischka?“

„Gutes hat niemand gesagt, alle schimpfen, alle drohen.“

„Aber Peter Michajew, was sagt der? Schimpft wohl auch, der Schweinehund?“

„Nein Michael Semjonowitsch, Peter schimpft nicht.“

„Nun, was sagt er denn?“

Er ist der einzige von allen Bauern, der nichts gesagt hat. Ein Sonderling. Ich hab' mich über ihn gewundert, Michael Semjonowitsch.“

„Wieso?“

„Was der fertig gebracht hat! Alle Bauern waren starr.“

„Was hat er denn getan?“

„Es ist wunderbar. Ich reite auf ihn zu. Er pflügt auf dem schrägen Streifen an der Turkinhöhe. Als ich herankomme, höre ich jemanden singen; das kommt so schön und zart heraus, und auf dem Pfluge, zwischen den Deichselarmen, leuchtet etwas.“

„Nun?“

„Leuchtet gleichmäßig ein kleines Feuer. Ich reite dicht heran und sehe, da ist ein Fünfklopfenwachslicht am Querholz angeklebt, das brennt und wird vom Winde nicht ausgelöscht. Er selbst trägt ein neues Hemd, pflügt und singt Fiertagslieder. Er wendet und hebt den Pflug aus, aber das Licht erlischt nicht. Vor meinen Augen hat er ausgehoben, den Kegel umgelegt, eine neue Furche ange-

sangen, — das Licht brennt immerfort.“

„Hat er etwas gesagt?“

„Nein. Nur als er mich sah, hat er mir den Osterfuß gegeben und dann wieder gesungen.“

„Hast du nicht mit ihm gesprochen?“

„Nein, die Bauern kamen heran und lachten ihn aus: „der Mischeitsch“, sagten sie, „macht sein Lebtag die Sünde nicht wieder gut, daß er am Oftertage gepflügt hat.“

„Was hat er darauf erwidert?“

„Er hat nur gesagt: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Dann hat er wieder den Pflug angefaßt, das Pferd angetrieben und mit seiner feinen Stimme gesungen. Das Licht aber brennt immer weiter.“

Der Verwalter hörte auf zu lachen, legte die Guitarre hin, senkte den Kopf und dachte nach.

So saß er eine ganze Weile, schickte die Köchin und den Schulzen fort, ging hinter den Vorhang, legte sich aufs Bett und seufzte und ächzte so schwer, wie ein mit Garben beladener Wagen. Seine Frau kam und begann mit ihm zu reden; er gab keine Antwort. Sagte nur:

„Er hat mich besiegt. Jetzt bin ich soweit.“

Sein Weib redete ihm zu:

„Reit' doch hin und laß die Leute gehen. Vielleicht ist gar nichts. Hast doch sonst alles Mögliche fertig gebracht, wie kannst du jetzt auf einmal so den Mut verlieren?“

„Ich bin verloren“, sagte er, „er hat mich besiegt. Geh' fort, solange du noch unverfehrt bist. Was hier geschehen ist, geht über deinen Verstand.“

Und er stand nicht auf.

Am nächsten Morgen erhob er sich und ging seiner Beschäftigung nach. Aber das war schon nicht mehr der frühere Michael Semjonowitsch: offenbar hatte sein Herz gelitten. Er wurde trübsinnig und tat nichts mehr. Saß beständig zu Hause. Sein Regiment dauerte nicht mehr lange. Petrifasten kam der Gutsherr. Er läßt den Verwalter rufen — der ist krank; am nächsten Tage: — wieder krank. Der Herr erfuhr, daß er trank und enthob ihn seines Postens. Jetzt lebte Michael Semjonowitsch untätig unter dem Geinde. Sein Trübsinn nahm noch zu, er verbummelte ganz und gar, vertrank alles und sank so tief, daß er seiner Frau Tücher stahl und in die Schenke trug. Sogar die Bauern hatten Mitleid mit ihm und gaben ihm bisweilen etwas, um sich nüchtern zu trinken. Er lebte kein Jahr mehr nach jenem Vorfall. Ging am Trunk zugrunde.

## Auf einem jüdischen Friedhof

Von E. Dobrzańska.

Aus dem Polnischen.

Hell leuchtet die Sonne vom tiefblauen Himmel hernieder.

Seine Farbe ist ebenso leuchtend rein, wie die des Himmels, der sich über Judäa wölbt.

Auf einer Anhöhe, von wo der Blick über die endlosen Felder Podoliens frei in die Weite wandert und sich in der Ferne verliert, auf diesem Hügel, wo bange Sehnsucht wohnt, die wogenden Kornfelder leise rauschen und raunen und nur der Wachtelruf die schwermütige Stille der Feld-einsamkeit unterbricht, dort haben sich die „Verachteten“ zur ewigen Ruhe gebettet.

Eine uralte Rasse mit so stolzen historischen Traditionen, wie deren kein anderes Volk in der Weltgeschichte sich rühmen darf.

Heute — Verstoßene, ohne Vaterland, ohne Mutter-sprache.

Die Häupter nach dem heiligen Jerusalem gewandt,



liegen sie unter den weißen Steinen, deren Formen an Sphinge erinnern.

Weil sie ihre große Mission unter den Völkern nicht erkannten, hat der Herr sie verdammt zu ewiger Wandschaft und unter die Völker der Fremde zerstreut.

Auf den weißen einformigen Grabsteinen sieht man schwarze hebräische Buchstaben — auf den Gräbern der Armen ohne alle Verzierungen oder Symbole, auf den Gräbern der Reichen von Blatt- oder Fruchtornamenten umgeben. Hier und da zeigt ein Basrelief einen plumpen siebenarmigen Leuchter oder das Symbol eines Hirsches.

„Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Jehovab, zu dir!“

Ein jüdischer Dorffriedhof — wieviel stille Poesie liegt auf seinen Gräbern, eine Poesie von ureigner Trauer.

Auf den weißen Grabsteinen zittern die Sonnenstrahlen, hohes Gras wächst auf den Wegen, die kaum je der Fuß eines Menschen betritt.

Verlassene, einsame Gräber!

Nie benezen euch die Tränen der Liebe, keine schmerzzerziffene Menschenbrust lehnt sich an eure kalten Steine. Wen man ins Grab gelegt hat, den darf man nicht eher als nach einem Jahr wieder auffuchen.

Nie stört hier der Frauen Weinen und Klagen die lastende Stille, denn keine Tochter Israels betritt einen Friedhof, auch wenn ihr das Herz vor Trauer zu brechen droht.

Das strenge mittheidslose Gesetz des Talmuds achtet nicht des Wehklagens der Trauernden.

Es gibt nichts Traurigeres, als die Wehmut der Verlassenen.

Niemand weint um euch.

Nur der Mais eines Ungläubigen rauscht melancholisch; seine hohen Halme wehen ihren Schatten auf die Grabsteine; nur eine weiße Ziege, die auf dem Friedhof weidet, das Eigentum eines Christen, medert kläglich.

Denn selbst hier, wo ewige Ruhe herrscht, entweicht die jüdischen Gräber die Gegenwart eines Ungläubigen.

Die Söhne derer, die dort unter den Hügeln schlafen, verpachten die letzte Ruhestätte ihrer Väter an einen Christen den Friedhofswärter.

Und dafür, daß dieser die Gräber behütet, darf er auf dem von den Toten noch nicht eingenommenen Teile des Friedhofs Gemüse pflanzen zu seinem Unterhalt.

Christ und Juden leben auf demselben Erdenfleck in bestem Einvernehmen und Frieden.

Jene, die unter den Steinen liegen, trachten nicht mehr, den dummen Bauern zu betrügen — er, der sie bewacht, stiehlt ihnen nun nichts mehr von ihrem Eigentum.

Und dieselbe Sonne leuchtet hernieder auf die Gräber der frommen Juden, wie auf die Kartoffelmiete und die armselige Lehmhütte, welche dem Ungläubigen als Wohnung dient.

Laut zirpen die Grillen vom Felde her ihr schwermütiges und trauriges Abendlied.

Und ihr Lied erklingt hinein in den ewigen Schlaf derer, die in den Gräbern ruhen, es klingt hinein in den gesunden Schlaf des Bauern, der in der Lehmhütte schlummert.

## Ein eigenartiges Experiment

Der Herausgeber einer amerikanischen Zeitung machte unlängst eine eigenartige Probe für die Ehrlichkeit der Menschen. Er wählte aus dem New-Yorker Adreßbuch die Adressen von 50 Männern und 50 Frauen der verschiedensten Berufe. Die Probe bestand nun darin, daß den betreffenden Menschen ein Brief mit gleichgültigem Inhalt zugesandt wurde, in welchem eine 1-Dollarnote — schein-

bar aus Versehen — eingeschlossen war, und es war nun die Frage, wie viele Ehrliche werden sich finden, welche das aus Versehen in den Brief gekommene Geld zurückschicken werden.

Die zu prüfenden Personen wurden den Berufen nach in 20 Gruppen zu je 5 eingeteilt, 10 männliche und 10 weibliche Gruppen. Bei den Frauen fiel die Probe günstiger aus als bei den Männern. Während von 50 Männern nur 31 sich als so ehrlich erwiesen, die die Geldnote zurücksendeten, fanden sich unter den 50 Frauen 33, welche das Geld zurückschickten.

Das genaue Ergebnis war folgendes:

Von den Frauen waren	unehrlich	ehrllich
5 wohlhabende Frauen	2	3
5 Schauspielerinnen	2	3
5 Maschinenschreiberinnen	2	3
5 Kinder mädchen	2	3
5 Lehrerinnen	1	4
5 selbstständige Unternehmerinnen	0	5
5 Straßenhändlerinnen	2	3
5 Arbeiterinnen	2	3
5 Ärztinnen	2	3
5 Advokatinnen	2	3

Von 50 Frauen waren also 33 ehrlich, 17 unehrlich.

Von den Männern waren	unehrlich	ehrllich
5 Kaufleute	2	3
5 Juristen	1	4
5 Privatmänner	1	4
5 Gastwirte	4	1
5 Bleigießer	2	3
5 Stadtväter	2	2
5 Redakteure	1	4
5 Schauspieler	1	4
5 Ärzte	3	2
5 Polizisten	2	3

Von 50 Männern erwiesen sich also 31 als ehrlich, 19 als unehrlich.

In Wirklichkeit dürfte es aber in Amerika viel weniger ehrliche Leute geben als diese Statistik annimmt.

## Hochzeitsreise im Flugzeug

Eine Hochzeitsreise im Flugzeug ist dieser Tage in Zürich ausgeführt worden. Das Brautpaar spürte kaum die goldene Fessel am Finger, hatte kaum die Wünsche und Rüsse der lieben Verwandten und Freunde entgegengenommen, kaum angestoßen und begrüßt, als die Sehnsucht, allein zu sein, sie aus Hotel, Straße, Stadt, Familie und sonstiger menschlicher Gemeinschaft trieb. Retten wir uns! hinauf in die Lüfte! Und da das Weib gehorsam sein soll und dem Gatten untertan, ihm dorthin zu folgen hat, worhingeh, so eilte das frischgestempelte Ehepaar schleunigst am See hinaus, schwang sich in eine geschlossene Kabine eines Ab- und Auf-Flugzeuges und zog hinauf, Richtung lebender Himmel! Ueber die Alpen ging die lustige Hochzeitsreise, bis in die Gegend des Glärnisch führte sie der als Luftkutschlenlenker amtierende Fliegerleutnant; der diesmal höflich diskret sein mußte, um technische Blide nach rückwärts möglichst zu vermeiden. Die Hochzeitsreise dauerte drei Viertelstunden; das ist zwar etwas kurz für einen solchen Anlaß, dafür aber hoch, eigenartig und sie en Requisiten des Heiratsens.

## Schwedischer Humor

„Trinken Sie Kaffee?“ fragte der Arzt den greisen Patienten.

„Ja, leidenschaftlich!“

„Das lassen Sie besser bleiben. Kaffee ist ein langsam tödendes Gift.“

„Ja, sehr langsam, ich habe ihn beinahe achtzig Jahre täglich getrunken.“



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Ruhe für Oberschlesien

Wo findet der Pole die Freiheit, die Ruh?  
Wo kann er Gott lieben und loben dazu?  
Vom Preußen verachtet bist Du und Dein Gott,  
Mit „Protest“ — „Kultur“kampf und täglichem Spott!  
Nein, nein, nein, nein, glaube drum nicht  
Dem preußischen Bösewicht, was er verspricht..

Zerreiße die Bande — die Freiheit zu sehen . .  
Die polnische Heimat so herrlich, so schön! —  
Aus goldenen, lieben Herzen gebaut . . . —  
O Polen, Du meine herrliche Braut!  
Ja, ja, ja, ja, dieses allein  
Kann Ruheplatz und Heimat dem Polen nur sein!

Wie selig die Freiheit mit Jesus dahier . . .  
Denn Jesus für Polen Bier und Panier  
Und heiligster Freistadt Maria geweiht!!  
Glückseliges Schlesien, hinzugereicht!! —  
Frei, frei, frei, frei, ewig drum frei  
Mit „Mutter der Heiligen“ \*) Gott beneide!! —

\*) Polen: nach den Breven der Päpste

### Schaffensdrang

Von Sigmund Niedzwiedzki.

Aus dem Polnischen übersetzt.

Du fragst, wie es mit meiner Erzählung besteht, derentwegen ich vor acht Monaten aus eurer Mitte verschwunden, meine Gewohnheiten geändert, meine Türe für meine Intimsten verschlossen, mit einem Worte, eine schwere Menge Erzeffe verübt habe, wofür ich verdammt wurde, bei denen ich mich aber sehr wohl befand . . .

Aber ich bitte nur zu erwägen: damals habe ich geschrieben! ich schrieb mit solch einer Begeisterung, wie ein Mensch, der von seinem Thema hingerissen, gefesselt, in dieses verliebt ist und daran glaubt, wie ein Wahnsinniger, der aus seiner fixen Idee nichts von der Welt weiß — oder präziser ausgedrückt: ich mordete mich mit der Feder, mit diesem winzigen Instrument der Wonne und Qual, das, während es schwarze Zickzacks, die die ganze Welt wiederpiegeln, aufs Papier zeichnet, unsere Gedanken und Säfte unaufhörlich und unmerklich auslaugt, ganz so wie die Tinte im Tintensasse austrocknet.

Ein mörderisches und betäubendes Fieber! Wer es

nicht gekannt, wird es nie vermögen zu beurteilen, was für himmlische Wonne und Zauberkraft, was für edle und große Lebensform seiner Existenz abgeht.

Schaffen! . . . Etwas bilden, was bisher noch nicht gewesen! . . . Sich mit einer neuen eignen Welt, aus eigener Seele, aus eigenen Freuden und Leiden geschöpft, zu umgeben, deren Erzeuger und Souveräner Herr man ist, in welcher alles dir dein Dasein, seine Form zu verdanken hat, und auf deinen Befehl lebt und entsteht, sich bewegt, verwandelt und verschwindet wie ein Wunder. Nie fühlt man sich mehr als abgesonderte Welt, nie durchdringt man schärfer der Worte Sinn: „vom Menschen, der als Ebenbild geschaffen“ — nie fühlt man sich dem näher, was man Glück nennt.

Es ist dies eine unaufhörliche Liebkosung, während welcher der Kopf, wie von Visionen betäubt, glüht, die empfangliche Seele die ganze Welt in sich aufnimmt und die Nerven unter dem Strome der Geburtswunden erbeben.

Entspricht aber das Werk, wenn auch nur für einen Moment, deinem Ideale, was für Wonne, was für Stolz!

Aber mit was für Kräfteaufgebot will all dies bezahlt sein! Wieviel Talent, wieviel Lebensäfte absorbiert das Schaffen der vergänglichen Erscheinungen, das Gestalten der ungreifbaren Wirklichkeit mittelst blasser Ausdrücke der Illusion. Dreißig Schriftzeilen, die mehr oder weniger das enthalten, was man ausdrücken wollte, ruinieren manchmal mehr wie ein dreistündiger Marsch oder die physische Arbeit eines ganzen Tages, und die Ausbeute des Hirnes in der schöpferischen Ekstase kann man erst dann beurteilen, wenn der produktive Moment schwindet, der gewöhnlichen Stimmung Platz macht, und der ermüdete und steile Gedanke kein einziges richtiges Bild zu schaffen vermag. Dann erst begreift man, was für ein schweres Instrument die Feder ist.

Der krankhafte Drang zum Schreiben überfällt mich am stärksten im Herbst. Mit Ende des Sommers, wenn es klotig und kalt wird, ergreift einen eine Wehmut. Der Mensch büßt täglich mehr von der Genußwonne ein, die Welt wird düster, die Luft kalt, die Natur welkt. Man beginnt nachzudenken, sich in Erinnerungen zu ergen, man sucht, in seiner Phantasie das, was die Wirklichkeit versagt und man greift zur Feder.

Dann trinke ich abwechselnd eine Unmasse schwarzen Kaffee und Tee und esse alles, was Vanille enthält. Ohne diese Gifte ist mir jede Arbeit unmöglich, insbesondere ohne Vanille. Der Kaffee steigert meinen Gedankenreichtum, der Tee macht die Gedanken klarer, aber nichts vermag so wie Vanille die Phantasie zu verfeinern, angesichts der ekelhaftesten Lebenslügen mit einem ironischen Lachen auszustatten und sich in der Schilderung des Gegenstandes so zu vergehen, daß man ganz in ihm aufgeht und ihn doch beherrscht. Ohne Vanille vermag ich nicht eine Zeile zu



schreiben, die mir nicht ganz ausdruckslos vorkommen soll.

Wie du weißt, schreibe ich immer in der Nacht. Die Stille und die Dunkelheit erleichtern das Konzentrieren, und die künstliche Welt der Einbildungskraft erscheint schöner und wahrer, wenn die wirkliche Welt in Schatten gehüllt ist, so wie Lichter schöner und heller leuchten, wenn die Sonne erlischt.

In einem geschlossenen Zimmer, in welches kein Laut dringt, im Bannkreise des unter dem Lampenschirme hervordringenden Lampenschirmes wirft der Gedanke aufs Papier, wie eine Zauberlaterne auf den Dfenschirm, helle Reflexe von Gegenständen und Wesen, von durchlebten oder erdichteten Gefühlen und Ereignissen, und diese den Schöpfer selbst elektrifizierenden Einfälle der Einbildungskraft, diese urplötzlich aus der Feder entstehenden, selbst dem Dichter vor einer Sekunde noch unbekannten Bilder bemächtigen sich seines ganzen Seins, daß er ihnen seinen eigenen Lebenspuls einflößt.

Das beginnt gewöhnlich gegen Abend und endet nie vor Mitternacht. Je länger, desto besser. Wer würde da die Stunden zählen! Jede nur, mit der Feder in der Hand verbrachte Stunde ist wie die Verlängerung eines Triumphes. Wenn die Tinte nicht reicht, wird sie mit Wasser verdünnt oder man schreibt mit Bleistift; wenn weißes Papier ausgeht, sucht man irgend einen Wisch hervor oder nimmt zum Rande irgend eines Buches Zuflucht, und wenn das Petroleum in der Zimmerlampe ausgebraunt, zündet man die Küchenlampe an, denn die Hindernisse verdoppeln, wie beim Sport, die Widerstandskraft.

Dann sinkt man ins Bett, grenzenlos glücklich und furchtbar erschöpft, Schlaf verlangend.

Vom Schläfe ist aber keine Rede!

Im Kopfe saust es! . . . Ein wahrer Tummelplatz unbändiger Halluzinationen verschleucht — kehren sie verstärkt wieder. Die fieberhaft aufgeregte Phantasie will in der schöpferischen Arbeit nicht innehalten, gestaltet weiter Bilder, die man nicht mehr von ihr verlangt, produziert sie in Massen, gestaltlos, wahnsinnig, wie scheu gewordene Pferde. Man kann ihr unmöglich Einhalt gebieten.

Die Stunden verstreichen. Das Verlangen nach Schlaf wir zur Marter. Man wartet nicht mehr auf ihn, sondern man macht Anstrengungen, ihn herbeizurufen, du kämpfst mit ihm in Gedanken, das Hirn wird gefühllos, stirbt, arbeitsunfähig, beinahe ab, und ihm winkt das Geipenst des Wahnsinns.

Wie es beschwichtigen, wie es beruhigen? . . .

Man beginnt den Tictack der Uhr zu zählen, um sich von der Monotonie des leisen Schalles zu hypnotisieren. Vergebens. Man hält wie ein Taucher den Atem an; man rezitiert im Geiste Verse; man versucht hunderterlei Positionen; man schließt die Augen oder öffnet sie weit, um sie durch das Schauen in das Halbdunkel anzustrengen, alles vergeblich; . . . vom Schläfe ist keine Rede.

Dann gesteht man sich selbst ein, daß man in der Arbeit das Maß überschritten habe, und man nimmt sich vor, einige Tage zu rasten. Das befriedigt für einen Moment, aber nur einen Moment. Dann ringt man weiter mit der Marter der Schlaflosigkeit, immer näher dem verzweifeltsten Entschlusse, Manuskript, Papier, Federn und Tintenfaß, wie eine schlechte Gesellschaft, die einem an der Gesundheit zehrt, aus dem Hause zu werfen. Und tags darauf . . . Tags darauf kehrst du zu diesen wonnigen Leiden, die du gestern verflucht hast, und ahnend, daß sie dich bestricken, um dich zu verderben, weiter verfluchst, wie ein geliebtester und getretener Diebhaber zurück.

Nach einer langen Reihe solcher Willensschwankungen und Kämpfe mit dem Wesen der ersehnten Eindrücke, nach einem zweimonatigen Ringen mit einer überaus mühseligen und aufreibenden Arbeit entschloß ich einst, halb-

betäubt von meiner Lage, gegen Morgen und hatte einen Traum. Was für Träume?

Es gib Träume, die schrecklicher sind als erlebte Unglückschläge. Die Kranken kennen sie. Der Schlaf wird dann zur Folter, das Erwachen Erlösung. Solcher Träume hatte ich mehrere.

Während sich alle mit wonnigem Gefühl ins Bett legen und sich der Lethargie, diesem Tode für einige Stunden, der Körper und Seele verjüngt, ihnen neue Kräfte und Lebenslust einflößt, überantworten, war für mich die Nacht, der Schlaf ein schwarzes Gespensterreich, ein Abgrund voller Fragen, in welchem ein an Wahnsinn grenzender Dran des schauderhaftesten Entsetzens tobte.

Ein kranker Magen ist ein böshafter Dämon!

Was für furchtbare, unbeschreibliche, schreckliche Verzweiflungs- u. Angstfälle durchlebte ich in der Hölle der erträumten Gefahren, der gräßlichen Anblicke und Ereignisse. Und in Laufe des Tages empörte ich mich über mein eigenes Ich und stellte mir vergebens die Frage: was für blutigerige Ungeheuer, was für feindliche Mächte bemächtigen sich unser im Schlafe, um uns mit ihren Klauen, mit den krankhaften Schreckbildern zu foltern, als hätte die Wirklichkeit nicht genug Schläge für uns.

Aber keiner der schrecklichsten Träume in meinem Leben hat mich, scheint's, so stark erschüttert, wie dieser, dessen Inhalt, streng genommen, ein alltäglicher war.

Ich träumte, daß ich sterbe, in den letzten Zügen liege, umgeben von Arzeneien und der weinenden Familie, und der zu meinen Häupten stehende Arzt mit seiner Hand nach meinem Pulse tastend und ihn nicht findend sagt: „Er ist gestorben!“

Ich bin gestorben, — nichts Einfacheres.

Und doch, was für Verzweiflung! Was für marker-schütternder, wahnsinniger Seelenausschrei!

Oh, ich vermag nicht diese Höllenangst und Pein, wovon ich heute kaum mehr den hundertsten Teil verspüre, zu schildern. Wenn aber der wirkliche Tod dem von mir geträumten ähnlich sein sollte, dann müßte der letzte Moment der Sterbenden Wahnsinn sein.

Als ich erwachte, schnellte ich mich mit einem Aufschrei vom Bette empor, mich ängstlich umschauend und mit allen Kräften das gräßliche Traumgesicht, das wie ein heller, ins Auge dringender Sonnenstrahl, sich festbeißend, nicht weichen wollte, aus dem Kopfe schiebend.

Dann atmete ich schwer, wie ein Mensch, der einer wirklichen, nicht eingebildeten Gefahr entronnen, und in abergläubischer Angst den Zusammenhang zwischen Traum und Leben, die aneinander grenzend, sich vermengen und sich doch so fremd sind, fragte ich mich:

Was bedeutet das? Was vermag dies zu bedeuten?

Dort, wo das Geheimnis beginnt, entsteht so leicht ein Vorurteil. Kann es denn ein dunkleres und wunderlicheres Rätsel als den Traum geben? Dieser zauberhaften Märchengrotte, in welcher sich die Phantasie des Schlafenden verwandelt, in welcher ohne sein Zutun plötzlich Bilder, groß wie die Welt, farbenreich wie ein Regenbogen, kühn wie die Gedanken des Genius oder schrecklich wie die Halluzinationen eines Wahnsinnigen, entstehen, die so plastisch wie eine Bildhauerarbeit und täuschend wie die Wirklichkeit trotz ihrer Unwahrscheinlichkeit sind.

Kann der Traum keine Vorbedeutung sein? Warum sollen dort, wo solche Wunder geschehen, keine solchen Prophezeiungen, gute, schlechte oder gleichgültige, sich verbergen? Erzählen doch nicht nur alte Weiber und alte Märchen von Traumgesichtern, die in Erfüllung gingen und tawend unerfüllte beweisen nichts. Die Träume können ebensogut täuschen oder lügen, wie es Menschen tun.

Als ich solche Reflexionen anstellte, fiel mein Blick auf ein am Tische liegendes Manuskript, dessen Anblick die Be-



deutung des Traumes zu erklären schien und mich mit Schauer erfüllte.

So ist es! Dieses tötet mich, dieses Bündel Papier verzehrt meine Gesundheit, meine Ruhe, meinen Schlaf, mein Leben!...

Ich nahm es in die Hand, begann es durchzublättern, und zum erstenmal erschien es mir schwerfällig, langweilig, ungeschickt, gemein, ekelhaft!

Vergebens suchte ich nach einem sympathischen Schimmer in diesem Walde von Worten und Gedanken — wie ein Liebhaber einen Moment vor dem endgültigen Bruche in dem ihm überdrüssig gewordenen Weibe vergeblich nach jenem sucht, wie es während der ersten Geständnisse und Liebesungen war.

Und wütend ob der mir von meiner eigenen Arbeit, die so viel meiner Kräfte verschlungen hatte, zuteil gewordenen Enttäuschung warf ich das ganze Papierbündel in den Ofen und lief dann unter die Leute, um mich für die vergeudete Zeit zu revanchieren.

Durch sechs Monate erwähnte ich meines Schreibfiebers nur mit Verachtung, wie eines lächerlichen, naiven Zeitvertreibes, und nahm keine Feder zur Hand. Durch ganze sechs Monate!

Aber seit gestern habe ich sie wieder — zwischen den Fingern.

Ich legte mir ein Buch Papier zurecht, füllte das Tintenfaß — und schreibe — ich schreibe zum zweiten Male, aufs neue mit doppelter Begeisterung, um das, was ich vor einem halben Jahre vernichtet habe, ins Leben zu rufen, um die in einer erbärmlichen, tierischen Angst ums Leben an dem Seelenbedürfnis begangene wahnsinnige Tat, wieder gutzumachen.

Werde ich jetzt mein Ziel erreichen?

Ich weiß es nicht. Ich denke nicht daran, und mache mir darüber keine Sorgen. Innerlich aber bin ich davon felsenfest überzeugt.

Vor allem aber schreibe ich deshalb, weil ich schreiben muß, denn das Schreiben ist für mich in diesem Momente die einzige Existenzberechtigung, wie die Liebe für den Verliebten, wie das Spiel für den Spieler und wie jede Leidenschaft für diejenigen, die davon bestrickt werden, und die es vorziehen, zugrunde zu gehen, als ohne sie zu leben.

Wird mich vielleicht auch die meinige töten?

Sürwahr... ich scheere mich nicht drum.

## Das Ende eines Wagehalses

### Zur Todesfahrt durch den Niagara

Als echter Amerikanismus wurde kürzlich das tolle Wagnis eines Mannes bezeichnet, der es unternommen hat, in einer Tonne den Niagara-fall hinabzuschleusen und dabei ums Leben gekommen ist. Wie man nun aus amerikanischen Nachrichten erfährt, verbirgt sich hinter dieser Meldung ein merkwürdiges Menschenchickal. Charles Stephens, der in dieser Leistung das höchste Ziel seines Daseins sah, war ein Barbier aus Bristol, der allgemein den Beinamen der „Wagehals“ führte. Die friedliche und gemüthliche Tätigkeit des Figaro genügte diesem abenteuerlustigen Geiste nicht. Er war stets auf Wagestücke bedacht und verdiente eine Zeitlang sein Brot, indem er diejenigen, die sich dazu bereit fanden, in einem Löwenkäfig rasierte. Stolz war er auf die elf Medaillen, die er für die Durchführung solcher Wagestücke erhalten hatte. Darunter befanden sich die beglaubigten Tatsachen, daß er Löwen in ihrem Käfig geküßt, in einem Löwenkäfig gebort und einen Apfel im Rachen eines Löwen durchschlagen hatte. Der Krieg war ihm natürlich ein „gefundenes Fressen“, und obwohl er bereits 58 Jahre war, so stand er doch dreieinhalb Jahre im Feld, bis er schwer verwundet seinen Abschied nehmen mußte.

Nun wandte er sich wieder seiner Lieblingsidee zu, den Niagara, in eine Tonne eingeschlossen, herabzugleiten. Seit elf Jahren beschäftigte ihn dieser Gedanke, und er hat sich seine Ausführung die immerhin nicht unbedeutende Summe von 140 Pfund kosten lassen. Für die Tonne allein, die nach seinen genauen Angaben und Zeichnungen erbaut wurde, zahlte er über 20 Pfund. Stephens war 5 Fuß 9 Zoll groß; er ließ daher die Tonne 6 Fuß 2 Zoll lang machen mit einem Durchmesser von 32 Zoll. Sie wurde durch 10 starke Reifen zusammengehalten und bestand aus 2 Zoll dicker Eiche. Sie hatte innen eine elektrische Lichtanlage. Wenn Stephens sich in ihr häuslich niederließ, so wurden seine Füße durch Riemen festgehalten und ebenso war sein Körper befestigt, um möglichst wenig Erschütterung zuzulassen. Der Atemungsapparat, dessen er sich bediente, ähnelte einer militärischen Gasmaske. An dem entscheidenden Tage ließ er sich in einem ausgepolsterten Anzuge in seine Tonne einschließen und zunächst an einem Tau bis in die Mitte des Falles ziehen. Er wiederholte diese Prozedur noch einmal, damit die Kinoaufnahme gut gelänge. Während eine riesige Menschenmenge zuschaute, wurde dann die Tonne losgelassen und sprang nun von Woge zu Woge, zunächst auf dem leuchtenden Hellgrün des Wassers deutlich sichtbar. Dann aber verschwand sie plötzlich, und seitdem sah und hörte man nichts mehr von ihr, bis nach einigen Stunden die Trümmer der Tonne angespült wurden, ohne daß die Leiche gefunden werden konnte. Der Versuch war früher geglückt, weil die Tonne am äußeren Rande des Stromes blieb. Der waghalsige Barbier aber war unglücklicherweise in den inneren Rand der Strömung gekommen und an den Felsen zerschellt.

## Eine Liebesaffäre auf hoher See

### Die wankelmütige Braut

Eine Liebesaffäre, die wohl in ihren Konsequenzen einzig dasteht, spielte sich an Bord des Dampfers „Caronia“ ab, das ein sehr hübsches junges Mädchen, Miß Helen Butler, nach Kanada bringen sollte, wo sie heiraten wollte.

Miß Butler hatte sich während des Krieges in einen kanadischen Hauptmann, Mr. T. G. Ritchen, verliebt und die beiden fanden gegenseitig so großen Gefallen aneinander, daß sie beschloßen, sich zu heiraten. Mr. Ritchen mußte nach Kriegsende nach Kanada zurück und Miß Butler sollte dann nachkommen, damit die beiden einander in Kanada heiraten könnten. Miß Butler zählte schon die Tage bis zu ihrer Abreise, sie liebte ihren Bräutigam außerordentlich und sie freute sich schon darauf, mit ihm vereint zu sein.

Endlich war der Tag der Abreise gekommen; sie hatte speziell für die Eheschließung die Erlaubnis der Einreise nach Kanada erhalten, die sonst nicht so leicht zu bekommen ist. Voll Freude betrat Miß Butler das Verdeck des Dampfers „Caronia“. Sofort fiel ihr ein junger englischer Hauptmann, ein sehr sympathischer Mensch, auf, der ihr half, ihr Gepäck unterzubringen. Er stellte sich vor, die beiden kamen ins Gespräch, und es stellte sich heraus, daß sie beide dieselbe kanadische Stadt aufsuchen wollten. Als Miß Butler, über den Zweck ihrer weiten Reise befragt, erzählte, daß sie nach Kanada fahre, um zu heiraten und auch im Laufe des Gesprächs den Namen ihres Verlobten nannte, erklärte Mr. Tillor, dies der Name des Hauptmanns, daß er ihren Bräutigam ganz flüchtig kenne und daß er im Regiment, in dem er stehe, sehr beliebt sei. Miß Butler fand aber bald Gefallen an ihrem gelanten und aufmerksamen Reisebegleiter, und da Frauen bekanntlich durch Höflichkeit und Zuvorkommenheit seitens des Mannes in



hohem Maß gefesselt werden und dies besonders schätzen, war der Schritt zur Liebe nicht sehr weit, und prompt verliebte sie sich in ihn, wie er in sie. Anfänglich gab sie, die doch daran dachte, daß sie Braut eines anderen sei, sich alle Mühe, ihre Gefühle für Hauptmann Millor zu verbergen, bald aber wurden die beide immer vertrauter und vertrauter miteinander, sie hatten Gelegenheit, den ganzen Tag über zusammen zu sein, auf Deck spazieren zu gehen und miteinander zu sprechen, und so geschah es, daß Miß Butler schließlich nicht nein sagen konnte, als Hauptmann Millor ihr sagte, sie solle ihren Bräutigam aufgeben und ihn lieber heiraten. Die beiden verlobten sich also miteinander, während der nichtsahnende Bräutigam Nummer eins schon aufgeregt die Ankunft des Schiffes erwartete, das ihm das Liebste bringen sollte, was er auf Erden besaß.

Die beiden wurden immer ängstlicher, je mehr sich das Schiff der Landungsstelle näherte, und besonders Miß Butler machte sich schwere Vorwürfe, sie hatte jedoch Hauptmann Millor schon zu lieb gewonnen und war ehrlich genug, Hauptmann Ritchen nicht mit einer Lüge im Herzen heiraten zu wollen.

Als das Schiff das Ziel erreichte, merkte der Bräutigam Nummer eins sofort, daß etwas geschehen sein müsse, denn seine Braut erschien ihm auf den ersten Blick sehr verändert, und schon nach wenigen Minuten erzählte sie ihm, daß sie ihn nicht heiraten wolle, da sie einen anderen Mann kennen und lieben gelernt hätte.

Mr. Ritchen benahm sich als tadelloser Gentleman, sagte, daß er ihrem Glück nicht im Wege stehen wolle und auf ihre Hand verzichte. Der Einreisekommissar erklärte jedoch, daß Miß Butler lediglich die Erlaubnis erhalten hätte, Kanada zu betreten, um Hauptmann Ritchen zu heiraten, nicht Hauptmann Millor und aus diesem Grunde mußte Miß Butler — die gerechte Strafe für eine solche Braut — mit dem nächsten Schiff wieder die Rückreise nach London, respektive Southampton antreten, um nur eine neue Einreisebewilligung nachzusuchen, damit sie — Hauptmann Millor heiraten könne.

### Hilfsaktion der evangelischen Gemeinden für verwundete Soldaten.

Am 9. Juli fand in der Kanzlei der St. Johannesgemeinde eine kombinierte Sitzung beider Kirchenkollegien der evangelischen Gemeinden — St. Trinitatis und St. Johannis — statt. In dieser Sitzung wurde beschlossen, für die verwundeten Soldaten im Krankenhaus des Hauses der Barmherzigkeit Freibetten zu stiften. Es wird in dieser Angelegenheit eine großzügige Hilfsaktion beider Gemeinden in die Wege geleitet werden. Am Dienstag, den 13. Juli, findet im kleinen Stadtmissionssaal eine Organisationsitzung beider Kirchenkollegien und geladener Herren resp. der Gemeindeausschüsse statt.

### Das Glück, ein Filmstern zu sein

In London wurden der beliebten Filmkünstlerin Mary Pickford bei ihrem Eintreffen zu einer Vorstellung, die sie durch ihre Anwesenheit verherrlichen sollte, von der begeisterten Menge so stürmische Ovationen bereitet, daß sie in Lebensgefahr kam. Das Automobil, in dem Frau Pickford mit ihrem Gatten Douglas Fairbanks saß, mußte halten und war im Nu von Bewunderern erstürmt. Junge Mädchen versuchten, das Ideal ihrer Kinoträume zu umarmen, kräftige Männer schickten sich an, die Heldin unzähliger Leinwand-Dramen auf die Schultern zu heben, um sie im Triumphzug über die Straße zu tragen. Vergebens wehrte sich die Gefeierte gegen dies Uebermaß von Liebe. Nur den kräftigen Boyerstoßen des beglückten Gatten gelang es schließlich, eine Breche durch den Wall der Enthusiasten zu brechen, und sein vor Angst und — natür-

lich! — vor stolzer Freude halb ohnmächtiges Weib aus der Schar der Verehrer zu retten. Als Erinnerung an die erhabene Szene trug Herr Fairbanks einen gebrochenen Finger davon, während Mary Pickford einen zerrissenen Spitzenmantel und einige andere kostbare Kleinigkeiten auf dem Schauplatz zurücklassen mußte.

Der „Figaro“, der sich dies Abenteuer aus London telegraphieren läßt, fügt mit ironischer Bitterkeit hinzu, daß die Helden des Krieges zu ihrem Glück ähnliche Begeisterungskämpfe bei der Heimkehr nicht zu bestehen brauchen. Die Ironie ist nicht unberechtigt, aber die kraftvolle Art, in der das Volk seine Lieblinge ehrt, scheint uns ganz im Stil der durch fünf Jahre Krieg erzogenen modernen Gesittung zu sein. Früher spannten Enthusiasten den Sängerinnen die Pferde aus, heute schlagen sie den Königinnen des Films die Knochen entzwei. Jede Zeit hat die Begeisterung, die sie verdient.

### Die Freundin Essad Paschas.

Als der Albanierhäuptling Essad Pascha vor kurzem in Paris vor seinem Hotel erschossen wurde, befand sich, wie eine französische Zeitung erzählt, in seiner Begleitung eine sehr hübsche und sehr elegante Pariserin, die als seine offizielle Freundin galt. In dem Wirmarr, der dem Attentat folgte, kam ihr ein sanftmütiger kleiner Schoßhund, den sie auf dem Arm getragen hatte, abhanden. Sei es, daß er sich verlor oder zertreten wurde, oder daß ihn ein Hundeliebhaber entwendete, kurz und gut: er war und blieb verschwunden zum großen Schmerz der schönen Eigentümerin. Vergebens lief sie auf die Polizeikommissariate, um nachzufragen, ob man ihren „bijou“ nicht gefunden habe. Der Leichnam des Albanerfürsten, der so plötzlich aus dem Leben gerissen ward, wurde nun in seiner Villa aufgebahrt. Viele Persönlichkeiten der Diplomatie und Gesellschaft statteten ihre Beileidsbesuche ab und verfehlten dabei nie, auch der Freundin des Verewigten ihre Teilnahme auszudrücken. Dies tat auch ein hoher ausländischer Gast, der sich zurzeit in Paris aufhält. „Was für ein Unglück“, meinte er, „welch schreckliches Schicksal!“ Worauf die trostlose Hinterbliebene: „Ja ich muß eine Annonce in die Zeitungen setzen!...“ Sie hatte ihren „bijou“ gemeint.

### Berschie'ener Humor

#### Die neue Zeit im Gebirge.

Tourist: Ich denke, an dieser Stelle ist ein prachtvolles Echo?

Bergfex: Ja, aber das streift derzeit auch!

#### Vorsichtig.

Bergführer: So meine Herren, jetzt sind wir am Ziel. Hier ist mir übrigens unlängst ein Herr abgestürzt.

Touristen: Um Gotes willen, wie ist denn das passiert?

Bergführer: Um — na — er hat einen Schwindelfall bekommen, als ich ihm den neuen Führerlohn nannte!

#### O diese Fremdwörter.

Du glaubst gar nicht, August, wie launenhaft unser Herr ist, — er fällt immer von einem Extremment ins andere!

#### Gefahrloser Verus.

„Daß Sie den Jungen bei seiner Talentlosigkeit noch aufs Konservatorium schicken, begreife ich nicht!“

„Ja wissen Sie, bei einem Schneider und einem Barbier war er schon! Bei dem Schneider ist ihm ein Nügel-eisen auf den Fuß gefallen, und bei dem Barbier hat er sich den halben Finger abgeschnitten — na, und da ist schließlich die Musik noch das ungefährlichste!“



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Die weißen Blumen \*

Warum lieb ich so die weißen Blumen?  
Weil sie sich im Winde nach mir wenden  
Und in wunderbarer zarter Schönheit  
Meiner Seele süßen Balsam spenden.  
Weiße Blumen sind wie Engelswachen,  
Die nicht über eine Torheit lachen.  
Sie sind fein wie stille Frauengüte,  
Rein, so wie ein kindliches Gemüte.  
Und wenn sie im Winde sanft sich neigen  
Ist, als ob sich Heilige mir zeigen.

Weiße Blumen lieb ich wie mein Leben,  
Denn sie leuchten wie ein still Vergehen.  
Weiße Blumen, Gruß aus Himmelshöhen,  
Den die Dichter lieben und verstehen,  
Deine Reinheit beten an die Christen  
Heilige Freude wahrer Idealisten.

Minna Helene Pottwitz.

\* Aus der Gedichtsammlung „Wehende Schleier“ von Minna Helene Pottwitz; wir verweisen den Leser auf die Besprechung obigen Büchleins im redaktionellen Teil der heutigen Nummer.

### Mischa

Eine Erzählung von S. Orenburski.

In einer öden kleinen Kreisstadt, die abseits zwischen halbwilden Steppen lag, feierte man ein „Ereignis“: das zehnjährige Jubiläum des Geistlichen an der Kreuzerhöhungskirche. Durch sein weiches, zartfühlendes Wesen hatte sich Vater Jakob in zehn Jahren seiner Amtstätigkeit allgemeine Sympathie und Liebe erworben, die in dem Geschenk eines Heiligenbildes das ihm am Tage des Festes überreicht wurde, ihren Ausdruck fanden. Nach dem feierlichen, kirchlichen Gottesdienst, zu dem sich die ganze ansässige Kaufmannschaft und viele Beamte eingefunden hatten, fand die Einweihung des Heiligenbildes statt, worauf der Jubilar die Anwesenden zu sich in das Haus lud.

Die kleinen, aber reinlichen Räume des alten Pfarrhauses waren feiertagsmäßig belebt. Im Gast- und Speisezimmer versammelte sich das weibliche Geschlecht: aufgedonnerte Kaufmannsfrauen und angepuckte Damen der „höheren Gesellschaft“ — die Frau des Arztes, des Richters, des Kreisvorstehers... Im Saal und Kabinett dräng-

ten sich, saßen oder pflegten eine laute Unterhaltung die Herren — die Spitzen des Städtchens und die Blüte der dortigen Kaufmannschaft. Da war der Bürgermeister — ein biederer Herr mit grauen Haaren, schlaun Augen und einem langen weichen Bart, der die ganze Brust bedeckte. Der kleine, dicke, kugelförmige Bezirksvorsteher kollerte eifrig, wie ein Truthahn, was er immer tat, wenn er und der Arzt aneinandergerieten. Dieser, ein altes Männchen von kleinem Wuchs, mit einer großen runden Brille auf der Nase, erfreute sich trotz seiner Bissigkeit und Kartenleidenschaft einer großen Beliebtheit. Da war auch der Kirchenälteste, der Kaufmann Anutshin, ein Millionär, der nichtsdestoweniger beständig über schwere Zeiten klagte, jeden Augenblick aufseufzte, seinen mächtigen Bauch umspannte und dabei ausrief: „O Herr... hi—ilf uns armen Seelen...“ Trotz seiner Frömmigkeit litt Anutshin zweimal im Jahr an Trunksucht und befand sich jetzt gerade im „Anfangsstadium“ seines Leidens. Er war mürrisch und richtete seine rot umrandeten Augen immer auf den langen, mit allen möglichen Weinen und Speisen belegten Tisch in sichtlich qualvoller Erwartung der kommenden Mahlzeit. Die andern standen übrigens in dieser Hinsicht ihm keineswegs nach. Auch sie betrachteten sehr interessiert die gedeckte Tafel, als ob sie schon vorher das Schlachtfeld kennen lernen wollten, und alle atmeten erleichtert auf, als endlich mit hastigem Schritte der Jubilar in das Zimmer trat.

„Verzeihen Sie, meine Herrschaften!“ sagte er; „man hielt mich auf. Sie sind gewiß schon halb verhungert... die Uhr ist bereits zwölf. Wir wollen das alles gleich in Ordnung bringen! Mutter! Mutter! Gibst du uns bald Tee zu trinken?“

„Sofort!“ ertönte die gutmütig-phlegmatische Stimme der Frau des Geistlichen, und gleich darauf kam oder, richtiger gesagt, schwamm wie eine gemästete Ente die unglaublich dicke Popenfrau durch die Tür des Speisezimmers, während ihr die aufgepuckte Köchin mit einem Teebrett folgte. Sie begann den Gästen den Tee zu servieren.

„Tee ist schon gut!“ sagte der Bürgermeister und lachte dabei hell auf, daß es klang, als ob er kleine Erbsen verschüttete; „aber vor dem Tee würde ein Rummelchen nichts schaden... Hä — hä — hä —“

Der Jubilar lief geschäftig hin und her und lud die Gäste an den Tisch. Alle atmeten erleichtert auf, näherten sich der Tafel, tranken auf das Wohl des Geistlichen und wünschten ihm, er möge noch „viele Jahre lang sein Amt ausüben“. Der Kirchenälteste leerte sein Gläschen und goß sich darauf einen ganzen Becher voll. Der Arzt, der sich sonst ablehnend gegen Branntwein verhielt, feuchtete jedoch „aus Achtung vor dem Jubilar“, wie er sich ausdrückte, diesmal seine Lippen, während der Bezirksvorsteher sich am Rum labte, weil er außer Rum nichts anderes



traut und Rum für das beste Mittel gegen alle Krankheiten hielt.

„Wer von Krankheit steif und krumm, trinke Rum!“ sagte er immer und fügte hinzu: „Wenn ich Rheumatismus habe, — und ich trinke dann eine Flasche Rum, so ist alles wie mit der Hand fort!“

Der Arzt blinzelte böshast durch die Brille.

Nach dem Imbiß setzten sich alle auf ihre Plätze und griffen zum Tee. Die Unterhaltung wurde lebhafter.

„Es interessiert mich sehr, meine Herren,“ sagte Vater Jakob, „wer das geschenkte Heiligenbild gemalt hat. Ich wußte keinen in unserer Gegend, der so zu malen verstände! Ich habe ja selbst einmal für Malerei geschwärmt, verstehe ein wenig davon... Darin steckt Talent, das ist Kunst. In diesem strengen Gesicht und gleichzeitig so liebevollen Blick des Heilands liegt eine Idee ausgedrückt. Nur ein Künstler konnte so malen, aber nicht ein gewöhnlicher Heiligenbildermaler. Gewiß haben Sie das Bild in der Hauptstadt bestellt?“

Alle warfen einander Blicke zu und sahen auf den Kirchenältesten. Dieser hatte unterdessen heimlich sein Glas geleert, saß aufgeräumt und belustigt da, zwinkerte mit den Augen, lachte dann hell auf und sagte:

„Schau mal, Väterchen... Zehn Jahre lang lebst du nun bei uns — und das Wunder hast du doch übersehen!“

„Was für ein Wunder?“

„Hä — hä! Das Wunder der Wunder... Ich war selbst anfangs erstaunt und wollte es nicht glauben, — aber als ich es geprüft, da erlebte ich keine geringe Merkwürdigkeit! — Da haben wir in unserem Stadtgefängnis einen Arrestanten... keiner von den Klügsten... ein hagerer und schwindlichtiger Junge... aber Malergeschick hat der Perl, einfach nicht zu bezahlen. Uebrigens er ist noch nicht lange in unserm Gefängnis — du konntest ihn auch nicht kennen. Ich war zufällig gerade bei dem Aufseher, sah mir die Heiligenbilder an, — da sehe ich plötzlich — eine Gottesmutter! Das heißt, ich versichere Sie — eine solche Malerei habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Die Kunst... wundervoll! Woher, frage ich? — Der Aufseher lacht: Gefängnisarbeit... Da erfuhr ich das von dem Arrestanten, — und wie wir uns dann über das Heiligenbild geeinigt hatten, da nahm ich es auf mich, den Künstler dafür aufzustöbern. Hä — hä — hä?... Nicht schlecht, was?..."

Der Kirchenälteste lachte selbstzufrieden auf.

„Was ist denn das für ein Arrestant?“ fragte Vater Jakob interessiert. „Warum sitzt er?“

„Der Himmel weiß es!“ erwiderte der Älteste; „ich muß gestehen, daß ich mich nicht darum gekümmert habe.“

„Und so ein Talent!“ sagte traurig der Pope, „wie bedauerndswert! Das erinnert mich an einen Fall vor laugen Jahren, aus der ersten Zeit meiner Amtstätigkeit.“

„Was für ein Fall? Erzählen Sie Väterchen.“

„Ein sehr interessanter und lehrreicher Fall, meine Herren — besonders jetzt, wo wir die Absicht haben, unsere Gewerbechule zu vergrößern. Es war drei oder vier Jahre vor meiner Uebersiedelung hierher. Ich diente damals in einer armen Bauerngemeinde, durchlebte die erste Zeit meines Priestertums, war jung und...“

Vater Jakob lächelte weich den Anwesenden zu.

„Natürlich voller Feuer... Ueberall wollte ich ein helles Licht hintragen, die Finsternis zerstreuen...“

Dort hab ich mich denn auch überzeugt, wie schwer der Kampf mit dem Bösen in der Welt ist, daß man schneller sein eigenes Herz zerreißen, als einen Sieg erreichen kann.

Eines Abends gehe ich durch eine dunkle Querstraße. Da hörte ich — ein Rude heult, was er nur heulen mag. Ich sehe nach, ein strammer Bursche zaust aus Leibeszweifeln einen kleinen Jungen an den Haaren. Wofür?! „Zeichnet Figuren auf die Bäume, Väterchen,“ sagt er, „beschmiert mit Kohle die Häuser, und jetzt hat er an der Pforte einen

Teufel gemalt. Er will gar nicht mehr gehorchen“, sagt er, „und hütet nicht die Schweine.“ Dieser Teufel erweckte mein Interesse. „Was mag das für ein Teufel sein?“ dachte ich. „Zeig mal her! — bitte...“ Der Bursche führte mich in den Hof an die Hintertür. Ich blickte hin... und sah einen ganz gewöhnlichen Teufel mit Hörnern, Schweif, gekrümmten Füßen, kurzum, einen Teufel, wie er sich gehört. Da ich mich nun selbst im Seminar mit der Malerei beschäftigt hatte, so sah ich gleich, daß ich eine außerordentliche Zeichnung vor mir hatte. Die Linien, Striche, Züge, alles war so proportional, so am Platze, daß ich mich in diesen Teufel verliebte. „Hast du das Zeichnen gern?“ fragte ich den kleinen Jungen. „An seiner Statt antwortete der Große: „Er geht ganz darin auf, der Salunko, vergisst die Schweine darüber.““

Als ich nun darauf den Jungen in die Schule nahm, ihn mit dem Bleistift umzugehen lehrte, da hätten Sie ihn sehen sollen: das Papier war ihm alles, nachts mochte er nicht schlafen, träumte nur vom Zeichnen. Noch hielt er den Bleistift schlecht in den Händen, aber schon veruchte er, Gemälde zu kopieren. — Zuweilen, die Glocken tönten kaum zur Abendmesse, da lief er schon in die Kirche. Dort lag er auf der Diele, vor sich das vollgeschmierte Heftchen ausgebreitet, und kopierte die Auferstehung Christi. Ungeschickt kam sie natürlich heraus, lächerlich sogar, aber die Hand war sichtbar, verstehen Sie, die Hand des Künstlers, und die Hauptache — Leidenschaft, Seele, Talent blinnten durch. Ja, mein Gott! Ich hatte ihn wirklich lieb, diesen kleinen Buben. Ich sah gewissermaßen mich selbst zur Zeit meiner Neigungen in ihm wieder. Das war so ein ursprüngliches Talent, meine Herren, wie es viel gibt, die bisher in dem finstern Bauernstille dahinsiechen und nur selten durch einen glücklichen Zufall auf die breite Bahn hinauszukommen, um dann Lomonossows oder Wassiljowskys zu werden, zu Ruhm und Glorie ihrer Heimat... Der größte Teil geht unbekannt unter!...

Ich unternahm alle Mittel, um dem Knaben das Lesen und Schreiben beizubringen, in der Hoffnung, daß ihn auf den richtigen Pfad führen würde; aber ein Vorfall vernichtete all meine Pläne. Der kleine Hirte hatte unbeabsichtigt die Heuschäber der Bauern angezündet, darunter das Getreide des Gemeindeältesten. Die Bauern berieten untereinander, wollten auch verzeihen, aber der Älteste ließ keine Gnade walten. Er näherte in seinem Herzen noch irgendeine alte Familienfeindschaft gegen die Verwandten des kleinen Hirten und bestand darauf, daß das Gemeindegewicht den Brandstifter zu einer Rutenstrafe verurteile... Und das Gericht sprach das Urteil aus. — Ich erfuhr zufällig davon und eilte in die Gemeindeverwaltung, mit der Absicht, den Ältesten zu bewegen, er wolle doch die Strafe aufheben oder abändern, aber... der Älteste hatte sich mit dem Vollstreckenden des Urteils beiläufig, und ich kam gerade in dem Augenblick an, als die unmenschliche Exekution eben beendet worden war... Ich erinnere mich nicht mehr, was mit mir geschah... Ich überhäufte den Ältesten mit Grobheiten, was eine Gerichtsverhandlung zur Folge hatte. Die Sache kam sogar bis vor die Eparchie. Allein dem Jungen half das nicht. Das Selbstbewußtsein dieser auserwählten Natur muß sich vermutlich tief verletzt gefühlt haben — er hatte ein äußerst fein besaitetes und zartes Gemüt — kurzum, er verschwand nach der Bestrafung... Mehr als zwei Wochen sah noch hörte man etwas von ihm! Seine Verwandten setzten alles dran durchsuchten alle Winkel und Wälder, aber vergebens...

Da erhielten wir plötzlich die Nachricht, man hätte ihn irgendwo an der Grenze des Gouvernements gefunden und führe ihn unter Bewachung nach der Gemeinde.

Unser Landtränier brachte diese Nachricht, als er vom Jahrmarkt einer benachbarten Gouvernementsstadt heim-



kehrte. Der Krämer erzählte, daß er selbst den Knaben gesehen hätte... „Ein Wölfsfang“, sagte er, „ein Wölfsfang ist er geworden, man erkennt ihn nicht wieder... Blickt wie ein Wölfslein, runzelt die Stirn; fragt man ihn, antwortet er nicht; es scheint fast, als ob er einen beißen möchte... Völlig zerlumpt war er, der bloße Körper zu sehen... Ich steckte ihm einen Groschen zu,“ berichtete er weiter, „denn er tat mir leid; aber er nahm ihn nicht, sondern warf ihn in das Gras und blickte selbst so wütend drein und wandte sich ab...“

Bald darauf hörten wir, der Knabe sei in die Gemeindeverwaltung gebracht worden und befinde sich dort im Gewahrsam... Das vernahmen die Verwandten und beschloßen, am nächsten Tage hinzufahren. Auch ich wollte hinein, ihn unter meinen Schutz nehmen. Aber in jener schwülen dunklen Nacht, wie ich mich noch erinnern kann, erhob sich ein mächtiger Feuerlein in der Gegend der Gemeindeverwaltung, und am Morgen erfuhren wir, daß die Hälfte der Gebäude eingekäschert sei. Gegen Mittag mußten alle auch schon die Ursache des Feuerschadens... Der in der Nähe der Gemeindeverwaltung in Arrest sitzende Junge war des Abends aus seiner Zelle entflohen und hatte sich durch den Hinterhof an die Wohnung des Ältesten herangeschlichen und seine Scheunen angezündet... Die Hälfte der Gemeindeverwaltung war durch Schuld eines Einzelnen niedergebrannt...

So rächte sich der arme kleine Junge, der eine leuchtende Zukunft hätte erwarten können, und den die Ruten — dieses unmenschliche Erbtell des leibeigenen Rußlands — auf den Weg des Verbrechens stießen!... Seither blieb er spurlos verschwunden... Keine Nachforschungen, keine Bekanntmachungen halfen: man fand ihn nirgends. Bald darauf wurde auch ich in ein anderes Kirchspiel versetzt; so ist mir das Schicksal des arm. Teufels für immer unbekannt geblieben... Ob er wohl noch lebt oder gestorben ist?... Ob er sich auf eine bessere, hellere Bahn hinausgerettet hat oder in den Abgründen des Lasters und Verbrechens untergegangen ist?... Häufig erinnere ich mich seiner, häufig beunruhigt sein Schicksal meine Seele, weil dieses Leben — nicht einzeln dasteht, sondern das Schicksal so vieler ist...“

Vater Jakob schwieg betrübt.

Die Wolke des Nachdenkens huschte über die Gesichter der Anwesenden, und der alte Arzt nahm sogar seine Brille und wuschte sie mit zitternden Händen ab.

„Und wie hieß er, Vater Jakob?“ fragte er leise inmitten des hereingebrochenen Schweigens.

Vater Jakob erhob den Kopf.

„Michael Wjachsirew!“ sagte er.

Der Arzt erhob sich schweigend, setzte mit Mühe seine runde Brille auf und trat in den vordersten Winkel des Zimmers, wo auf einem weißen Tuch des Esstischs das geschenkte Bild des Erlösers stand.

„Darf ich befehen?“ fragte er und blickte sich nach dem Geistlichen um. Dann nahm er, als er die Erlaubnis dazu erhalten hatte, das Heiligenbild vorsichtig in die Hände und blickte es aufmerksam an, als ob er darauf irgendwelche ihm allein bekannte Zeichen und Merkmale suchte. Dann sah er sich die Rückseite des Bildes an, führte sie näher an seine Brille, setzte plötzlich eine für ihn außerordentlich feierliche Miene auf und näherte sich mit dem Heiligenbild dem Bogen.

„Lesen Sie!“ sagte er leise und wies auf einen feinen, kaum leserlichen, mit Mennig geschriebenen Namen in einem Winkel der Rückseite des Heiligenbildes hin.

Vater Jakob warf einen Blick darauf und erhob sich sehr erregt.

„Welch ein sonderbares Schicksal, meine Herren!“ sagte er mit zitternder Stimme; „dieses Heiligenbild malte... Michael Wjachsirew!“

qubaq 'uawai uabuwabjaol ajyq aig gjo qutagq... sich Vater Jakob in das Gefängnis. Zu unerlaubter Stunde eine Zusammenkunft mit einem Arrestanten zu erhalten, bereitete ihm als Geistlichen keine Schwierigkeit. In dem dunklen, feuchten, von einer düster flackernden Lampe kaum erleuchteten Empfangsraume erschien ein fleingewachsener, buckeliger Bursche in Arrestantenkleidung, blieb vor dem Vater Jakob stehen und schielte mit mißtrauischem Blick zu ihm hinüber.

„Mitscha!... Michael!... Bist Du es?“ fragte Vater Jakob aufgeregt, halb flüsternd.

„Ich!“ erhielt er mürrisch zur Antwort.

„Was hast du getan?... Wofür bist du eingesperrt?“

Jener schwieg.

„Habe einen Menschen getötet.“

„Warum?“

Der Arrestant blickte noch ungläubiger Vater Jakob an und antwortete darauf lässig und ungern:

„So... fand eine Stange... aus Bosheit!...“

Vater Jakob stand vor ihm mit gesenkten Armen, keines Wortes fähig. Mitleid erfüllte seine Seele und gleichzeitig das Bewußtsein, etwas in bezug auf diesen untergegangenen Menschen versäumt zu haben, das Bewußtsein irgendwelcher Schuld, die sich nicht wieder gutmachen läßt. Am liebsten hätte er ihn ergriffen, fortgeführt, gerettet... Aber das war ja nicht möglich... das Leben will es anders, nach seiner Art...

## In den Sehlernwohnungen Wiens

Im ersten Bezirk in einem hochfeinen Hause wohnt eine reiche Witwe. Sie scheint sehr vermögend, hat den ganzen ersten Stock inne, ist stets übermodern gekleidet, empfängt nur Damenbesuche. Diese sind auch stets sehr elegant.

Die Dame ist völlig ratlos, als sie hört: Polizeilicher Besuch. Allerdings in ungemein diskreter Form. Ganz unauffällig. Ja, aber um Himmels willen: Weshalb? Mann kann nicht zurückgezogener leben, als sie es tut! Mein Gott! Wenn man Witwe ist und noch in Trauer...

Ein verführerischer Augenaufschlag. Eine Wolke von schwerem Duft umweht den Beamten; aber der ist abgehärtet. Eine Stunde später liegt die mondäne Witwe frampfhaft schluchzend auf der Chaiselongue und sieht verzweifelt zu, wie sich auf dem Tisch Pakete und Rollen aufhäufen. Glänzende Seide, schwere Bänder, schimmern der Schmuck...

Der Nimbus der schönen Witwe zerflattert. Mit freisender Stimme, ohne daß man sie dazu drängt, gibt sie auch die Namen der Diebinnen an: Junge Modistinnen, Probierfräulein, Verkäuferinnen. Das eine Schicksal zieht andere nach sich.

Ein sehr gut bürgerliches Haus in der Nikolsdorfergasse. Im Erdgeschoß ein Laden. Darinnen ein behäbiger, gutmütiger Herr, der gerne lebt und leben läßt. Er verkauft allerlei getragene Sachen, Möbel, Wäsche. Hat eine ständige, kleinbürgerliche Kundenschaft. Manches Mal kommen abends ein paar andere, nette, ältere Herren. Die machen dann mit dem Geschäftsmann ein Spielchen in dem Holzverschlag neben dem Laden...

Hinter Fegen und Lappen krant der Polizist erstaunlich schöne Dinge hervor: Goldene Uhren, Ketten, Ringe. Ausgebrochene Edelsteine, echte Perlen.

Am andern Tag ist das Geschäft gesperrt. Ein anständiger Name weniger. Aber man vergißt so schnell. Ueber kurz oder lang wird derselbe behäbige nette Herr in irgendeiner Provinzstadt wieder einen Laden haben und gute Kunden und eine Spielpartie...

Ein elendes Quartier draußen an der Grenze von Ottakring, dem Arbeiterviertel. Ein abgehärmtes, gräß-



lich mageres Weib mit Fanatiker Augen. Ringsum Schmutz, Armut, Not.

Aber hinter dem Kasten ein Wanderschlag. Darinnen viele schöne Silbergeräte, Goldschmuck, Werte aller Art.

„Sie sind doch in tiefster Armut! Was hatten Sie denn davon?“ fragte der Kommissar, fast mitleidig. „Der Mensch, für den Sie all dies aufheben, ist ein schwerer Verbrecher, abgestraft, verroht —“

Das Weib schlägt der Länge nach hin.

„Wenn ich's nicht verstecke, mag er mich nimmer!“ schreit sie wild.

Der Polizist zuckt die Achseln. Und die Frau schreit immer noch:

„Dann geht er zu einer anderen! Und das halt' ich net aus! Vitriol schütt' ich ihr ins Gesicht! Umbringen tu ich ihn —“

Aber als sie angeben soll, wo er wohnt, ist sie nicht dazu zu bringen.

Menschenschicksale!

## Aus dem Reiche des Aberglaubens

Ein nahezu unglaublicher Fall, dessen Opfer eine Grundbesitzerstochter in einer Ortschaft in Oesterreich wurde, wird dem „Neuen Wiener Journal“ berichtet.

In Einkl, einer Ortschaft nächst Kirchberg, lebt die Besitzerstochter Barbara Böfinger. Zu ihr kam im Juli 1916 eine etwa 40jährige, mittelgroße, untersekte Frau von richtigem Zigeunertypus, mit schwarzem, links gescheiteltem Haar, schwarzen Augen, brauner Gesichtsfarbe, und stellte sich mit fremdländischem Akzent sprechend als Marie Weissenbacher vor. Sie sah die Böfinger an und sagte ihr gleich, daß sie krank sei, daß sie sie aber, wenn ihr die Böfinger Geld und Lebensmittel gebe, gesund machen werde. Die Böfinger glaubte der „wunderthätigen“ Frau aufs Wort und gab ihr 144 Kronen. Kurze Zeit danach kam die Frau wieder und verlangte, um den Spul zu bannen, ein Ei; die Böfinger folgte es ihr aus. Sie verrichtete dann Gebete über dem Ei, machte mehrmals das Kreuzzeichen und zerschlug schließlich das Ei. Zum großen Erstaunen der Bäuerin zog sie aus dem Ei ein Büschel zusammengebundener Haare und redete der Böfinger ein, es seien Haare von der verstorbenen Mutter der Böfinger, die in der ewigen Seligkeit keine Ruhe finden könne weshalb sie Gebete verrichten und Kreuzwege besuchen müsse. Um der alten Böfinger die Seligkeit zu verschaffen, brauche sie Geld. Die Böfinger händigte der Zigeunerin dieses Mal 1200 Kronen ein. Nun wurde sie die Gaunerin nicht los und nahm alles ganz gläubig hin, was ihr die Zigeunerin einredete. Einmal verlangte sie wieder ein Ei, zerschlug es wieder und brachte einen kleinen Totenkopf zum Vorschein, der im Ei enthalten gewesen sein sollte. Der Böfinger grüßte, aber sie glaubte auch das. In der Folge besuchte die Betrügerin die Böfinger im Verlaufe dreier Jahre an die dreißig mal, und bei jedem dieser Besuche verlangte sie unter den unglaublichsten Vorwänden und immer mit allerlei Hokusfokus Geld und wieder Geld, und die Böfinger, der die Frau eingeschärft hat, ja keinem Menschen etwas davon zu sagen, hielt rein Mund und zahlte immer und bedenkenlos. Schließlich hat die Summe, die die Böfinger geopfert hat, wohl 160 000 Kronen ausgemacht. Der Böfinger ging schließlich das bare Geld aus, und sie mußte sich Geld aus der Kasse holen. Im Winter trug die Gaunerin eine braune Manteljacke, buntes Kopftuch und bunten Faltenrock, im Sommer Leibchen, bunten Faltenrock und Kopftuch.

Schließlich ist die Zigeunerin ausgeblieben, und statt ihrer kam eine zweite Frau, die die Mitteilung überbrachte, daß die Weissenbacher verunglückt sei und daß sie für sie

beten müsse. Noch immer schöpfte die Böfinger keinen Verdacht. Die zweite Frau kam nochmals zur Böfinger und erzählte ihr, daß im Hause der Böfinger ein Schatz verborgen liege, der unermesslich sei und gehoben werden könne. Wie groß der Schatz sei, hänge von dem Willen der Böfinger ab; denn so viele Tausender sie ihr gebe, so viele Millionen werde der Schatz betragen. Ueber diesen Schatz zu sprechen, hat die zweite Frau der Böfinger ganz besonders streng verboten; sonst würde der Schatz verschwinden und nie mehr von ihr zu heben sein. Im vorigen Juni kam die Gaunerin zum letztenmal. Sie brachte die Freudenbotschaft, daß jetzt bald die Belohnung für die Gläubigkeit der Böfinger komme, da sie im Juli mit der Böfinger den Schatz ausgraben werde. Seit dieser Zeit hat sich aber die Nachfolgerin der Weissenbacher und diese selbst nicht mehr blicken lassen. Erst nach langem Warten erzählte die Böfinger von den Mächenschaften der beiden Frauen, und so kam die Sache zur Kenntnis der Behörde.

## Das größte Schimpfwort

Ein Arbeiter stand dieser Tage, so erzählt ein schwedisches Blatt vor dem Rathsamt in Derebo unter der Anklage, daß er sich auf eigene Faust Recht gegen einen Soldaten verschafft habe, der ihn „Bolschewikenhäuptling“ genannt hatte. Weit entfernt davon, von diesem Titel geschmeichelt zu sein, war er so aufgeregt worden, daß er in der Eile zum Faustrecht gegriffen hatte. Er meinte nämlich, wie er vor Gericht erklärte, dies sei das größte Schimpfwort, daß man heute gegen einen Arbeiter gebrauchen könne. Die Verhandlung wurde zwecks weiterer Ermittlungen vertagt.

## Weiteres

### Die Sekte.

Herr Filzmaier, der Vetter von Wilzhofen, sitzt mit seiner Familie an unserm Sonntagsstisch. Es ist von der Heilsarmee die Rede.

„Eine merkwürdige Sekte“, sagt meine Frau.

„Was is das, a Sekte?“ fragt Frau Filzmaier.

„A Champagner halt, Alte“, belehrt sie der Herr Filzmaier.

„A, woher denn“, mischt sich Filzmaier jr., ein besserer Jüngling, drein, a Sekt'n des is, was sechs Füß hat und lauft oder süagt.“

### Aus der Schule.

In der deutschen Lesestunde der III Klasse kommt in einem Lesestück das Wort „Redesluß“ vor. Der Lehrer fragt einen Schüler nach der Bedeutung dieses Wortes. er bleibt die Antwort schuldig. Darauf meldet sich ein achtjähriger Knips, er wisse die Bedeutung des Wortes.

„Also, was ist Redesluß?“ fragt der Lehrer.

Die Antwort lautet: „Manchmal wenn man spricht, fießt einem die Spucke über den Mund.“

### Unvorsichtig.

Er: „Sollte ich geschäftlich abgehalten werden, so schicke ich Dir eine Karte.“

Sie: „Die Karte habe ich schon in Deiner Rocktasche gefunden!“

### Begreiflich.

„Wie kommt denn das nur, daß Herr Simpel die deutsche Sprache haßt? Es ist doch wohl seine Muttersprache?“

„Nein, nur seine Schwiegermutterssprache!“



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Totenopfer

1. Was kommst du, schöne Jungfrau,  
Umwunden von schwarzem Band  
Beim blassen Schein des Mondes  
Mit Kränzen in der Hand?
2. Du wankst so schwer und traurig  
Durchs Gottesackerthor,  
Aus deinem Busen drängen  
Sich tiefe Seufzer hervor.
3. Und manches schönen Jünglings  
Geist naht sich lächelnd ihr:  
„Du holde Lebensrose,  
Was willst bei den Toten hier?“
4. Nun weilt sie an dem Hügel,  
Ob dem die Linde blüht,  
Wo sie bald starr zu Boden,  
Bald nach dem Himmel sieht.
5. Und wie die goldnen Wolken  
Von Süd nach Norden fliehen,  
So durch des Mädchens Seele  
Viel goldne Stunden ziehn.
6. Und wie die goldnen Wolken  
Die schwarze Nacht verschlingt,  
So ihr vergangner Stunden  
Gold in das Grab versinkt.
7. Der Kirchhof mit den Gräbern,  
Wo blüht die Totenkerz',  
Der Kirchhof mit den Gräbern  
Er ist ihr eignes Herz! —
8. Sie legt die Rosenkränze  
Still auf des Liebsten Grab;  
„Bald welkt ihr, holde Blumen!  
So welk' auch ich nun ab!“
9. „Wohin sind deine Blicke?  
Wohin die Küsse dein?  
Beim Tanz die Händedrucke?  
Hier sank es Alles ein!“

10. Du starbst, ein tapferer Streiter,  
Den Tod für's Vaterland;  
Doch ich — ich steh' umwunden  
Hier von dem schwarzen Band

11. Muß dich die Polin preisen  
Als Helden und als Mann,  
So muß die Braut doch weinen,  
So viel sie weinen kann.

Ernst Ortlepp 1831.

„Aus den Polenliedern deutscher Dichter.“

### Entwurzelt

Novelle von W. St. Raymond.

„Aus den polnischen Bauern-Novellen.“

„Wawoschon! steh doch auf, hast dich betrunken und wirfst hier wie ein Gnädiger herumschlafen, und ich weiß mir schon gar keinen Rat mehr vor lauter Arbeit. Raphael soll doch gleich vorfahren, jeden Augenblick kann er hier sein, na!“

Sie begann den Mann, der in der Stubenecke auf einem Haufen Stroh lag, das man aus dem Bettstellen herausgezerrt hatte, verb zu schütteln.

„Geh weg, Frau, das sag ich dir,“ knurrte Wawoschon zornig und drehte sein Gesicht der Wand zu.

„Man muß doch noch alles vors Haus tragen, dann wird es später leichter sein, die Sachen auf den Wagen zu laden. Das Korn ist noch nicht in den Sack geschauelt, die Kartoffeln muß man aus dem Schuppen rausholen, soviel Arbeit, daß Gott erbarm', mir fallen schon fast die Füße ab und der Kerl schläft hier herum, anstatt einem zu helfen. Wawoschon! . . .“ schrie sie, wütend auf den Liegenden zuspringend, „steht du nicht gleich auf, so hau ich dir eine runter, daß du's gewahr wirst!“

„Frau ich sag es dir im guten, geh da weg,“ entgegnete er weich, legte sich auf den Bauch, steckte den Kopf ins Stroh, und blieb so unbeweglich liegen, ohne auf die Klagen und das Geschrei der Frau zu achten.

„O du mein Gott, ich arme Waise, ich Arme! So viel Gutes habe ich mit dem Mann erlebt, daß ich jetzt aufs Kätnerleben angewiesen bin, wie gewöhnliches Bettelvolk, bei diesem Wetter, wo es einem selbst leid tut, einen Hund aus der Stube zu jagen. Eine Hofbauern Tochter soll zu den Leuten auf Taglohn gehen, wie Lumpenpack oder Herumstreicher! Du lieber Gott!“ klagte die Wawoschonowa weiter und nahm dabei die Heiligenbilder von den Wän-



den, bedeckte ein jedes mit einer Weiderwandschürze, und trug sie so vors Haus hinaus unter den Dachvorsprung. Sie blieb auf der Schwelle stehen und blickte auf die vor Regenpfützen gleisende, aufgeweichte Fahrstraße, die quer durch den neuen Waldhau führte, welcher sich im weiten Umkreis um die Hütte dehnte, um die Reishäusen und mächtige Holzstöcke aufgestapelt lagen. Sie sah hinaus, ob Raphael nicht käme, der ihre Habseligkeiten ins Dorf hinüberschaffen sollte; aber auf dem Weg war nichts zu sehen außer den bläulichen, tief herabhängenden Nebelschwaden und den Regenpfützen. Ein feiner, kalter, durchdringender Regen rieselte ununterbrochen vom Himmel herab. Sie seufzte schwer auf, schneuzte sich laut, ließ einen wehmutsvollen Blick durch die Behausung gehen, aus der sie gezwungen waren, alsbald auszugehen, und ging auf die andere Hausseite, um nach der Kuh zu sehen, die mitten im Stall stand, denn man hatte schon die Krippe und die Raufe vors Haus getragen, wo auch eine alte gelbe, mit feuerroten Blumen bemalte Schatulle stand, mit blau angestrichenen, hinter Scheiben sichtbaren Borten, neben ihr bildeten Bänke, Holzstühle, ein kleines Tischchen mit einem schwarzen, von einem Rosenkranz ganz umwundenen Kreuzifix ein wirres Durcheinander; Holzeimer, gefüllte Kartoffelsäcke, mit einem Strick verschürte Heubündel lagen umher; zwei Bettstellen, ein Vort und eine Menge anderen Gerümpels türmten sich zu einem bunt zusammengewürfelten Haufen auf. Eine große borstige, gefleckte Muttertau lag auf dem Boden, mit einem Hinterbein an einem jungen Eichbaum gebunden, der dem Fenster gerade gegenüberstand; sie grunzte schwer, denn die rosiges Ferkel sogen an ihren Zehen und stießen dabei auf sie ein.

"Grauchen! Meine Simula!" murmelte die Frau, indem sie der Kuh liebevoll über den haarigen Hals strich. Die Simula streckte den Kopf vor und begann ihr mit der scharfen Zunge über die bis an die Schultern nackten Arme zu lecken. Tränen umflorten die Augen der Wawschonowa, sie riß sich von der Kuh los und trat auf den Hausflur.

"Kuhusch! Ku—ku, Ku—ku!" begann sie die Hühner zu locken, die in einer Reihe auf dem Zaun saßen, warf ihnen eine Handvoll Korn als Vorfutter zu, griff sie dann nacheinander, band ihnen die Flügel zusammen und setzte sie in einen Kober nebeneinander. Sie sah wieder hinaus. Auf einem Fußpfad, von dem in der Ferne liegenden Dorf, das man durch den Nebeldunst und Regenflor kaum sehen konnte, kam eine Frauengestalt auf den Hau zu.

"Maryscha! beeil dich!" schrie sie dem Mädchen entgegen und drohte der sich eilig Nähernden mit der Hand.

Maryscha kam barfuß, ganz in ihre Weiderwandschürze eingemummelt, daß man nur ein Stückchen des vor Kälte blauen Gesichts sehen konnte, hereingerannt und holte unter dem Rocke eine Flasche Schnaps, drei Reihen Semmeln und ein ansehnliches Stück einer roten Wurst hervor.

"Wo hast du so lange gesteckt! In den Häusern hast du herumgetrödelst, du . . ."

"Hat sich was lange gesteckt . . . lange gesteckt . . . So ein Stück Wegs, daß ich mich wie ein Hund abgejagt habe, und die Mutter sagen, daß es ihr zu lange gewesen. Hätte sie selber gehen sollen oder der Vater vielleicht, — verteidigte sich das Mädchen mit kläglichem Stimm, rieb dabei einen Fuß gegen den anderen und hauchte auf die vor Kälte blauen Hände.

Maryscha hockte sich vor dem Herd nieder, auf welchem die Reste des Feuers glimmten und fing an zu weinen, während sie sich ununterbrochen die Hände über den Köhlen wärmte. Die Mutter trug indessen den Rest des Geräts vors Haus hinaus, sah immer wieder auf die menschenleere Fahrstraße hinaus, knallte mit den Türen oder versekte ganz verärgert dem alten, grauen, wölfähnlichen

Hund einen Fußtritt, welcher in einem fort alle Winkel beschnüffelte und sich mit herabhängendem Schwanz mißmutig überall in der Stube zu schaffen machte, ohne einen richtigen Platz finden zu können.

Eine völlige Stille nahm von der Stube Besitz, nur der Regen trommelte gegen die kleinen Fensterscheiben und vom Hau her drangen die schwachen, halb verwehten Artschläge der Holzfäller herüber. Eine trübe grangelbe Dämmerung überflutete den von allem Hausrat entblößten Raum und floß mit dem schmutzigen Grau der rußgeschwärzten Decke ineinander. Die Wände, von denen ein schwärzlicher Kalk abblätterte, erschienen noch grauer dabei.

Auf dem von ausgegossenen Spülwasser durchweichtem Lehmfußboden, der eher einem glitschigen Morast glich, wateten zwei Enten, eifrig mit den Schnäbeln nach Nahrung schnappend, herum. Durch die zerشلagenen Scheiben an der Firstseite des Hauses wehte ein regenfeuchter Wind in die Stube, wirbelte das herumliegende Stroh auf und ließ die ausgebuchteten und gezackten roten Streifen Glanzpapier, die in langen Franzen von den Deckenbalken herabhängen, hin und her flattern.

Die Frau wandte sich schwerfälligen Schritts dem kleinen, leeren Wirtschaftshof zu, welcher über und über mit den faulenden Blättern der am Zaun entlang wachsenden Rirschbäume bedeckt war, sie kamen wie ein blutiger Flockenfall auf einen großen Misthaufen und das alte windstehische Rattendach des haufälligen Schweinestalls geslogen. Hinter einem kleinen Scheunenschuppen, welcher etwas abseits inmitten eines aufgewühlten Kartoffelackers stand, auf dem noch das dürre Kraut und faulende Kartoffeln lagen, blieb sie zögernd stehen, wischte sich die unaufhaltbar rinnenden Tränen vom Gesicht und sah lang umher, dann ging sie still zurück, nachdem sie hier und da ein paar noch grüner Unkrautstauden für die Kuh ausgegraben hatte. Vor der Hauschwelle angelangt, ließ sie ein kurzes, schmerzliches Weinen hören, griff nach ihrem Kopf und versenkte ihren stumpfen, trüben Blick in die graue Ferne.

"Gott! Mein Gott!" stöhnte sie, leise klagend, vor sich hin und machte sich mit fieberhaftem Eifer an das Hinaustragen und Zurechtstellen des elenden Wirtschaftsgerräts. Ihr Herz klopfte vor Unruhe und Qual bei dem Gedanken an die Trennung von dieser Waldhütte, in der sie so viele Jahre gehaust hatten, und der Schmerz packte sie für Augenblicke wie ein Krampf, daß sie sich auf der Schwelle niederlegte und den Tränen freien Lauf lassen mußte, leise aus tiefstem Herzen vor sich hinstöhnend.

Der Wawschon lag noch immer auf dem Bettstroh, wälzte sich hin und wieder von einer Seite auf die andere, rieb sich die geröteten Augen und seufzte so heftig, daß sich der Hund, Burek, näher an ihn heranschlich, leise winselte, mit der Pfote an seinem Schafspelz scharrie und mit dem Schwanz wedelte, als er aber merkte, daß der Hausherr auf ihn nicht achtete, begab er sich nach dem Herdplatz, setzte sich neben Maryscha und begann vor sich hinzuträumen, dabei wie sie mit schlaftrunkenen Augen in die verlöschende Glut starrte.

Endlich, ganz tief am Abend, kam der Raphael mit einem Gespann magerer Mähren vorgefahren, die einen Leiterwagen zogen.

"Gelobt sei Jesus Christus!" sagte er, mit der Peitsche in der Hand die Stube betretend.

"In Ewigkeit, Amen!" antwortete Wawschon, sich von seinem Strohlager plötzlich erhebend. "Schönen Gruß, Gebatter, und Gott bezahls euch, daß ihr uns nicht vergessen habt."

"Ja . . . das war noch nicht das Schlimmste, aber der Regen klopft so runter, daß er einem die Augen ganz mit



Wasser füllt, auch von wegen dem Schmutz, der reicht einem auf der Landstraße schon bis an die Wagenachsen, und naßkalt ist es, daß es dem Menschen schlimmer zuseht, als bei Frostwetter."

"Na, dann wollen wir ausladen, damit wir noch vor Nacht ins Dorf kommen."

"Versteht sich," entgegnete Raphael, stellte den Peitschenstock in die Ecke, wärmte sich etwas die Hände über der Herdplatte, und nachdem er mit seinen dicken Branten ein noch glühendes Kohlenstückchen herausgenommen und es in seine ausgegangene Pfeife gesteckt hatte, setzte er sich auf eine herausgeschaffte Lade am Fenster und paffte seinen Rauch in die Stube.

Die Wawtschonowa setzte jetzt den Schnaps, die Wurst und die Semmeln aufs Fensterbrett.

Wawtschon! trink dem Raphael zu."

"Oh! . . . wozu wollt ihr euch Schaden machen!" versuchte sich der Bauer zu zieren, schnupperte aber gierig nach dem Knoblauchduft, den die Wurst ausströmte, welche die Frau speiben mit dem Taschenmesser des Mannes zu zerschneiden begonnen hatte.

"In eure Hände, Raphael!"

"Wohl bekomm's."

Er trank aus, spie nach der Seite, wischte sich den Mund mit dem Ärmel und goß abermals ein.

"Zagna, hier hast du auch was. Ach was, trink mal ein bißchen. Wird dir gut tun."

Die Wawtschonowa drehte sich etwas beiseite und schlürfte langsam den Schnaps, die Männer brachen indessen die harten Semmeln und aßen davon, ab und zu in die Wurst hineinbeißend.

"Na, noch einen, damit wir glücklich fahren."

"Trinkt mit Gott."

"Der Gutsherr hat den Wald für Champagnerwein verkauft, dann wollen wir doch bei diesem Spaß wenigstens Schnaps trinken! — Daß man dir in der Hölle mit dem Pech nicht spart!" murmelte er hagerfüßt und warf dabei einen furchtbaren Blick durchs Fenster auf die bläulichen, kaum sichtbaren Umrisse des Herrenhofes.

"Das ist schon wahr, jetzt wird man selbst seinen Peitschenstiel oder seine Pflugcharre in der Stadt kaufen müssen," seufzte der andere mürrisch vor sich hin. "Wie noch der Wald dagewesen ist, hat sich der Mensch, wenn einen auch etwas die Angst dabei ankam, weil ihr ihn nicht schlecht gehütet habt, immerhin etwas Dürholz, eine junge Buche oder Kiefer zum Ausbessern herlangen können, auch mal einen Zaunpfahl, etwas Pilze konnte der Mensch essen, die Kinder durften Beeren für eine Bartischsuppe sammeln, und ab und zu drehte man so einem Häselein das Genick um oder auch einem anderen artigen Vöglein, und jetzt was! . . . Schlecht ist das, scheint mir ganz schlecht!"

"Na, noch ein Glas, Gevatter, jetzt aber noch eins das letzte! Hier hast du, Burek, fällt auch ein Stück Wurst für dich ab, kannst dich auch was freuen, wenn dein Herr nach zwanzig Jahren Arbeit in die Welt ziehen muß aufs Rätnerleben. Hier hast du was, armes Luder!" Der Hund winselte dumpf auf, als hätte er die Worte seines Herrn verstanden, und Zagna brach in ein wildes Weinen aus; sie lehnte ihren Kopf gegen den Rauchfang des Herdes und schluchzte krampfhaft.

Ich . . . einmal muß die Ziege doch sterben. Vom fremden Wagen mußt du herunter und wär's mitten ins Wasser," sagte Raphael langsam, klopfte die Asche bedächtig aus, steckte die Pfeife hinter den Gurt und ging hinaus.

Sie fingen gleich darauf eiligst an, die Sachen aufzuladen, so kam nach und nach ihr ganzes Hab und Gut zusammen, doch nicht ohne daß sie jedesmal ein Gefühl bitteren Grams von neuem packte, wenn sie die Hauschwelle überschritten. Sie schauten dabei nicht rechts noch links und redeten kein Wort mehr miteinander. Als schon al-

les fertig gewesen war und Raphael nur noch seine Strohschleife quer über den Leiterwagen spannte, damit nichts von den Sachen herunterfiel, führte Wawtschon die Kuh hinaus und legte ihr ein neues Tau um die Hörner.

"Hier, Marjisch, führe sie!" Das Mädchen hüllte sich in ihre Beiderwandschürze und wandte sich zum Gehen, sie mußte aber stark am Tau zerren, denn die Kuh widerlegte sich und drehte immer wieder ihren großen Kopf brüllend nach dem Hause um, als ahnte sie, daß man sie von der Heimatstätte wegführen wollte.

"Na, so, dann fahren wir also!" rief Raphael.

"Gleich, gleich!" sagte Wawtschon und betrat zum letztenmal die Stube, hinter ihm schob sich die Frau hinein; sie sahen sich traurig um, gingen von einer Ecke in die andere, stocherten im Stroh, betrachteten die Wände, aber zum Hinausgehen schienen sie nicht viel Lust zu haben, unbewußt verlängerten sie die letzten Augenblicke des Abschiednehmens mit diesen Wänden.

"Wir fahren los, Wawtschon, es wird schon dunkel," rief Raphael durchs Fenster.

"Komm Zagna, komm schon. Ach was, der Herr Jesus wird uns nicht verlassen."

Er führte die Frau hinaus und schmiß die Tür hinter sich ins Schloß.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! . . . gehen wir! . . ." sagte er düster, zog den Gurt über dem Schafspelz enger an, biß die Zähne aufeinander und setzte sich in Bewegung. Zagna führte das Mutterschwein am Seil und heulte laut vor sich hin. Wawtschon ging am Ende des Zuges und sah düster auf die Hausen der ihrer Rinde entblößten Baumstämme, die wie nackte Leichname auf einem Schlachtfelde sich zu Haufen zusammentürmten, auf Stöße vergilbter Aeste, auf tausende von Baumstümpfen, die wie Solter gestürzter Säulen zu tausenden im Abendgrauen weißlich beiderseits des Weges schimmerten, auf die tiefen Erdlöcher voll Wasser und Stiefelnadeln, und die jetzt allüberall sichtbaren Waldstege, die sich nach jeder Richtung hinschlängelten und auf denen mächtige, umgestürzte Bäume lagen. Er kannte das alles nur allzugut, kannte jeden Graben, jeden Samenbaum, wußte, wo die größten Waldbriesen gestanden hatten, wie die Waldschneisen liefen, die den Wald in verschiedenen Richtungen wie Gassen durchschnitten. Zwanzig Jahre war er Waldheger in diesem Wald gewesen. Hier hatte er als Junge das Vieh gehütet, hier immer gelebt, er war mit diesen Bäumen eng verwachsen und rechnete sie zu seiner eigenen Sippe. Und jetzt lagen sie tot da, ohne Wipfel, ohne Aeste und ohne Leben wie traurige Rümpfe, auf denen man mit Füßen treten durfte. Die Stürme hatten den Wald nicht überwunden, auch die Blitze nicht, die manches Mal auf ihn niedergezuckt waren, und auch die Fröste nicht, die ihm manchen Baumstamm gespalten hatten. Da lag die Art und der Wald sank tot nieder. Was sollte er hier noch tun? Bei den Juden als Knecht dienen, zum Bewachen ihrer Holzstöcke. Nein, zu sowas sollten sie ihn nicht bereit finden, dann schon lieber hinaus in die Welt, Arbeit suchen, anstatt dies alles mit eigenen Augen täglich sehen zu müssen. Mit heißen Blicken umfaßte er das ganze Haugelände, auf dem sich hier und da Menschenhäuflein mit Sägen und Aexten hin und her bewegten, mit Alöken vollgeladene Wagen daherrollten und von dem ein undeutliches, von der Ferne und dem Nebel des Regentages schon halb verschlungenes Stimmengewirr, Wagengeschall, Aufschlagen von Aexten und Pferdegewieher kam.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

## Die kritische Zeit in der Ehe

Der Vorsitzende eines Londoner Polizeigerichts, Forbes Lankester, hat kürzlich eine Entscheidung gefällt, die viel erörtert wurde und eine schwierige Frage aufrollte,



nämlich die nach dem „gefährlichen Ehejahr“. Vor Richter erschien nämlich ein Ehepaar, das gerade ein Jahr verheiratet war, und forderte die Trennung der Ehe. Mr. Lankester wies sie aber energisch ab, indem er erklärte, der Auslauf des ersten Jahres sei immer die kritische Zeit in der Ehe, und wenn sich alle scheiden lassen wollten, die in diesem Zeitpunkt sich mit dem Gedanken tragen, dann würde es bald keine Ehe mehr geben. Sie sollten also diese „kritische Zeit“ erst abwarten und wiederkommen, wenn auch das zweite Ehejahr ungünstig verlaufen sei. Nach einer näheren Begründung dieses salomonischen Urteils befragt, erklärte der Richter: „Ich habe ganz allgemein gesprochen. Nach meiner Erfahrung ist das Ende des ersten Jahres die gefährlichste Zeit. Doch habe ich diese Erfahrung nur bei andern gemacht, denn ich selbst bin unverheiratet.“ Dieser Kenner, die das Eheleben am eigenen Leibe erfahren haben, verlegen aber die Gefahrperi nicht in das erste, sondern in das siebente Jahr der Ehe. Diese Ansicht ist Conan Doyle, der sich viel mit der Ehescheidung beschäftigt hat. Er meint, daß bei einer unglücklichen Ehe nach diesem Zeitpunkt die Situation soweit gediehen sei, daß sie zu einer Katastrophe dränge. Diese Ansicht vertritt ein kinderreicher Familienvater. „Im ersten Jahr“, schreibt er, „ist meistens alles in Ordnung. In den nächsten vier oder fünf Jahren, wenn die Kinder kommen, sind beide Ehegatten meistens so beschäftigt, daß sie gar nicht zum Nachdenken kommen. Nach sechs oder sieben Jahren aber, wenn sie von dem Kampf ums Dasein ermattet sind und die Schwierigkeiten in der Erziehung der Kinder sich häufen, dann kommt für viele die Zeit, wo man an dem Glück der Ehe verzweifelt. Hat eine Ehe erst das sechste bis zehnte Jahr glücklich überstanden, dann ist für ihre Fortdauer nichts mehr zu fürchten.“

### Falsche russische Fürsten

Schwindler und Hochstapler, die sich selbst Adelsprädikate beilegen, finden noch immer Dumme, die ihnen auf den Leim gehen. Zwei solcher Gauner, die als russische Fürsten die Reichshauptstadt unsicher machten, wurden von der Kriminalpolizei unschädlich gemacht.

Beamten war das Leben und Treiben eines „vornehmen“ Mannes aufgefallen, der sich Reichsgraf von Verinski-Bogdanow, Fürst der Tartaren, nannte, in Charlottenburg wohnhaft war und auf sehr großem Fuß lebte. Als der „Fürst“ jetzt vom Bahnhof Charlottenburg aus eine größere Reise antreten wollte, hielten es die Kriminalbeamten für geraten, sich seiner zu bemächtigen. Er war nämlich in den starken Verdacht geraten, daß er an holländischen Umräuben beteiligt sei. Während ein Agent damit beschäftigt war, Licht in das Dunkel zu bringen, das über den Tartarenfürsten schwebte, wurde von einem anderen Beamten der Kriminalpolizei auf ihn gefahndet. Sie fand ihn bald bei der anderen Dienststelle und entlarbte ihn als einen ganz gewiegten Hochstapler. Der russische Reichsgraf und Tartarenfürst hatte durch Heiratsvermittlerinnen die Bekanntschaft vermögender Damen gesucht und auch gefunden. Sein erstes Geschäft war eine Namensheirat. Die Dame, die sich mit ihm trauen ließ, zahlte ihn nach dem Trauungsakt 19 000 Mark auf den Tisch, nahm dann ihre Koffer und fuhr allein nach der Schweiz, um dort als Reichsgräfin und Fürstin zu leben. Der „Fürst“ aber wandte seine Liebe einer anderen Dame zu, die ebenfalls gewillt war, ihn zu heiraten. Ihr erzählte er von seinen großen Vermögenswerten in Rußland und besonders von seinem Familienschmuck im Werte von acht Millionen Rubel. Wegen seines Verkaufs stehe er zurzeit mit einem Amerikaner in Verhandlung. Die zukünftige „Fürstin“ half daher willig aus. Als aber die Summen immer größer wurden, schöpfte die Dame Verdacht und wandte sich an die Kriminalpolizei um Rat. Dort erfuhr

sie, daß sie einem Gauner ins Garn gegangen war. Sie entlarbte diesen als einen 45 Jahre alten — Maurer Johann Nagel, der durch Diebstahl in den Besitz der Papiere gelangt ist, auf denen er durch falsche Stempel und Unterschriften nachgeholfen hatte.

Mit dem „Tartarenfürsten“ in enger Fühlung stand ein anderer „russischer Fürst“, der ebenfalls von der Kriminalpolizei hinter Schloß und Riegel gebracht wurde. Dieser, ein gewisser Stanislaus Leo, verlängerte seinen wirklichen Namen dahingehend, daß er sich Stanislaus Leo Fürst Sapieha-Boiwode, Diplomingenieur und Flieger, nannte. Er nahm einer Dame, die gerne Fürstin werden wollte, nicht weniger wie eine Viertelmillion ab. In den weiten Räumen im ersten Stock des Hauses Chausseestraße 131 eröffnete er das „Berliner Kontor des Syndikats für Europa und Weißruthenen.“ Als er sich aber mit seiner Braut entzweite und diese, um sich schadlos zu halten, die Schreibmaschinen und andere Bureaueinrichtungstücke verkaufen wollte, stellte sich heraus, daß der „Fürst“ das ganze für das Unternehmen vorgestreckte Geld in seine Tasche gesteckt und die ganze Bureaueinrichtung auf Pump gekauft hatte. Die Kriminalpolizei, der jetzt Anzeige erstattet wurde, schloß das Unternehmen und verhaftete seinen Leiter. Der Hochstapler, der in der Besselstraße 4 auf dem Hof vier Treppen wohnte, hatte seinerzeit auch die Bergmannsbank in Leipzig gegründet.

### Kagen mit blauen Augen

Als ein „Kagenphänomen ersten Ranges“, als „die einzige Kage ihrer Art in der Welt“ wird die „blauäugige Molly“ geschildert, die auf der Kagenausstellung in Großdon allgemeines Aufsehen erregt. Es ist nämlich eine schwarze Kage mit blauen Augen. Alle schwarzen Kagen haben sonst gelbe oder orangefarbene Augen. Molly aber ist ein Tierwunder. Der Berichterstatter eines englischen Blattes, der sie besuchte, fand das Tier schlafend; es mußte erst geweckt werden, damit er sich von der Farbe seiner Augen überzeugen konnte. „Als Molly ihre Augen öffnete“, erzählte er, „so gewährte sie einen ganz unwirklichen, wahrhaft staunenerregenden Anblick. Sie sah aus wie eine Kage aus der Spielzeugschachtel, der man aus Versehen die großen vergiftmeinnichtblauen Glasaugen einer blonden Puppe eingeseht hatte. Sie ist nicht mehr ganz jung, sondern zählt bereits neun Monate. Der Gegensatz zwischen dem zarten Hellblau der Augen und dem tiefen Schwarz des Pelzes ist jedem unvergeßlich.“

### Weiteres

#### Schlagfertig

Eine heftig aufgetakelte Frau erklimmt mit Mühe eine bereits anfahrnde Elektrische. Der Schaffner brummt vor sich hin: „Na olle Ziege, kommste oder kommste nich.“ Ein Herr fährt wütend an der Tür herum: „Unglaublich! Wie können Sie sich solche Redensart erdreisten! Das ist meine Frau!“ Darauf der Schaffner in aller Seelenruhe: „Sie — det hätt' ich an Ihrer Stelle nich ausgeplaudert!“

#### Schön gesagt

„Was Du sagst! Fräulein Müller hat also einen dunklen Punkt in ihrer Vergangenheit? Die Geschichte ist wohl schon ein paar Jahre alt?“ „Ja, ihr dunkler Punkt geht bereits in die Schule!“

#### Notstandsarbeit

Richter: „Sie geben also zu, dem Mitangeklagten Alois Telgmann fünf Mark gezahlt zu haben, damit er Ihren Feind, den Walzhofbauer, ordentlich verprügelt?“ Angeklagter: „Jawohl; aber nur aus Mitleid, er hat nämlich grad' keine Arbeit gehabt!“



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Des Obristen Tod

Stehn grüne Jäger im stummen Feld,  
Eine Hütte Zuflucht bot,  
Am Tor des Feldherrn Wache hält,  
Darin ringt der Obrist mit dem Tod.  
Aus Dörfern strömt die Menge herbei:  
Ein ruhmreicher Held muß es sein, den so trau  
Das schlichte Volk beweint und beklagt,  
Nach dem es so teilnehmend fragt.

Sein Roß ließ er satteln, den Freund mancher Not  
Und Gefahr im Schlachtengesecht,  
Noch einmal will er es sehn vor dem Tod,  
Zur Stube herein führt's der Knecht;  
Und ließ sich bringen sein Jägergewand,  
Patronen und Messer und Gürtelband,  
Will wie Czarniecki sein Rüstzeug noch sehn,  
Oh er von hinnen muß gehn.

Und als man das Roß aus der Stube geführt,  
Mit Gott trat der Priester herein,  
Erblickten die rauhen Krieger gerührt,  
Stumm betet das Volk Litanein.  
Und selbst Kosciuszko's Mannen, die kühn  
Ihr Leben gewagt schon und fremdes sahn flieh'n,  
Und nie noch weinten eine Trän —  
Sie hat man dort weinen gesehn.

Beim Morgenrauen die Glocke erklang,  
Doch kein Soldat war mehr da,  
Der Russe schon in die Gegend drang,  
Nur Volk kam von ferne und nah:  
Da lag denn der Feldherr aufgebahrt,  
Zu Händen das Kreuz ihm gegeben ward,  
Zu Häupten der Sattel, zur Seite lag Schw  
Messer und Doppelgewehr.

Doch siehe! der Feldherr im Jägerkleid  
Hat ein Mädchengesicht und die Brust einer Maib,  
Das Volk ward's mit Staunen gewahr.  
Der Feldherr — des Aufstands Führerin  
Und Heldenjungfrau, die Wittauerin  
Emilia Plater war.

Adam Mickiewicz.

### Entwurzelt

Novelle von W. St. Raymond.

„Aus den polnischen Bauern-Novellen.“

(Schluß)

Er stapfte langsam durch den Straßendreck, stützte zuweilen den Wagen, wenn ein ausgefahrenes in der Landstraße sich störend bemerkbar machte, oder schob hin und wieder den Hund, der sich an ihn zu schmiegen versuchte, mit dem Fuß beiseite. Seine finsternen Blicke wanderten unstill umher. In der Brust brannte es ihn, als hätte er sich an einem Glas Sprit verschluckt. Das Krachen der auseinandergetriebenen Holzklöße ging ihm nach, die dumpf niederpolternden Räder, die sein Ohr vernahm, schlugen wie auf ihn selbst ein und hielten ihm Stück für Stück von der eigenen Seele herunter. Er verbiß seine Zähne immer fester, denn am liebsten hätte er sich zu Boden geworfen und vor lauter grenzenlosem Leid, das ihn durchdrang, geschrien, aber er ging dennoch weiter. Immer dichter fiel der Regen und es ward immer kälter; die paar elenden Birken am Graben, die von der Art verschont geblieben waren, warfen ihre letzten gelben Blätter ab, welche der Wind auffing und niederrinnen ließ wie Tränen, — auf den kotigen Weg, auf die Baumstümpfe, Aeste, niedrigen Wacholdersträucher, elenden Haseln und knüppeligen Kiefern, die vor Kälte bebten und traurig flüsterten. Um einige nackte vertrocknete Tannen sah man einen Schwarm Krähen flattern und ihr trübes Krächzen klang wie eine traurige Litanei von verlorenen Heimstätten, von vergeblich gesuchten Nestern und davon, daß es hier nun keinen Schutz mehr gäbe.

Rostrote zertretene Gräser und Farren versanken im Schlamm, in Lachen gelber Sägespäne, so daß sich große Flecke bildeten, wie aus geronnenem Blut, das man dem ehrwürdigen Wald abgepreßt hatte. Eine Kuhherde weidete auf einer mit kärglichem Gras bewachsenen Wiese und ließ ab und zu ein dumpfes Brüllen hören, und einige Kinder sah man am offenen Feldfeuer kauern, das der Regen immer wieder zu verlöschen drohte; ein schmutziger, schwarzer Rauch qualmte empor, und zog in zerrissenen Schwaden über den Waldbau, als wäre er einem jener Weirauchschiffchen entfliegen, mit denen man die Toten be-räuchert.

Wehmut und eine grenzenlose Trauer voll vom Stöhnen sterbender Bäume, erfüllt die nebelverhangene Welt u. durchdrang Wawschons Seele mit einem immer tieferen Herzeleid und einem solchen Jorn, daß er die Steine, gegen die seine Füße stolperten, hätte zerbeißen mögen, er ballte die Fäuste, kniff die Augen zu um nichts sehen zu müssen, und ging immer rascher vorwärts.



„Einmal muß die Ziege sterben!“ wiederholte er hart und flieh wütend mit den Füßen nach den Baumstümpfen, nach den herumliegenden Nesten und vertrockneten Fliegenpilzen, die wie schief aufgesetzte Hüte am Grabenrand des ehemaligen Waldweges wuchsen.

Unter einer großen, breitstämmigen Eiche, die am Waldrand emporragte und als einziger Baum verschont geblieben war, weil sie das Bild der Muttergottes unter einem Musselinvorhang auf ihrem Stamm trug, setzte sich Wawischon nieder, um etwas auszuruhen. Die Eiche mochte einige hundert Jahre alt sein, war voller knorriger Äste, von Blitzen mehrfach gezeichnet und inwendig schon hohl, aber sie rechte immer noch ihre seltsam verschürkelten, mit Astnoten und -beulen reichlich bedeckten Äste wie mächtige Fäuste zum Himmel empor und ließ aus ihrem dünnen Blätterwerk ein Rauschen aufsteigen. Hier war die Stelle, über die Wawischon, während seiner Dienstzeit als Waldheger, niemals hinausging, denn hier begann das Ackerland; bei dieser Eiche pflegte er seine Schritte heimwärts zu lenken, und jetzt . . . jetzt sollte er diese heilige Schwelle des Waldes überschreiten, um niemals zurückzukehren — um als Heimatloser sein Leben zu beschließen . . .

„Daß euch! . . . Daß euch! . . .“ In furchtbarem Schmerz krampften sich seine Eingeweide zusammen, so daß er nach seinem Bauch griff und aufstöhnte.

„Wawischon! mach' doch rascher, Raphael werden hier nicht warten und Nacht wird's auch schon.“

„Gehst du weg“, knurrte er wütend.

„Ich sag' dir, Frau, geh weg, sonst wirst du es bereuen.“

„Versieht sich, ich soll dich hier sitzen lassen und zu Hause allein das Gerümpel in die Stube schaffen.“

„Na, komm doch, Wawischon“, fügte sie etwas weicher hinzu, und ihr rotes, verweintes Gesicht über ihn beugend, begann sie ihn am Ärmel zu zupfen.

„Ich sag' dir, daß du weggehen sollst.“

Jagna riß ihn etwas stärker am Ärmel, da sprang er vom Boden auf und schlug sie mit einem Ast, den er aufgegriffen hatte, griff nach dem Tau, das die Sau der Jagna aus der Hand gerissen hatte, und wandte sich, weit ausschreitend, davon. Die Wawischonowa trock langsam mit lautem Wehklagen wieder hoch und folgte ihm nach. Bald verschwanden sie im Nebel, in der Dämmerung des sinkenden Abends. Nur die Krähen umflogen in einem großen Schwarm die Eiche und kreischten kläglich; auf dem Wege, der zum Han führte, tauchten unter Glockengeklirr Räder auf, und eine schrille Stimme begann mit einmal zu singen.

Die Herde zog vorüber und verlor sich im Nebel und Nacht; aus der Ferne klang das klagende Singen immer versunkener.

Die letzten Töne zerfielen im Baum und versanken im Regenplätscher. Es wurde mit einemmal dunkel, die Welt überflutete der graue, feuchte Ton einer Novembernacht, so daß alles zu einer einzigen, schmutzigen, stumpfen und dunklen Masse zusammenschmolz. Nur die alte Eiche murmelte schlaftrunken, ließ ihre Blätter aufs Ackerland regnen und vom Han, von den verdorrten Tannen, von den Birken und von den Häuten durrer Nester kam es wie ein tiefes Nachzucken, wie ein verzweifelter, kuckender, düsterer, gepreßter Wispern gezogen: Der Wald ist tot! ist tot! ist tot! —

## Eine deutsche Stimme über Polen

Herr Max Theodor Bohrmann, der Sonderberichterstatter der „Völkischen Zeitung“ in Warschau schreibt in der Nummer vom 22. Juli nachstehenden Artikel:

Man kann sich zur Ostpolitik Polens stellen, wie man will — der Sturm der Kriegsbegeisterung, der jetzt seit Tagen Polen durchbraust, muß auf jeden, der ihn miterlebt, einen unauslöschlichen Eindruck machen, das ist weit mehr, als eine künstlich aufgepeitschte Leidenschaft, als ein Produkt geschickter Propaganda, das Volk ist aufgestanden und rüstet sich zum erbarmungslosen Kampf um seine Existenz.

Vielleicht wird dieser Kampf nutzlos sein, denn die Roten Armeen, die sich jetzt gegen Minsk, Brest-Litowsk und Lemberg wälzen, sind nichts weniger, denn bolschewistische Banden, sondern gut geführte, wohl ausgerüstete Truppen. Vielleicht werden die Vorbereitungen zu einem wahrhaften Volkskriege überflüssig sein, denn von London und Moskau werden Fäden gesponnen, die gar bald zu einem Verhandlungstrieb führen könnten. Und dennoch werden die Hunderttausende von polnischen Bauern, Arbeitern, Studenten, Angehörigen freier Berufe, die jetzt tagtäglich in Scharen freiwillig zu den Waffen eilen, ihre Spuren in der Geschichte des Polens hinterlassen, werden manches Unangenehme und Peinliche, daß die jüngste Polenpolitik in weitesten Kreisen Europas hervorgerufen hat, wieder verschwinden. Denn man kann seinen Respekt einem Volke nicht versagen, das sich freiwillig dem hartbedrängten Vaterlande zur Verfügung stellt. Jendzej Moraczewski, der Führer des äußersten sozialistischen Flügels im polnischen Reichstage, dem man nachgesagt hatte, er stehe auf der Brücke, die zum Bolschewismus führe, hat seinen alten Soldatenrock, den er vor Jahr und Tag in der österreichisch-galizischen Feldarmee getragen, hervor geholt und eilt an die Front. Seine Frau, die ebenfalls im polnischen Sejm sitzt, und gleichzeitig an der Spitze der von ihr geschaffenen sozialistischen Frauenliga steht, mobilisiert diese Liga gegen die heranrückende rote Gefahr. Und die sozialistische Reichstagsfraktion hat ein Werbebüro für Freiwillige errichtet, wie sehr sie auch zum Friedensschluß mit Moskau aufruft. Diese wenigen Tatsachen beleuchten vielleicht weit mehr und tiefer die gegenwärtige Erregung der polnischen Volkseele als manche andere Beweise, auf die ich noch zurückkommen werde.

Warschau ist nicht wiederzuerkennen. Die sonst so leichtlebige u. genußsüchtige Stadt wird allmählich zu einem einzigen Werbestell, zu einem einzigen Rekrutendepot. Am sogenannten „Wilnaer Schlagbaum“ auf Praga, im nordöstlichen Zugang zu Warschau sah ich gestern eine Szene, die mich so gar nicht „zeitgemäß“ dünkte: Auf struppigen polnischen Bauernpferden, Senzen und elterne Hengabeln in der Rechten, waren vom Lande sonnenverbrannte, martialisch geschnurbartete Bauern angelangt, die sich nach dem nächsten Werbebüro erkundigten; Schlachtrock und Baumzeug hatten sie gleich mitgebracht und gestern abend sah ich ein Gegenbild: In einem vielbesuchten Gasthause, in dem ich mein Mahl verzehrte, erschienen junge Damen in der schmucken Feldtracht des polnischen Roten Kreuzes, gingen von Tisch zu Tisch, sprachen selbstdienstfähige Leute an erinnerten diese an ihre Pflicht und ließen sie gleich Anmeldungen zum freiwilligen Armeedienst unterzeichnen; der größte Teil der dort sitzenden jüngeren Leute konnte stolz die bereits erfolgte Meldung schwarz auf weiß beweisen. Keine laute Gasthausmusik störte die Werbearbeit der Schwestern, denn die sonst zahllosen Kapellen in den hiesigen Cafés und Restaurants haben ihre Tätigkeit eingestellt. Teils trägt man Rechnung der hochernsten Zeit, teils sind die fideles Musikanter zu dem wenig fideles Kriegshandwerk geeilt. Und die Theater werden demnächst diesem Beispiel folgen. Sämtliche Direktoren und Beamte der Warschauer städtischen Theater haben gestern einstimmig beschloffen, sich der Heeresleitung zur Verfügung zu stellen, gleich den Anwälten des hiesigen Landgerichts, die in einer Generalversammlung der An-



waltstänmer sich ebenfalls einstimmig zum Eintritt in die Freiwilligenarmee verpflichtet haben.

Von der Jugend schon garnicht zu sprechen. Ich durfte als Zuhörer an zwei Versammlungen der Warschauer Jugend teilnehmen, die in mir einen starken Eindruck hinterlassen haben. Die erste spielte sich auf dem Hofe der Warschauer Universität ab. Tausende von Mänschöbönen der Universität, der Technischen Hochschule, der landwirtschaftlichen und Kameralakademie, des staatlichen Konservatoriums, der Handelshochschule waren da zusammengeströmt; Professoren und Studenten hielten leidenschaftliche Reden, von der Pflicht der polnischen akademischen Jugend; unter stürmischem Jubel erklärte ein Professor nach dem anderen, die Bereitwilligkeit, sofort zur Front abzugeben, und schließlich erhoben sich Tausende von jungen Händen zu einem Schwur: Sämtliche Hochschulen werden geschlossen, die Studentenschaft in ihrer Gesamtheit meldet sich zur freiwilligen Armee, nach Kriegsschluss werden diejenigen Hochschüler zum akademischen Studium wieder zugelassen, die den Nachweis ihrer Fronttätigkeit erbringen können. In ihrer Vaterlands- und Kriegsbegeisterung haben sie dadurch gleichsam die Brücken hinter sich abgebrochen.

Biel bemerkenswerter war der Verlauf einer zweiten Versammlung, der ich beizohnen durfte: Der Versammlung der Warschauer Abiturienten und Abiturientinnen von 1920. Wieder begeisterte Reden und wieder ein einstimmiger Beschluss: Die kaum dem Anabenalter entwachsenen jungen Leute gehen ohne Ausnahme zur Front. Die jungen und zum Teil noch ganz jugendlichen Mädchen melden sich zum Kranken- und Bürobienst der Heeresverwaltung. Auch den Abiturienten dieses Jahres soll — so wollen sie es — ohne vorherigen Kriegsdienst der Zutritt zum akademischen Studium verschlossen bleiben.

Ein Rundschreiben, das jetzt nicht mehr zu den Seltenheiten gehört, die bekannte Zeitschrift „Przemyśl i Handel“ (Industrie und Handel) teilt heute ihren Lesern mit, die Zeitschrift werde bis auf weiteres nicht erscheinen, da sämtliche Redaktionsmitglieder, Mitarbeiter, Expeditionsbeamten und die meisten Seker als Freiwillige zur Front abgehen. Tags zuvor hatte das Syndikat der Warschauer Presse sich ernstlich mit der Frage der weiteren Herausgabe der Warschauer Zeitungen beschäftigt angesichts der Tatsache, daß die meisten Syndikatsmitglieder, sich zum Frontdienst gemeldet haben.

Und nachts die Rehrseite der glänzenden Medaille. Gewaltige Aufgebote von Militär und Polizei sperren ganze Straßenzüge, ja Stadtteile, ab und suchen alle Häuser, alle Wohnungen ab: man fahndet auf Deserteure und Leute, die bei der jüngsten Rekrutenaushebung ihrer Pflicht nicht nachgekommen sind. In einer einzigen zwischen 6 u. 9 Uhr abends vorgenommenen Revision wurden vorgestern nicht weniger als 12 000 Verdächtige festgenommen, von denen über 6000 zurückbehalten wurden. Man muß allerdings nicht vergessen, daß neben einheimischen Pflichtvergessenen die jetzige Millionenstadt Warschau große Scharen von recht zweifelhaften Fremdlingen beherbergt, die sich aus bestimmten Gründen nicht gern nach Name und Art ausforschen lassen. Auch Warschau hat seinen unaufhörlichen Bezug aus dem Osten, seine Grenadierstraße, allwo sehr materielle Waren flott geschoben und wohl auch immaterielle bolschewistische Giftstoffe an Interessenten verabreicht werden.

Auch die Warschauer Häuserwände zeugen von der hochernsten Lage: Soweit das Auge reicht, nichts als Plakate in schwarzem und farbigem Druck. Plakatsubstis Aufrufe an Volk und Heer, Maueranschläge von Parteien, Fraktionen und Vereinen, Werberufe für die freiwillige Armee mit Angabe der Werbestellen, farbige (und man muß zugeben, oft auch künstlerisch nicht unbedeutende) Plakate

über die bolschewistische Gefahr. Auf dem einen von der Propagandastelle des polnischen Generalstabes herausgegeben, sieht man die künstlerisch sehr wirkungsvolle Figur Trozkis, blutrot, in der bekannten Stellung des Stuckfens Luzifer, ein blutriesendes Messer in der rechten, zu seinen Füßen unübersehbare Felder von Menschenköpfen, Menschenknochen, zerlegten Leichnamen und Sterbenden, die noch im Todeskampfe von „roten“ Genetern gepeitscht werden. Ein anderes Plakat zeigt polnische Soldaten, die mit ihren Schultern eine Bretterwand stützen; schon droht die Wand einzustürzen, unter dem Druck wilder Bolschewistengestalten, über denen eine schwarze Flagge weht — mit dem sechsseitigen Davidstern in der Mitte, der uns nicht vergessen lassen soll, daß wir im Lande des endemischen Antisemitismus weilen. Es mag übrigens gern zugegeben werden, daß die böse und oft geismadlose Judenheze in Wort und Schrift, die den polnischen Lebensäußerungen Warschaus so häufig einen wenig lieblichen Stempel aufdrückt, seit den Tagen der drohenden Gefahr fast gänzlich von der äußeren Bildfläche verschwunden ist. Und die jüdische Bevölkerung Warschaus hat dies sofort becheinigt: von sämtlichen Rabinern Warschaus unterzeichnete riesige Maueranschläge in Hebräisch, Jiddisch und Polnisch fordern die Glaubensgenossen in Polen zum Eintritt in die Freiwilligenarmee auf; die jüdische Reichstagsfraktion hat eine Werbestelle errichtet, die jüdischen Studenten und Abiturienten stehen in ihrer Begeisterung den christlichen Kommilitonen nicht nach.

Während ich diese Zeilen schreibe, ertönt vor meinen Fenstern auf der Straße Militärmusik: auf einem Lastauto der Heeresverwaltung fährt die Warschauer Feuerwehr unter einem slotten Marsch durch die Straßen und wirbt Freiwillige für die Front durch Zettel und Wort. Und an der Straßenecke hat sich eine mit grünem Kettig geschnürte Zahlstelle etabliert: Damen der Gesellschaft verkaufen Kriegsanzleihe, nehmen Angelder entgegen, stellen Empfangsbcheinigungen aus. Und das Geschäft blüht. Wird dieser schier elementar ausgebrochene Sturm der Begeisterung die über Polen sich zusammenballenden Gewitterwolken zerstreuen, zerrissen? Oder wird dies alles umsonst sein, zu spät kommen?

Wie es aber auch kommen, wie es dem auch sein mag — das Aufbrausen der Vaterlandsliebe, dessen Zeuge ich jetzt bin, hat mich das polnische Volk von seiner guten, seiner besten Seite kennen lernen lassen.

## Die Rodat-Millionen

### Die Entstehung eines amerikanischen Reichenvermögens und seine Verwendung.

Die New-Yorker Blätter enthielten vor einiger Zeit die Meldung, daß George Eastmann aus Rochester im Staate New-York wieder eine Million Dollar der Musikabteilung der Universität seiner Stadt zur Verfügung gestellt hat. Herr Eastmann hat bereits 3 500 000 Dollar für diesen Zweck hergegeben und erst eine Woche vor der letzten Schenkung vier Millionen Dollar für eine mit der Universität zu verbindende Zahnklinik gespendet. Diese Schenkungen Eastmanns sind keine vereinzelt Handlungen des Millionärs; so entpuppte Eastmann sich vor nicht langer Zeit als der geheimnisvolle Herr Smith, der zehn Millionen Dollar dem Technologischen Institut des Staates Massachusetts schenkte.

Man kann die Millionäre Amerikas vielleicht in Zettelfassen einteilen. Zuerst waren die Eisenbahnmillionäre da wie die Goulds, die Bils usw., Männer, die ihre Millionen in der Pionierperiode machten. Auf die Periode der Entwicklung der Bahnen folgte die der sogenannten



großen Industrie, wie Eisen, Stahl, Petroleum usw. Diese Periode ist durch die Namen Rockefeller, Frick und Carnegie gekennzeichnet. Dann kam die riesenhafte Entwicklung der Spezialbranchen, wozu gerade in allerjüngster Zeit auch der Krieg einen gewaltigen Anstoß gab. Eine dieser Spezialbranchen ist die Photographie, die George Eastman zum Millionär gemacht hat. Eastman ist jetzt 66 Jahre alt, er wurde am 12. Juli 1854 in einem Städtchen im nördlichen Teil des Staates New-York geboren und erhielt den Schulunterricht im benachbarten Rochester. Als Knabe zeigte er bereits große Veranlagung für allerlei Erfindungen und bald betätigte er sich als Amateur in der Photographie. Als passionierter Photograph verlegte er sich auf die Vervollkommnung des Entwicklungsprozesses und schließlich fand er einen Prozeß für die Herstellung sogenannter trockener Platten heraus. Im Jahre 1880 errichtete er eine Gesellschaft für die Erzeugung dieser Platten und nicht viel später erkaufte er den sogenannten Kodakapparat, und gründete die Eastman Kodak Co., die in kaum vierzehn Jahren aus ganz unbedeutenden Anfängen zu einer Weltfirma ersten Ranges emporwuchs.

Man ist in den Vereinigten Staaten geneigt, Männern, die an der Spitze solcher Gesellschaften stehen und sie groß gemacht haben, einen wichtigeren Anteil an deren Gedeihen zuzuschreiben, als ihnen wirklich zukommt. In erster Linie wachsen die Gesellschaften in einem Lande wie die Vereinigten Staaten, das an und für sich ein riesiges Absatzgebiet bildet, sozusagen von selbst. Zweitens schmeikeln sich diese Männer gern mit dem Ruhm der Erfindungen, die von ihren Angestellten in den Gesellschaftslaboratorien gemacht oder Außenstehenden entwendet worden sind. Ohne zum Beispiel die Genialität eines Mannes wie Edison bestreiten zu wollen, muß zugegeben werden, daß es in Amerika zahlreiche Menschen gibt, welche behaupten, daß er mit Unrecht die Ehre für sich in Anspruch nimmt, die elektrische Glühlampe erfunden zu haben. Und was George Eastman betrifft, so steht der fabelhafte Wachs- tum seiner Gesellschaft zu nicht geringem Teil mit der Erfindung des Gelatinefilms im Zusammenhang.

Vor einigen Jahren mußte die Eastman Kodak Co. nach einem langwierigen Patentprozeß einer anderen Gesellschaft einige Millionen Dollar ausbezahlen. Diese Gesellschaft behauptete nämlich, das ursprüngliche Patent des Gelatinefilms besessen zu haben, das die Firma Eastman Co. bloß nachgeahmt habe. Der Erfinder dieses aufrrollbaren Films war ein Geistlicher gewesen, der wegen der unfairen Praktiken der Eastman Kodak Co. die materiellen Früchte seiner Erfindung nicht mehr genießen konnte, aber seine Witwe bekam, da er seinen Besitz an Aktien seiner Gesellschaft vermacht hatte, wenigstens einen Teil der Millionen als Schadensvergütung, doch war sie freilich auch schon zu alt, um ihren Reichtum entsprechend verwerten zu können. George Eastman ist jetzt einer der bedeutendsten Aktionäre der Eastman Kodak Co., die ihre größten Fabriken in Rochester besitzt, wo diese eine Stadt für sich bilden. Die Gesellschaft hat eine Monopolstellung und die Regierung, die in den letzten Jahren Monopole zu brechen versucht, machte ihr im Jahre 1915 den Prozeß. Der Gerichtshof in Buffalo verurteilte sie auch wegen Verletzung des Antitrustgesetzes und wegen ihrer unfairen Praktiken, doch ist die Sache gegenwärtig noch beim Obersten Gerichtshof anhängig. Die Gewinne, welche die Gesellschaft erzielt, sind enorm; in dem mit 1919 abgelaufenen Dezenium sind nach Bezahlung der Dividenden auf die Vorzugsaktien jedes Jahr durchschnittlich 69—81% Reingewinn auf das gewöhnliche Aktienkapital von 19 580 000 Dollar verdient und dabei noch ein unverteilter Uebergewinn von fast 50 Millionen Dollar seit 1907 aufgehäuft worden. Glücklichlicherweise verwendet George Eastman sei-

ne Millionen in reichem Maße zum Vorteil von Industrie, Kunst und Philantrophie. Und kürzlich verkaufte er den älteren Angestellten seiner Gesellschaft zehntausend Aktien aus seinem Besitz zum Parawert, obwohl der Börsenkurs sechs- bis siebenmal so hoch ist.

## „Deutscher Geist und Idealismus“

Eine kleine aber desto bezeichnendere Notiz bringt die „Kattowitzer Zeitung“. Sie schreibt von einer kleinen Neuerung im Postschekwesen, die ein deutscher Rechtsanwalt in Rhbnik erfunden hat. Schön! Aber nun kommt es böse. Die Zeitung schreibt wörtlich: „Wenn Herr Kunth trotz seiner vielseitigen Tätigkeit und Inanspruchnahme es trotzdem ermöglicht, einschneidende Verbesserungen im Verkehrswesen zu erfinden und ihre Durchführung zu veranlassen, so ist dies ein Beweis für deutschen Geist und Idealismus. Selbst in schwerster Zeit, solange Deutschland solche Männer hat, wird es nicht untergehen“. Diesen Unsinn überstreicht die Kattowitzer Ztg. mit dem Titel „Deutscher Geist und Idealismus“. Folgerichtiger und drastischer weißer müßte die Kattowitzer Ztg. auch die Erfindung des Spüllössetts zu den Beweisen deutschen Geistes Idealismus zählen. Denn soviel wir wissen, hat diese Erfindung ein Deutscher gemacht. (Wir schätzen denn doch die deutsche Kultur höher ein wie die Kattow. Ztg.) Auch diese Blamage der Kattowitzer Zeitung beruht darauf, daß ihre Artikelschreiber anscheinend aus mangelnder Schulbildung den fundamentalen Unterschied zwischen den Begriffen Kultur und Zivilisation nicht kennen.

## „Ich bin der größte Butterschieber.“

Eine sensationelle Butterschiebung kam in Lössau in Sachsen ans Licht. Auf dem Güterbahnhof wurden vier nach Dresden bestimmte Quarzfässer der Lössauer Molkerei beschlagnahmt, die ein Gesamtgewicht von 926 Pfund hatten und von denen das eine Butter enthielt. Darauf holte die Arbeiterchaft den Direktor der Molkerei und seinen Sohn aus dem Geschäft heraus, hängte ihnen ein Schild mit der Aufschrift: „Ich bin der größte Butterschieber!“ um, lud beide auf einen Tafelwagen, der nun von zwanzig Arbeitern durch die Straßen nach dem Rathaus gezogen wurde, wobei unterwegs die Menge durch die schaulustigen Nachläufer in die Hunderte anwuchs. Obgleich die Untersuchung auf dem Rathaus mehrere Stunden dauerte, harrete die Menge auf dem Markte aus, lud die beiden wieder auf den Wagen und fuhr sie nach dem Amtsgericht, wo sie in Haft genommen wurden.

## Die Hotelzahnbürste.

Eine hübsche Geschichte über die Hygiene in marokkanischen Hotels erzählt ein französisches Blatt: Ein Offizier vom Stabe General Dautheys war in Rabat im „Gasthaus zum Weißen Schwan“ einlagert und wurde von den Wirtsleuten mit der höchsten Auszeichnung aufgenommen. Er hatte deshalb nicht das Herz, sich über die Mängel zu beklagen, die ihm als zivilisiertem Europäer doch aufstießen, und hörte geduldig den stolzen Erzählungen der Wirtin zu, die mit Genugtuung den Komfort ihres Hauses anpries. So erzählte sie ihm auch, daß der Vorgänger in seinem Zimmer der Oberstleutnant der Zuaven gewesen sei. „Ach ja“, sagte der Stabsoffizier, „er hat sogar seine Zahnbürste vergessen.“ „Nein, nein, mein Herr“, protestierte die Wirtin, „die Zahnbürste gehört zum Hausrat, aber wir reservieren sie für Gäste ersten Ranges.“



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### An der Quelle

von Henryk Sienkiewicz.

Ich bin Student von gestern und mein Diplom eines doctor philosophiae ist noch nicht trocken geworden — das ist richtig. Ich habe auch weder eine Stellung noch Vermögen. Mein ganzes Besitztum besteht in einem ziemlich schlecht erhaltenen Edelhofe mit Garten und einigen hundert Rubeln jährlichen Einkommens; ich begreife also vollkommen, daß man mir Tolas Hand verweigert hat — aber diese Menschen haben mich obendrein mißhandelt.

Und warum das? Was habe ich verübt? Da komme ich, bringe ein sehr redliches und treues Herz, biete es dar und sage: „Gebt mir sie und ich werde euch der beste Sohn sein und euch bis zum Grabe die Dankbarkeit bewahren. Sie aber werde ich auf Händen tragen, lieben und beschützen.“

Bekennen muß ich, daß ich dies alles mit sehr dummer Miene, mit fremder Stimme, stotternd und nach Atem schnappend gesprochen habe. Aber das konntet ihr wohl sehen, daß ich mir die ganze Seele aus dem Herzen zog, daß aus mir ein mächtiges Gefühl sprach, wie man es nicht alle Tage in der Welt findet — wenn es also auch beschloßen war, sie mir zu verweigern, so hättet ihr doch wenigstens tun müssen wie Menschen, die etwas Mitleid, etwas Güte im Herzen haben. Warum habt ihr mich mißhandelt?

Ihr angeblichen Christen, angeblichen Idealisten, woher konntet ihr wissen, was ich machen würde, als ich mich von euch mit einer solchen Abjage entfernte? Wer sagte euch, daß ich mich nicht erschließen würde, einmal, weil ich ohne sie nicht leben können würde, und dann, weil ein solcher Widerstreit zwischen dem, was man als Grundsatz proklamiert, und den Handlungen im wirklichen Leben, ein solcher Pharisäismus, eine solche Verlogenheit mir nicht in den Kopf gehen würden? Warum bedauert ihr mich nicht einen Augenblick? Ohne Ursache darf man ja selbst einen wie ich nicht mit Füßen treten, selbst um einen wie ich ist es ja nicht schade. Vielleicht könnte auch ich, wenn nicht ihr, etwas auf der Welt vollbringen. Ich bin jung, fast noch Student, ohne Vermögen, ohne Stellung — gut! Aber, seht ihr, ich habe eine Zukunft vor mir — und bei Gott! ich begreife nicht, weshalb ihr in diese Zukunft kein Vertrauen gehabt.

Die eisigen Gesichter! Diese verachtungsvolle Enttäuschung! Noch vor wenigen Tagen hätte ich nicht ahnen können, daß diese Leute so sein könnten: Wir haben Sie für einen redlichen Menschen gehalten, Sie aber haben uns hintergangen, haben unser Vertrauen mißbraucht! Mit diesen Worten schlugen sie mir ins Gesicht, wie mit einer Spiekrute. Einige Minuten früher beglückwünschten sie mich so herzlich zu meinem Diplom, als wäre ich der eigene

Sohn — aber erst als ich, ganz blaß vor innerer Erregung, ihnen erzählte, was mir der größte Ansporn zur Arbeit gewesen, erlosch die Herzlichkeit, verstummte das Lächeln, die Gesichter wurden starr, ein frostiger Hauch wehte mich an, und es stellte sich heraus, daß ich ihr „Vertrauen mißbraucht“ hatte.

Und sie haben mich in dem Maße gedemütigt, verhöhnt und in den Staub getreten, daß ich eine Weile selber glaubte, etwas Schändliches getan und sie schändliche Hintergangen zu haben.

Aber wie? Was soll das bedeuten? Wer von uns hat den anderen irregeführt, und wer spielt hier die Rolle eines Elenden? Eines von zweien: entweder ich bin ganz von Sinnen, oder in der Tatsache, daß jemand von ganzem Herzen liebt und ehrlich seine Seele, sein Leben, seine Arbeit hergeben möchte, liegt nichts Unehrenhaftes. Wenn eure Enttäuschung also ungeheuchelt war, wer ist hier der Narr?

Ach, auch in dir hab ich mich betrogen, in dir, auf die ich so sicher zählen zu können glaubte. Sie sprachen zu mir: „Wir sind überzeugt, daß unsere Tochter Sie doch nicht zu einem derartigen Schritt berechtigt hat.“ Natürlich leugnete ich dies nicht. Dann wurde „unsere Tochter“ herbeigerufen. Sie kam mit der ganzen bodenlosen Passivität eines wohlgezogenen Fräuleins und stammelte mit gesenkten Augen, daß sie nicht einmal begreifen könnte, woher mir dieser Gedanke kam.

Du begreifst es nicht? Höre mich an, Fräulein Tola!

Du hast mir nie gesagt, daß du mich liebtest, das ist richtig. Ich besitze keinen Revers mit deiner Unterschrift, und wenn ich einen besäße, so würde ich ihn nicht vorzeigen. Aber das möchte ich dir sagen: es gibt eine Gerechtigkeit, ein Gericht, sei es wo immer, irgendwo über den Wolken, oder im Gewissen des Menschen und vor diesem Gerichte mußt du bekennen: ich habe diesem Menschen betrogen, diesem Menschen habe ich verleugnet, diesem Menschen habe ich der Demütigung und dem Unglücke ausgeliefert.

Hast du keinen Mut, hast du kein Herz gehabt? Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß du mich grausam getäuscht hast. Ich liebe dich noch und möchte dir nichts Böses nachsagen, aber, siehst du, wenn es sich um das Verderben oder die Rettung eines Menschen handelt, da gilt es, Mut zu haben, da muß die Aufrichtigkeit und die Liebe stärker sein als die Furcht. Sonst ist man die Ursache, daß einem die Balken eines mühselig aufgeführten Hauses über dem Kopfe zusammenbrechen. Das ist auch mir passiert. Ich habe meine ganze Zukunft auf dem blinden Glauben an deine Liebe aufgebaut, und was hat sich herausgestellt, daß ich auf sandigem Grunde baute, denn im entscheidenden Augenblicke fehlte es dir an Mut, wenn, als es galt, zwi-



Ich den üblen Laune deiner Eltern und meinem Unglück zu wählen, wähltest du ohne Bedenken mein Unglück.

Wenn du in diesem meinem Schiffsbruch nur so geblieben wärest, wie ich dich geträumt, es wäre mir jetzt leichter, ich hätte Trost und Hoffnung. Weißt du nicht, daß alles, was ich seit einigen Jahren getan, durch dich und für dich geschah? Ich habe in der Tat wie ein Ochse gearbeitet, schließ mich nicht ans, erwarb mir Medaillen und Diplome, lebte für dich, atmete für dich, dachte unablässig an dich. Und nun habe ich vor mir eine Leer eine Dede, in der die Trauer wie ein Hund heult. Nichts ist mir zurückgeblieben!

Ich bin neugierig, ob dir dies alles wenigstens einmal durch den Kopf geht.

Aber deine vernünftigen Eltern werden dir gewiß auseinanderlegen, daß ich ja nur ein Student und dies alles nur meine dumme Exaltiertheit sei. Was den Studenten anbetrifft, so könnte ich mit Shylok ausrufen: „Sind wir denn nicht Menschen wie ihr? Wenn ihr uns stechet, so fließt kein Blut? Und wenn ihr uns tränket, kommen uns nicht die Tränen? Das ist alles gleich. Man darf niemanden kränken, wer es auch sei. Meine Exaltiertheit, ob sie dumm ist, oder nicht, berechtigt noch keinen, mich zu quälen. Es ist gut, daß diese unsere Welt, dieses große, seelenlose Gebäude, bestehend aus Dummheit, Lüge und Heuchelei, Risse bekommt und wankt, denn man kann nicht länger darin leben. Ich habe nun Zeit: Ich bin, ohne zu wissen, wozu, Doktor der Philosophie geworden und als Philosoph betrachte ich nun die verschiedenen Verhältnisse der Menschen, deren Wirkung ich eben so gründlich zu fühlen bekam. Euch, den sogenannten vernünftigen Leuten, genügt es, eine leere Phrase, eine öde Benennung für ein Ding zu finden, und wenn jemand über das Ding selber das Leben verliert, das geniert euch weiter nicht. Exaltiertheit! Was nützt mir der Name, wenn mir das Ding mein Leben kostet? Was nützt mir euer Wörterbuch? Dabei bestreitet ihr die Existenzberechtigung alles dessen, was eure stumpfen Nerven nicht empfinden können. Wenn euch die Zähne aus den alten Kinnladen herausfallen, höret ihr auf, an Zahnschmerzen zu glauben. Eures Erachtens ist Rheumatismus wirklich eine ernste Sache; Rheumatismus bereitet wirkliche Schmerzen, aber Liebe, das ist bloß Exaltiertheit. So oft ich daran denken muß, habe ich zwei Menschen in mir: der eine das ist der geistige Student, der im Namen der neuen Zeit die menschliche Dummheit mit dem Beil bearbeiten möchte, der andere, das ist ein tiefgekränkter Mensch, der fluchen und schluchzen möchte. So kann man nicht weiterleben. Genug dieses Idealismus in Worten und des Utilitarismus in Taten. Es kommt eine Zeit, in der man schließlich sein Verhalten seinen Grundsätzen anpassen oder den Mut haben muß, eben solche cynische Grundsätze zu bekennen, wie die Taten sind. Gott allein mag wissen, wie oft ich von Tolas Eltern zu hören bekam, daß Besitz noch kein Glück gewährt, daß Charakter mehr wert ist als Reichtum, daß ein ruhiges Gewissen das höchste Gut bilde. So? Nun, ich habe etwas Charakter, viel Arbeitslust, ein ruhiges Gewissen, Liebe und Jugend — und dennoch, dennoch haben sie mir mitamt dem ganzen die Tür gewiesen; wenn ich aber heute in der Lotterie eine halbe Million gewänne — morgen würden sie mich freudig als Schwiegervater begrüßen. Morgen käme der Herr Papa hierher, breitete seine Arme aus — so wahr es einen Gott gibt.

Wer Kaufmann sein will, muß doch mindestens rechnen können, aber ihr, ihr vorgeblich nüchternen Leute, versteht nicht einmal das. Diese eure Nüchternheit, dieser euer gesunde Menschenverstand spiegelt euch Täuschungen vor. Ihr seid schlechte Rechenmeister! — Habt ihr gehört? Ich sage das nicht in der Hitze, das sind keine Paradoxen. Die Liebe ist da, existiert, man muß sie also als

wirklichen Wert anerkennen. Wenn ein genialer Mathematiker käme, und sie euch in Geld umrechnen würde, da müßtet ihr euch bei den Köpfen fassen, welch ein Reichtum das ist. Die Liebe ist ein solch positives Ding, ebenso real, ebenso unentbehrlich im Leben, wie das Geld. Die Rechnung ist einfach: Das Leben ist gerade soviel wert, als darin Glückseligkeit ist, und ist nicht die Liebe ein ungeheures Kapital, eine uner schöpfliche Fundgrube des Glücks? Dasselbe gilt von der Jugend und der Gesundheit. Und solche schlichte Dinge wollen euch nicht in den Sinn. Ich wiederhole: ihr versteht nicht zu rechnen. Eine Million ist eben eine Million, keinen Groichen mehr oder weniger. Ihr aber glaubt, daß eine Million außerdem noch soviel wert ist, wie alle anderen Lebensgüter zusammen. Infolge dieses Rechenfehlers irret ihr in einer künstlichen Welt umher, erblicket die Dinge nicht in ihren wahren Verhältnissen, und irret euch in den Preisen. Ihr seid Romantiker, nur ist eure Romantik platt, niedrig, denn ihr Gegenstand ist das Geld, und schädlich ist sie obendrein, denn sie bricht und verdirbt das Leben, nicht nur Leuten, die euch nichts angehen, sondern auch euren eigenen Kindern.

Tola hätte es gut bei mir; sie wäre glücklich. Wenn dem so ist, was wollt ihr also noch mehr? Kommt mir nicht damit, daß sie mich selber auch zurückgewiesen hätte. Hätet ihr nicht vermöge der Erziehung in ihr alle Selbstständigkeit ertötet, jeden eigenen Willen gelähmt, jede Aufrichtigkeit und Mut ihr geraubt, ich säße nicht hier einsam, während mir der Kopf vor Schmerz springen will. Niemand blickte in Tolas Augen so tief wie ich, und niemand weiß besser, wie sie fühlen würde, wie sie wäre, wenn ihr nicht ihre Seele vergiftet hättet.

Und jetzt hab ich sie verloren und mit ihr viele andere Dinge, die man zum Leben nötig hat und ohne die man stirbt. Oh, ihr, die ihr nicht meine Eltern geworden seid, und du, meine verlorene Frau! Zuweilen will mir scheinen, daß ihr euch gar keine Rechenschaft davon gebt, was ihr angerichtet habt, denn sonst müßtet ihr um mich schicken. Es ist unmöglich, daß ich euch gar nicht leid täte.

Was nützen diese Vorwürfe? Das Recht ist auf meiner Seite. Alles, was ich niedergeschrieben habe, ist strikte Wahrheit, aber diese Wahrheit wird mir Tola nicht wie dergeben.

Und da ist eben der Abgrund — denn es will mir nicht in den Kopf, wie es möglich ist, daß Wahrheit und Gerechtigkeit zu nichts nützen sollten. Mir aber nützen sie nichts, rein garnichts. Die Welt, so wird behauptet, sei so gebaut, wie der menschliche Geist. Woher also dieser Widerspruch? Wenn es aber anders ist, so muß man ewig seinen Schmerz mit sich herumtragen. — Ich kann nicht länger schreiben.

Nach langer Zeit greife ich wieder zur Feder. Die Wirklichkeit möge für sich selber sprechen — ich will nur schlicht und treu alles erzählen, wie es kam. Die Lösung stellte sich erst nach einer langen Reihe von Ereignissen ein, ich will sie daher so niederschreiben, wie sie vor sich gingen, bevor ich selber hinter die wahren Urachsen kam.

Am Morgen nach dem Tage jener Niederlage kam zu mir Tolas Vater. Als ich ihn erblickte, ward ich starr. Es gab einen Moment, da mir alle Gedanken aus dem Kopfe geflogen waren, wie eine Vogelschar einen Baum verläßt. Ich glaube, daß man im Augenblick des Sterbens ein ähnliches Gefühl habe. Aber sein Gesicht war heiter und ruhig, und schon bei der Tür begann er zu sprechen, indem er mir beide Hände entgegenstreckte.

„Na, wir haben also eine schlechte Nacht gehabt —



nicht wahr? Ich kann das begreifen, denn ich bin auch einmal jung gewesen."

Ich erwiderte nichts; ich verstand beinahe kein Wort. Ich glaube nicht, daß ich ihn vor mir sehe. Er aber schüttelte mir unterdessen die Hände und zwang mich, Platz zu nehmen, dann setzte er sich mir gegenüber und hub wieder an:

"Fassen Sie sich, seien Sie ruhig, und lassen Sie uns wie gute Menschen miteinander plaudern."

Mein Teurer, glauben Sie, daß Sie allein nicht geschlafen haben? Wir haben auch nicht geschlafen. Sobald wir uns ein wenig nach Ihrem Fortgehen abgefühlt hatten, wurde uns sehr unangenehm zu Mute, sodaß wir uns keinen Rat wußten. Das ist nun einmal so wenn einen etwas plötzlich überrascht, verliert er gleich den Kopf, dann kann er nicht mehr Maß halten. Es war uns sehr unangenehm und, um die Wahrheit zu sagen, wir schämten uns. Das Kind flüchtete sich auf sein Zimmer und wir Alten, na, wie das so geht, begannen einer dem andern die Schuld zuzuschreiben: du bist schuld, du bist schuld! Das ist nur einmal die Natur des Menschen. Dann kommt die Ueberlegung und die Reue: er ist jung, brav, begabt, liebt, wie es scheint, unser Kind von ganzem Herzen — was, zum Teufel, ist uns in den Kopf gefahren, nein zu jagen? Eines nur kann uns rechtfertigen. Wenn Sie einmal Vater sein werden, werden Sie begreifen, daß den Eltern für ihr Kind nichts gut genug ist. Aber wir bessamen uns, daß, was für uns zu wenig, für das Kind gerade genug sein kann — wir beschlossen also, besser zu untersuchen, wie es eigentlich im Herzen des Mädchens aussieht, und ließen sie hereinkommen, um an unserer Beratung teilzunehmen. Das war eine Ratgeberin, das hätten Sie sehen müssen! Die fiel uns zu Füßen, legte das geliebte Köpfchen auf unsere Knie, so, na . . . Elternherzen!"

Hier wurde er selber gerührt und einen Augenblick saßen wir im Schweigen. Alles, was ich hörte, erschien mir wie ein Traum, eine Fabel, ein Wunder; meine Quaken begannen sich in Hoffnung zu verwandeln; er aber befeuerte seine Mühnung und sprach:

"Du hast gewiß Berge auf uns gewälzt; wir aber sind Menschen von bestem Willen, obwohl etwas vornehmlich; und zum Beweis sage ich dir folgendes: „Wenn dir Tola lieber ist als das Schmollen, so komm her . . ."

Fortsetzung folgt in der nächsten Unterhaltungsbeilage.

## „Die Wahrheit über die Teilung Polens

Wenn man kein einseitiges Bild über die Gründe, welche die Voraussetzung für die drei Teilungen Polens bildeten, haben will, dann muß man neben der deutschen Geschichtsschreibung auch diejenige der Polen lesen. Die meisten von uns haben gerade von dieser, für die Beurteilung der heutigen Verhältnisse von der größten Bedeutung bleibenden Zeitperode so unklare, bisweilen sogar ganz irrige Begriffe, daß nur daraus die gegenwärtigen gespannten nationalen Gegensätze zwischen Deutschen und Polen zu erklären sind. Es wurde uns in der Geschichtsstunden eingepaukt, daß die Aufteilung Polens von den drei Großmächten Rußland, Preußen und Oesterreich deshalb vorgenommen worden ist, weil es die Unfähigkeit, eine staatliche Existenz zu führen, erwiesen habe. An dieser Behauptung ist, wenn wir ihr auf den Grund gehen, nichts wahr; Tatsache ist nur, daß dieser Gewaltakt notgedrungen nach einer Entschuldigung suchte, die in obige Behauptung formuliert worden ist. Ich will heute vollkommen unparteiisch, so wie es die historische Gerechtigkeit ge-

bietet, die wahren Ursachen, die zu den rechtswidrigen Teilungen führten, in aller Kürze meinen Landsmännern vor Augen führen.

Die Polen hatten im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, also in einer Zeit, in welcher alle anderen Länder des Kontinents nur von absoluten Herrschern regiert worden sind, eine Reichthliche Verfassung. Das damalige Polen war eine Republik mit einem König an der Spitze; es war dies jedoch keine Erb-, sondern eine Wahlmonarchie. Jedem neugewählten König konnte der Reichstag neue Bedingungen stellen. Der Reichstag hatte das Recht des sogenannten „liberum veto" und dieses ist es, welches an den Uebelständen in Polen die größte Schuld hat. Dieses „liberum veto" gestattete sogar einer einzelnen Persönlichkeit im Reichstag, Einspruch gegen einen zu fassenden Beschluß zu machen. Daß diese freie Versammlungsbestimmung den an der Teilung Polens beteiligten Mächten Gelegenheit gab, durch Bestechung einzelner Abgeordneter den Staat an den Abgrund zu bringen, braucht nichts besonders erwähnt zu werden. Aus diesem Grunde gingen edel denkende polnische Männer daran, durch einen Beschluß dieses „liberum veto" abzuschaffen und eine Verfassung mit strafferer politischer Gestaltung einzuführen. Diese Bestrebungen jagten den übelwollenden Nachbarn eine derartige Furcht ein, daß sich Rußland und Preußen entschlossen hatten, ein Bündnis zu schließen (1719), welches den Zweck haben sollte, die bisherige Verfassung zu erhalten und sie nöthigenfalls mit Waffengewalt zu schützen. Dieses völkerrechtswidrige Bündnis, das man ein Raubbündnis nennen kann, geschah in der Absicht, Polen möglichst in seiner Ohnmacht zu erhalten, um es dann unter nöthigen Umständen besser aufzuteilen zu können. Die Polen merkten nun, daß ihre großen Nachbarn aus ihrer raublustigen Absicht keinen Hehl mehr machten und offensichtlich darauf ausgingen, Polens staatliche Selbständigkeit zu vernichten und sie verdoppelten deshalb ihren Eifer, den unhaltbaren Zuständen ein Ende zu machen. Dieser Umstand gab den drei Mächten Veranlassung, über Polen herzufallen und einen Teil seiner Länder mit Gewalt wegzunehmen. Das war die berühmte erste Teilung Polens (1772). Die Teilung Polens war ein Gewaltakt und sie wird, solange es noch eine Gerechtigkeit gibt, stets ein Schandfleck für die an derselben beteiligten Mächte bleiben. Die Polen erwachten aus ihrer Ohnmacht, und es machte sich eine starke nationale Bewegung unter ihnen bemerkbar. Im Jahre 1791 proklamierten die Polen unter Aufhebung des „liberum veto" eine verständige Verfassung, die dem damaligen König von Preußen Friedrich Wilhelm II. so sehr auf die Nerven gefallen ist, daß er den feierlichen Vertrag, den er im Jahre 1790, also ein Jahr vorher mit den Polen abgeschlossen hatte, sofort löste und sich wieder mit Rußland verbündete. Dieser Treubruch des preussischen Königs ermöglichte die zweite Teilung Polens, die im Jahre 1793 von ebendenselben Mächten ins Werk gesetzt worden ist. — Als Scheidemann in einer Reichstagsrede erklärte, daß der Wortbruch eins der erhabensten Traditionen des preussischen Herrscherhauses gewesen ist, rief er einen Sturm der Entrüstung in Deutschland wach. Beschäftigen wir uns jedoch eingehend mit der Geschichte der Hohenzollern, dann finden wir obige Behauptungen zur Genüge illustriert.

Durch den schändlichen Verrat des preussischen Königs in die größte Not gestürzt, erhoben sich die Polen, alle ihre Kräfte aufbietend; doch wird der Aufstand durch die Uebermacht niedergeschlagen und es fand die dritte Teilung Polens statt, welche die staatliche Existenz Polens ganz vernichtete — Finis Poloniae!

Wir sehen also, daß unser geliebtes, polnisches Vaterland nicht deshalb aufgeteilt worden ist, weil es unfähig



war sich selbst zu regieren, sondern weil es von bösen Nachbarn überfallen worden ist, weil es dem Worte eines preussischen Königs Glauben geschenkt hat. Wenn jetzt das polnische Volk überall nach der Wiedervereinigung mit dem Mutterlande schreit, dann nennt man sie Hochverräter, man schikaniert es, wo man nur kann, was Wunder also, wenn das polnische Volk zur Selbsthilfe greift? Gewiß jeder rechtlich denkende verurteilt diese Ausbrüche der Volkswut. Doch wenn wir an die deutsche Revolution denken, unter welchen traurigen Formen sie zum Ausbruch gekommen ist, dann werden wir die nationale Bewegung der Polen verstehen. Das obereschlesische Volk wird in Kürze entscheiden, ob es deutsch oder polnisch sein will, bis dahin soll man dem Volke Ruhe gönnen, es nicht verheizen, jedes Menschen Gesinnung ob deutsch, oder polnisch achten, nur dadurch wird hier in Oberschlesien Ruhe und Ordnung wieder hergestellt werden können. Heraus mit allen Nichtobereschlesiern, einerlei welcher Partei sie angehören, heraus mit allen Beamten, die früher die Ostmarkenzulage erhalten haben — so hart diese Worte auch klingen mögen, so ehrlich sind sie gemeint! Oberschlesien, den Oberschlesiern! Nicht Haß sondern Liebe, Wahrheit sollen wir predigen!

Ein Oberschlesier.

## Die Frau in Sowjetrußland

Natürlich hat die Umwälzung der Gesellschaftsordnung in Rußland auch für die Ehe neue Formen geschaffen. Die Sowjet-Republik erkennt nur eine Zivilehe an, die der Mann vom 18. Lebensjahre, die Frau vom 16. Lebensjahre an schließen kann. Im Kampf um alles Ueberkommene sind selbstverständlich auch alle Formalitäten gefallen. Die einfache Erklärung vor dem Standesbeamten genügt, um eine weltliche Eheschließung zustande zu bringen. Als eine Art Gelöbnis zur Idee der Revolution müssen Mann und Frau eine rote Fahne berühren, die über dem Tisch des Standesbeamten hängt. Inmitten der Sachlichkeit, die die Eheschließung zu einer ausschließlichen Buchungsangelegenheit stempelt, scheint das wie eine kleine Gefühlsentgleisung, ohne die auch eine Sowjetrepublik nicht auskommen kann. Der Staat teilt auf Eheschließungen auch eine Art Prämie aus. Er überläßt allen neu Verheirateten 40 russische Ellen leichten Stoff, eine Teemaschine und einige Kleinigkeiten zu herabgesetztem Preis. Mit gleicher Einfachheit läßt sich auch eine solche Ehe in Sowjetrußland wieder lösen.

Die Sowjetrepublik macht zwischen ehelichen und unehelichen Kindern keinen Unterschied. Da jedes Erbrecht aufgehoben ist, so hat das Problem ja auch einen großen Teil seines Interesses verloren. Die Sorge für die Kindererziehung, dies aber nur in einigen Städten, hat die Regierung größtenteils übernommen. Laut Berichten eines Deutschen, der im Juni d. J. Rußland bereiste, werden die Kinder in staatlichen Kindergärten aufgenommen, und während sich die Erwachsenen selbst mit großen Geldmitteln kaum mehr als das tägliche Brot beschaffen können, auf Staatskosten dort ausgezeichnet ernährt und gut gekleidet.

Die Wohnungsnot schon macht ein geregeltes Familienleben in Rußland nahezu unmöglich, und die unerschwinglichen Kosten der Lebenshaltung zwingen Mann und Frau zur Arbeit außer dem Hause.

Die Frauen nehmen in Rußland großen Anteil am politischen Leben. Bei den Neuwahlen zum Petersburger Sowjet, die Ende Juni stattfand, wurden 2214 Sowjetmitgliedern 242 Frauen gewählt. Die Stimmberechtigten zur Sowjetwahl waren in fünf Kategorien eingeteilt, deren

eine den Hausfrauen eingeräumt war. 47 177 Hausfrauen haben sich an den Petersburger Wahlen beteiligt.

## General Wrangels Vergangenheit

### Vom Ingenieur zum Generalissimus

Der energische Gegner der roten Armee, dessen Anerkennung durch Frankreich das diplomatische Tagesgespräch bildet, darf sich rühmen, eine überaus glänzende militärische Laufbahn zurückgelegt zu haben. Er entstammt, wie die „Times“ mitteilen, einer alten baltischen Adelsfamilie, die nach Petersburg übersiedelte, wo der General im Jahre 1879 das Licht der Welt erblickte. Er bildete sich zunächst als Ingenieur aus, verließ aber bei Ausbruch des russisch-japanischen Krieges die polytechnische Schule, um in die Armee einzutreten. Er fand schließlich solchen Gleichmut am Waffenhandwerk, daß er sich ihm ganz zu widmen beschloß. Beim Ausbruch des Weltkrieges befehligte Wrangel eine Brigade der kaiserlichen Garde. Bald darauf wurde er zum Divisionskommandeur ernannt. Als er im Jahre 1917 erkannt hatte, daß die Unentschiedenheit der Regierung Kerenskis nur dazu dienen könne die revolutionäre Bewegung in gefährlicher Weise zu verstärken, verband er sich rasch entschlossen mit dem General Kornilow zum Sturze Kerenskis. Nach dem Scheitern dieses Versuches und dem Aufkommen des Bolschewismus wandte sich Wrangel mit dem stürmischen Temperament, das ihm eigen ist, gegen das neue Regime und bewährte sich dabei als einer der fähigsten militärischen Organisatoren. Unabhängig von Kornilow brachte er im Kaukasus das erste gegenrevolutionäre Heer zusammen, befehligte in der Folge den rechten Flügel der Denekinschen Armee, trennte sich aber, obwohl er zwischen Wolga und Don bemerkenswerte Erfolge erzielte, von seinem Vorgesetzten, da er sich mit dessen strategischen Plänen nicht einverstanden erklären konnte. Als Denekin dann ins Gedränge kam, bestürmte er den damals in Konstantinopel befindlichen Wrangel, wieder zu ihm zu kommen und übertrug ihm den Befehl über die Streitkräfte im südlichen Rußland, ohne daß es aber gelang, die Katastrophe aufzuhalten. Wrangel zog sich dann nach der Krim zurück und erweiterte, nachdem es ihm gelungen war, den Roten eine erste Niederlage zu bereiten, schrittweise seine Einflusssphäre mit dem Erfolg, daß er schließlich den größten Teil der taurischen Halbinsel und der Provinz Cherson eroberte, ein Gebiet, das über fünf Millionen Einwohner zählt. Wie jetzt berichtet wird, hat er auch die Donischen und Kuban-Donkoten zu einem Bündnis gegen die Bolschewiken gewonnen. Wrangel legt selbst Wert darauf, als Demokrat gewertet zu werden, und er hat es sich angelegen sein lassen, sein Offizierskorps von allen reaktionären Elementen zu säubern.

### Feuerbrand in Triest

Seit einigen Tagen wütet in einem Schuppen ein Brand, ohne daß es bisher gelungen wäre, das Feuer zu löschen. Die Baumwolle, die durch das lange Lagern gelitten hatte, hat sich selbst entzündet. Zur Räumung des riesigen Schuppens werden ein Zeitraum von einem Monat und hunderte von Arbeitskräften notwendig sein. Man versucht durch Versenkung der brennenden Ballen den Feuerherd zu beschränken. Da aber dadurch Millionenwerte verloren gehen, hat das tschechische Konsulat gegen die Art der Bekämpfung des Brandes protestiert, da die Baumwolle für die Tschechoslowakei eingelagert ist. Der verursachte Schaden beträgt schon jetzt viele Millionen Lire.



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Lied

Wilija, Mutter von Litauens Quellen,  
Goldes dein Antlitz, blau deine Wellen:  
Mädchen am Ufer, in Fluten zu langen,  
Keiner dein Herz, holder die Wangen.

Wilija rauschend durch Litauens Felder,  
Neigen sich zu dir Blumen und Wälder,  
Mädchen noch schöner kniet dir zu Füßen  
Blüte der Jugend, die Fürstin zu grüßen.

Wilija lachend der Blumen im Harme,  
Suchet des Niemen liebende Arme:  
Und die Litauin, müde der Freier,  
Folgt eines Fremden lockender Leier.

Faßte der Niemen mit eisernem Griffe,  
Trägt die Geliebte auf Felsen und Riffe,  
Daß an der Brust sie, der kalten entschlief.  
Stürzt in des Meeres erschauernde Tiefe.

Wird auch dein Buhle dich, Mädchen, entfernen,  
Arme Litauin deiner Heimat Sternen,  
Wirft in den Fluten tiefer versinken —  
Einsamer aber — Vergessenheit trinken.

Herzen und Flüsse vergebens zu mahnen!  
Liebet das Mädchen, nimmt ihre Bahnen,  
Wilija ruhend dem Niemen in Armen —  
Wer wird sich des Mädchens im Turme erbarmen?

Aus „Konrad Wallenrod“ von Adam Mickiewicz.

### An der Quelle

von Henryk Sienkiewicz.

(Fortsetzung.)

Hier breitete er seine Arme aus, ich aber sank an seine Brust, halb geistesgegenwärtig und halb toll, glücklich. Ich fühlte, daß meine Kehle zugeschnürt war, und daß ich höchstens in ein Schluchzen ausbrechen könnte. Ich wollte dringend einige Worte sprechen, konnte aber nicht. In der Seele könnte mir ein einziger Aufschrei der Glückseligkeit,

des Staunens und der Dankbarkeit. Das alles war auf mich plötzlich niedergezuckt wie der Bliß, weder Kopf noch Herz konnten es fassen, und ich empfand beinahe Schmerz von diesem Uebermaß der Verwandlung meiner Gefühle und Gedanken. Tolas Vater entfernte leicht meine Arme von seinen Schultern, küßte mich auf die Stirn und rief:

„Schon gut, schon gut! Ich habe das von deiner Reigung zu ihr erwartet. Vergiß, was war, und beruhige dich!“

Als er aber sah, daß ich mich noch immer nicht fassen konnte, noch meine Nüßrung zu beherrschen imstande war, begann er mich gutmütig auszuscherlen.

„So sei doch ein Mann und nimm dich zusammen. Du zitterst wie im Fieber. Na, das Mädel hat sich tief bei dir da hinter den Rippen eingenistet . . .“

„Ach tief“, flüsterte ich mühsam.

Der Vater lächelte.

„Na, da sehe aber einer! Scheint solch stilles Wässerlein . . .“

Offenbar schmeichelte meine große Liebe zu Tola seinem Vaterstolz, denn er war zufrieden, und immer lächelnd wiederholte er:

„Ist das eine Klette, eine Klette!“

Ich fühlte, daß, wenn wir noch eine Viertelstunde im Zimmer bleiben würden, mir etwas im Kopfe aus den Fugen gehen müßte. Unter normalen Verhältnissen kann ich mich ziemlich beherrschen, aber diesmal war der Uebergang denn doch zu unvermittelt. Ich mußte frische Luft atmen, die Bewegung der Straße ansehen, vor allen Dingen aber mußte ich Tola sehen, um mich zu überzeugen, daß sie wirklich existierte, daß dies alles kein bloßer Wahn war und daß man sie mir wirklich gab.

Ich bat den Papa, daß wir also gleich hingehen möchten, worin er gerne einwilligte.

„Du wolltest ich dir selber vorschlagen, rief er. „Denn dort bei uns gibt es jemand, der sich jetzt das Mädel an den Scheiben platt drückt und auf die Straße hinausschaut. Jetzt wärest du ohnehin nicht imstande, von Geschäften zu sprechen, also darüber ein anderes Mal.“

Einige Minuten später waren wir unterwegs. Anfangs blickte ich auf die Menschen, Häuser und Wagen, wie einer, der nach längerer Krankheit zum erstenmal auf die Straße kommt und vom Kopfschwindel erfaßt wird. Stufenweise aber machten mich die Bewegung und die frische Luft munter. Ueber allen Gedanken herrschte in mir das eine: „Tola liebt dich und bald wirst du sie sehen.“ Ich fühlte, daß mir die Pulse an den Schläfen wie ein Hammer klopften, und in der Tat, man mußte kräftige Reisen um den Kopf haben, um dies alles auszuhalten zu können. Hatte ich ja noch vor einer Stunde gedacht, daß ich Tola nicht mehr im Leben sehen würde, es sei denn etwa der-



einst als Gattin eines anderen. Und jetzt ging ich zu ihr, um ihr zu sagen, daß sie mein wird — und zwar ging ich darum, weil sie zuerst ihre Hand nach mir ausstreckte. Gestern nannte ich sie eine gedankenlose Pierpuppe, während sie den Eltern zu den Füßen lag und für uns beide flehte. Mein Herz war voll von Reue, Zerknirschtheit, Reue und dem Gefühl, daß ich ihrer nicht wert sei. In Gedanken schwor ich mir, ihr jede gestrige Träne durch Barmherzigkeit, Anhänglichkeit und grenzenlose Hingebung zu belohnen.

Anderer werden von der Liebe geblendet; ich hatte nicht nötig, mich blenden zu lassen, denn für Tola sprachen ihre Handlungen. Sie hatte dieses Wunder vollbracht. Gesehlt hatte ich. Ich hatte ihr ebenso wie den Eltern Unrecht getan. Wären sie das, wofür ich sie hielt, sie hätten sich nicht erweichen lassen; niemals hätten sie sich zu dieser nicht menschlichen, sondern förmlich engelhaften Schlichtheit erhoben, mit der der Vater zu mir kam und sprach: „Wir haben gesehlt — nimm sie!“ Weder von weltlichen Rücksichten, noch von der Eigenliebe ließ er sich abhalten.

Ich erinnerte mich seiner Worte: „Du hast gewiß Berge auf uns gewälzt, wir aber sind Leute von gutem Willen, aber etwas zu voreilig.“ Diese Schlichtheit quälte mich um so mehr, als ich in der Tat die schwersten Berge gestern auf sie gewälzt hatte. Kein Wort mehr, keine schwingungsvolle Phrase, ein herzhaftes Lächeln, das war alles. Als ich jetzt daran dachte, konnte ich nicht mehr an mich halten, sondern faßte die Hand des Vaters und führte sie ehrfurchtsvoll an die Lippen.

Er lächelte wieder dieses sein gutes, helles Lachen und rief:

„Wir beide, nämlich meine Frau und ich, haben uns das längst gesagt, daß uns unser Schwiegersohn lieben muß.“

Und es kam, wie sie sich es wünschten, denn bevor ich noch ihr Schwiegersohn wurde, liebte ich sie schon wie der eigene Sohn.

Da ich sehr reich ging, begann Papa mich aufzuziehen, leuchtete, stellte sich, als ob er müde wäre, sagte, daß er mit mir nicht Schritt halten könne, und klagte über die Hitze. In der Tat, seit gestern war kein Winter mehr. Ein warmer Wind kräuselte das Wasser im Stadtgarten, und in der Luft atmete es wie ein neues Aufleben der Frühlingskraft. Endlich standen wir vor Tolas Wohnung. Am Fenster flimmerte etwas und versteckte sich in der Tiefe des Zimmers. Ich war jedoch nicht sicher, ob es Tola war. Als wir die Treppe hinaufstiegen, begann mir das Herz wieder zu schlagen. Ich fürchtete die Mutter. Wir durchschritten den Speisesaal und fanden sie im Salon. Als ich eintrat, ging sie rasch auf mich zu und streckte mir die Hand, die ich dankerfüllt und ehrerbietig küßte, entgegen, während ich stammelte:

„Womit habe ich das verdient . . .“

„Verzeihen Sie unsere gestrige Abgabe. Wir hatten nicht bedacht, daß Tola in der ganzen Welt keine treuere Liebe finden wird.“

„Das ist wahr, o. das ist wahr, gnädige Frau!“ rief ich eifrig.

„Und da uns vor allen Dingen das Glück unseres Kindes am Herzen liegt, so geben wir sie Ihnen, und ich kann dazu nur sagen: „Gott gebe euch Glück! . . .“

Als sie das ausgesprochen hatte, drückte sie meine Schläfen, dann wandte sie sich zur Tür und rief:

Tola!“

Und mein Liebling kam, bleich, mit geröteten Augen, mit verwirrten Haarlocken auf der Stirn, fassungslos, gerührt, bleich wie ich. Wie es kam, daß nichts an ihr

meiner Aufmerksamkeit entging, das vermochte ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß ich Tränen sah, die an ihren Wimpern hingen, die bebenden Lippen und die Freude, die durch die Tränen drang, und das hinter ihrer Verwirrung sich bergende Lächeln.

Eine Weile stand sie mit verschränkten Armen da, ohne zu wissen, was sie nun anfangen sollte. Der Vater, den der joviale Humor offenbar niemals verließ, rief, indem er die Achseln zuckte:

„Nun, was ist zu machen, er ist eigensinnig, er will dich nicht!“

Sie blickte mich flüchtig an, schlang die Arme um den Hals des Vaters und rief wie in einer plötzlichen Aufwallung:

„Ich glaub' es nicht, Väterchen, ich glaub' es nicht!“

Wäre ich der ersten Regung meines Herzens gefolgt, ich hätte mich ihr zu Füßen geworfen. Aus Mangel an Mut und weil ich den Kopf gänzlich verloren hatte, tat ich es aber nicht. Ich behielt nur so viel Geistesgegenwart, mir in der Seele zu wiederholen: „Beginn' doch nicht zu flennen, Gell!“ — Der gute Alte kam uns wieder zu Hilfe, er befreite sich von Tolas Umarmung, und indem er sich böse stellte, schob er sie zu mir und sagte:

„Wenn du mir nicht glauben willst, so geh zu ihm!“

Mir war's, als öffne sich der Himmel vor mir. Ich faßte ihre Hände, drückte sie leidenschaftlich an die Lippen und konnte sie lange nicht loslassen. Früher stellte ich mir öfters vor, daß ich ihre Hände küsse, aber keine Phantasie kann sich mit dieser Wirklichkeit messen! Meine Liebe war bis dahin wie eine im Dunkeln eingeschlossene Pflanze. Plötzlich hatte man sie an die helle Sonne hinausgetragen und ihr gestattet, in freier Luft und Wärme aufzublühen, und dieses Gefühl machte das Maß meines Glückes voll. Ich durfte offen vor aller Welt aus der Quelle des Guten und der Freude trinken. Lieben und die Liebe in sich unterdrücken und lieben mit dem Gefühl, daß man in seine Rechte tritt, lieben und den Gegenstand seiner Liebe in Besitz nehmen, das sind zwei verschiedene Dinge. Ich hatte, ich konnte bis dahin keine Vorstellung davon haben.

Nachdem die Eltern uns ihren Segen ausgesprochen, entfernten sie sich und ließen uns absichtlich allein, damit wir uns alles sagen konnten, was uns auf dem Herzen lag. Aber anfangs blickte ich sie, anstatt zu sprechen, nur mit Entzücken an. Ihr Gesicht veränderte jedesmal die Farbe bei meinem Blick, Röte bedeckte ihre Wangen, um die Mundwinkel zitterte ein Lächeln der Schüchternheit und Scham, ihre Augen waren wie umnebelt, das Köpfchen in die Schultern gezogen, zuweilen senkte sie die Lider und schien auf meine Worte zu warten.

Wir setzten uns endlich nebeneinander an das Fenster und hielten uns die Hände. Bis dahin war sie für mich gleichsam etwas Körperloses, Abstraktes, mehr ein geliebter Geist, ein teurer Name, ein bewunderter Klang, als eine lebendige Person. Jetzt aber, da ihr Arm den meinen berührte, als die Wärme ihres Gesichtes mich anwehte, konnte ich mich eines gewissen Erstaunens nicht erwehren, daß sie es wirklich war. Man weiß es ja, aber fühlt es nicht so, bis man nicht in der Nähe des geliebten Weibes ist. Jetzt blickte ich mit solcher Bewunderung auf ihr Gesicht, ihren Mund, ihre Ohren, Augen, auf ihr helles Haar, und die noch helleren Brauen, als hätte ich sie nie vorher gesehen. Und ich berauschte mich mit ihr. Nie zuvor hatte ein Frauengesicht so sehr alle meine Träume von Frauenschönheit erfüllt, nie mich so unwiderstehlich angezogen. Und als ich daran dachte, daß all die Schätze mein sein werden, daß sie schon mir gehören und mein höchstes Gut ausmachen, da wirbelte die ganze Welt um mich herum.

Endlich tat ich den Mund auf. Ich begann ihr zu



berhaft zu erzählen, wie ich sie schon vom ersten Augenblick an geliebt habe, vor anderthalb Jahren, in Wieliczka, wo ich ihr zum erstenmal zufällig, im Kreise zahlreicher fremder Menschen begegnet war, und wo sie unten in den Salzbergwerken von einer Ohnmacht befallen ward und ich um Wasser zum Trich eilte. Tags darauf stattete ich ihren Eltern einen Besuch ab, von dem ich ganz verliebt heimkehrte. Alles das, wie ich voraussetzte, war ihr ganz gut bekannt. Aber sie hörte mit Vergnügen zu, bald lächelnd, bald errötend, bald wieder mit ganz leiser Stimme eine Frage stellend. Ich sprach noch lange und am Ende weit weniger dumm, als ich anfangs befürchtete. Wie sie später mein einziges Ziel, meine einzige Kräftigung war, wie schrecklich und tief unglücklich ich noch gestern gewesen, als ich mir sagen mußte, daß alles vorüber sei, als ich sogar den Glauben an sie verloren hatte!

"Ich war auch unglücklich", versetzte sie. "In der Tat, im ersten Augenblick konnte ich kein Wort hervorbringen, aber dann war ich bemüht, alles wieder gutzumachen."

In Augenblick schwiegen wir beide. In mir kämpfte wieder die Schüchternheit mit der Begierde ihre Küsse zu küssen. Endlich kam mir der fürchterlich ungeschickte, ganz idiotische Gedanke, sie zu fragen, ob sie mich auch ein wenig liebe.

Sie sann einige Augenblicke um die Antwort nach, aber da sie keine fand, stand sie auf und entfernte sich.

Eine Weile später kehrte sie mit einem Album in der Hand zurück, nahm mir gegenüber Platz und zeigte mir eine Zeichnung, die mein eigenes Porträt darstellte.

"Das habe ich aus der Erinnerung gezeichnet", rief sie.

"Sie? fragte ich.

"Aber dort gibt es noch etwas", sagte sie, indem sie den Finger auf das Blatt legte.

Nest erst bemerkte ich, daß sich auf der Seite, ganz am Rande, drei winzige Buchstaben befanden: J. v. a.

"Das ist französisch", flüsterte sie.

"Französisch?"

In meiner grenzenlosen Naivität ahnte ich noch immer nicht, was das bedeutete, bis sie selber begann:

"Je vous"

Plötzlich verbarg sie das Gesicht in die Hände und neigte den Kopf so tief, daß ich die kurzen Härchen an ihrem Nacken wahrnehmen konnte. Ich begann mit pochendem Herzen zu wiederholen:

"Jetzt ist es schon erlaubt, erlaubt"

Sie erhob sich lächelnd und strahlend:

"Und man soll!" sagte sie augenzwinkernd und gleichsam die Zukunft mir ans Herz legend.

In diesem Augenblick wurden wir zum Frühstück gerufen. Ich hätte Messer und Gabeln aufessen können, ohne es zu merken.

(Fortsetzung in der nächsten Beilage.)

## Ausnahme-Gesetze gegen die Polen

Als im Jahre 1870 unter Bismarcks Führung der Kulturkampf ausgebrochen war, hatten die Polen, als treue Anhänger der katholischen Kirche, gegen welche Bismarcks giftige Pfeile sich richteten, sehr viel zu leiden. Der Kulturkampf verfolgte den Zweck, der katholischen Kirche, die nach dem Bibelwort, man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, ihre kirchlichen Verfügungen getroffen hatte, mit den Machtmitteln des Staates Fesseln anzulegen. Viele Hunderte polnisch-katholische Geistliche, an der Spitze der Erzbischof Ledochowski wurden ins Gefängnis geworfen, weil sie sich nicht dem Willen des „eisernen Kanzlers“ fü-

gen wollten. Preußens Wahndecken, deren Personifikation Bismarck war, gipfelten in dem Grundsatz: „Ich bin der Herr dein Gott u. s. w.“ Daß die polnisch-katholische Geistlichkeit sich trotzdem seinem Willen nicht beugte, entstand bei Bismarck großer Mergel darüber, und bei den Polen wurde durch sein Wüten gegen die katholische Kirche das Nationalgefühl, das Gefühl der Zusammengehörigkeit geweckt und gestärkt. Als Bismarck sah, daß die Polen fest entschlossen waren, ihren Glauben sogar mit dem Leben zu verteidigen, entschloß er sich, nachdem der Kulturkampf abgebrochen war, gegen die Polen, die seine Pläne bei der Durchführung des Kampfes durchkreuzt hatten, eine Ausnahme-gesetzgebung in die Wege zu leiten.

Alle diese Ausnahme-gesetze, die nur Preußens Haß- und Gewaltpolitik den wahren Stempel aufdrückten, erwiesen sich in der Bedrückung des polnischen Volkes als unzureichend; die Folgen dieses Barbarentums wandten sich in der Regel gegen die Bedrückten selbst; denn wer Haß ät, wird auch Haß ernten. Als man im Jahre 1886, die mit gewaltigen Mitteln ausgestattete Ansiedelungs-Kommission eingesetzt hatte, welche die polnischen Güter mit Steuermitteln, die also die Polen ebenfalls aufbringen mußten, auskaufen sollte, um die Polen möglichst landlos zu machen, erwies es sich, daß man gerade dadurch der deutschen Sache mehr schadete als nützte. Der polnische Grundbesitzer, der in Schulden geraten war, verkaufte unter günstigen Bedingungen seinen Besitz, um sich dafür, wie es vielfach vorgekommen ist, eine deutsche Besizung zu kaufen. Auf diese Weise drängte der polnische Grundbesitz den Deutschen zurück. Preußen merkte, daß es einen viel stärkeren Strich drehen mußte, um die Polen mehr in seiner Gewalt zu haben und es erging im Jahre 1904 das Ansiedelungs-gesetz über den Bau von Häusern pp. auf dem Grundbesitz. Dieses Gesetz war nur für den Polen bestimmt, um ihn aus seiner Heimat zu vertreiben, wenn er es nicht vorzog, mit seiner Familie im Freien zu wohnen. Daß Bauen von Wohnhäusern war nach diesem Gesetz von einer Erlaubnis des Bezirksausschusses abhängig; diese Bauerlaubnis konnte dem Polen verweigert werden, wenn er nicht in der Lage war, ein Zeugnis des Regierungspräsidenten seinem Gesuche beizufügen, in dem bescheinigt worden war, daß die neue Ansiedelung den Zielen des Ansiedelungs-gesetzes nicht zuwiderläuft.

Die Polen erhielten grundsätzlich keine Bauerlaubnis. Der Fall des Bauern Drzymala, der sich auf seinem Grundstück einen sogenannten Künstlerwagen errichtet hat, nachdem ihm die „hohe Baukommission“ von Wilhelms Gnaden die Bauerlaubnis nicht erteilt hatte, ist bekannt. Diese Kultur- und Moralmenschen ließen ihn nicht einmal in dieser, eines Menschen unwürdigen Behausung zur Ruhe, sondern stellten ihn vor die Notwendigkeit, entweder mit seiner Familie auf seinem Grundstück im Freien zu erfrieren, oder abzugiehen. Angesichts dieser ungerechten und unmenschlichen Behandlung und steten Drangsalierung, denen das polnische Volk ausgesetzt war, wurde das bis dahin noch nicht so sehr aufgeregte polnische Nationalbewußtsein immer stärker und der Wunsch, dieses harte unwürdige Los abzuschütteln, immer heißer. Vier Jahre ersann der preussische Haß eine neue Schandtat, womit das polnische Volk geknebelt werden sollte. Es war das berühmte Enteignungs-gesetz, der Gipfelpunkt des preussischen Polenhaßes, welches 1908 in Kraft getreten ist. Dieses Gesetz gestattet, ohne weiteres polnischen Besitz aus den bekannten politischen Gründen dem betreffenden polnischen Besitzer wegzunehmen. Man sieht, daß die deutsche Regierung bestrebt war, mit Hintansetzung der sittlichen Prinzipien das polnische Element gewaltam auszurotten; der verhasste deutsche Egoismus kannte nur das eigene „Ich“, jedes bessere sittliche Gefühl kannte er nicht; diesem deutschen Selbsthimmel sind Tausende von Polen



zum Opfer gefallen. Noch kurz vor Ausbruch des Krieges war man dabei, ein neues Ausnahmegesetz gegen das polnische Volk loszulassen, welches ihnen den Anlauf von Land unmöglich machen sollte. Infolge des Krieges jedoch konnte es nicht mehr verabschiedet werden. Außer diesen Ausnahmegesetzen, die sich auf Grund und Boden beziehen, sind noch eine Menge von Terrorisierungsparagraphen gegen das polnische Volk erlassen worden. Im Jahre 1815 versprach Friedrich Wilhelm III den Polen: „Jeder von Euch wird nach Maßgabe seiner Fähigkeiten zu allen öffentlichen Ämtern freien Zutritt haben“. Unter der Regierung des Hohenzollern Wilhelm I erschien ein Ministerialerlaß, der mit frecher Stirn dekretierte, daß kein preußischer Staatsbürger mit polnischer Muttersprache ein Staatsamt in der Ostmark bekleiden dürfe. Dieser Fall illustriert uns wieder die erhabenste Tugend der Hohenzollern, nämlich die erbliche Krankheit, ein feierlich gegebenes Königswort bei der ersten besten Gelegenheit zu brechen. Wir polnischsprechenden deutschen Untertanen waren also nicht fähig, irgend ein höheres Staatsamt zu bekleiden, sondern mußten uns von Beamten regieren und bevormunden lassen, denen die Regierung noch die sogenannte Ostmarkenzulage mit der Begründung zugesprochen hat, daß die Verhältnisse in den mit Polen bevölkerten Gebieten für die deutschen Beamten nicht besonders angenehm seien. — Diese deutschen hahnen Mänschenschaften genügen jedem polnischsprechenden Oberschlesier, um den richtigen Wahlzettel, den polnischen, bei der Wahl in die Urne zu werfen. Hat man uns gebraucht, wurden uns von der Regierung Versprechungen gemacht, die man wieder sofort fallen gelassen hat, wenn man sich der Gefahr entledigt hat. Darum Oberschlesier, mach die Augen auf, laß dich nicht mehr betören, denn gerade jetzt bietet das dich hassende Deutschland alles auf, um deine Stimme zu erlangen, hat es seinen Zweck erreicht, dann läßt es dich fallen! —

## Chopins Herz

Die Großstadt zerstört, verbrannt, Jaß und Wilu gewiß auf den Wällen gefallen! Sapriotstch, die getreue Seele, gewiß in den Händen fremder Schufte! Moskau befiehlt der Welt! O Gott, bist du da und rächst dich nicht? Oder bist du am Ende ein Moskowiter?

Es ist der Schmerzensschrei Chopins, niedergelegt in einer Buchstelle, die sich in einem Chopin-Archiv findet, er kommt aus seinem zornverkrampften Herzen, mitten auf einer westeuropäischen Konzerttournee, auf dem Wege nach Paris, nach München, überfällt ihn die Nachricht von der Schlacht in den Moskauer Straßen, von der Sklaverei seiner Heimat, von dem Fall Warschaus.

Man hat ihm zum Abschied von Warschau, nach dem letzten Konzert, einen Becher mit polnischer Erde mitgegeben, als Talisman, zur Erinnerung an die Heimat, oh, die Heimat ist ihm immer am Theater gewunden, das kleine Warschau mit seiner Kofetterie, mit ausländischer Musik, das kleine, ganz kleine französisierende polnische Paris. Aber nun, da es grausam zerstört wird, nieder bricht, blutet, fühlt er wieder die Heimat, sieht das Geburtshaus in Zelazowa Wola, auf dem Gute des Grafen Starbeck, wo sein Vater, der spätere Lehrer der französischen Sprache am Warschauer Lyzeum, Hofmeister war. Sieht seine Konservatoriumsklasse wieder, den Komponisten Elsner, seinen Freund Titus, Jaß und Wilu . . . „Auf den Wällen gefallen!“

Dieses Herz, das damals schmerzverkrampft zuckte, ruht in einer Urne in der Warschauer Heiligenkreuzkirche.

Am Fuße des Chopin-Denkmal. Man hat sein Herz, nachdem man ihn auf dem Pere Lachaise beigelegt, nach Warschau übergeführt. Nach der großen Totenfeier in der Madeleine, zu der „ganz Paris“ weinend mitzog, ganz Paris, denn Chopin war ja beinahe ein Pariser geworden. Beinahe. Aber den Becher mit der Handvoll polnischer Erde, die mit ihm durch die Musikstädte Europas gereist war, legte man auf sein Grab in Pere Lachaise. Und das Herz, Chopins Herz, trug man in den stillen Heiligenkreuzdom nach Warschau.

Die Fremden haben, wenn sie nach Warschau kamen, eine pietätvolle Stunde den Chopinerinnerungen gewidmet, vor dem Chopindenkmal Schlesingers und bei der Urne in der Heiligenkreuzkirche, beim Herzen Chopins.

Das Herz Chopins hat keine Ruhe gefunden. Es lag in Unruhe gebettet. Es verlor seine Heimat. Sein Königreich wurde von den Stürmen des Weltkrieges erschüttert. Das Herz eines Künstlers wurde von politischer Zerstörungswut heimgesucht, denn dieser Künstler war, wenn er auch der Welt gehörte, ein Pole. Und so blutete es immer frisch, aus neuem Schmerz.

Blutete es nicht eben jetzt wieder? Da die Moskowiter in die Schlösser Lazienki, in den zauberischen Garten einzubrechen drohten? . . . Nun ist Warschau, dessen Fall bereits verkündet wurde, gerettet worden. Chopins Herz kann in einer Kirche Frieden finden, den ewigen Frieden.

## Bundestreue

Es ist gab es zuckersüße Bilderchen auf denen Kaiser Franz Josef mit Wilhelm II. im Handdruck vereint waren. Die Unterschrift lautete:

„Deutschland, Oesterreich, Seit' an Seite,  
Oesterreich Deutschland treu gesellt,  
Steh'n geeint zum heil'gen Streite,  
Bieten Trotz der ganzen Welt,  
Geben sich das Kampfgeleite  
Von der Adria bis zum Belt.“

Jetzt heißt es anders: „Die altbekannte österreichische Saumseligkeit selbst in wichtigen Dingen hat es 1914 verschuldet, daß der von Deutschland aufs dringendste (vor Tische las man anders!) befürwortete Vermittelungsvorschlag Lord Grey's keine rechtzeitige Annahme erfuhr.“ (Schles. Ztg. 441.)

Damals also war man einmütig vereint, d. h. wenigstens äußerlich, und Lord Grey wurde wegen seines Friedensvorschlages mit den größten Schimpfworten belegt. Jetzt aber ist es aus mit der herrlichen Einmütigkeit. Wilhelm sitzt in Ammerongen und denkt über die Vergänglichkeit der irdischen Macht nach, Kaiser Franzens Reich ist endgültig zerfallen. Tempora mu-tan-tur . . .

## Was ein Weizenkorn kann

Man hat berechnet, daß ein Weizenkorn, wenn es im ersten Jahre fünfzig Körner albt, bei der zweiten Ernte bereits 2500 und bei der dritten 125000 Körner hervorbringt. Im 6. Jahre würden aus diesem Weizenkorn 15625 Mill. und im 12. Jahre 244 140 625 000 000 000 000 Körner hervorbringen. Ein Malter enthält ungefähr 20 478 240 Körner. Daher macht die wöhljährlge Vermehrung eines einzigen Weizenkornes 11 921 953 497 910 Malter aus. Nach dieser Rechnung kann ein einziges Weizenkorn schon nach 3 Jahren mehr als 320 Personen für eine Mahlzeit speisen.



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### An der Quelle

von Henryk Sienkiewicz.

(Fortsetzung.)

An nichts gewöhnt sich der Mensch so leicht, wie an das Glück. Alles, was da geschah, war eine einzige Reihe von Wundern, und zwei Tage später erschien mir als das Selbstverständlichsie von der Welt, daß Tola meine Braut war. Es kam mir vor, daß das so sein mußte, daß mir das gehörte, eben, weil sie niemand so geliebt, wie ich.

\* \* \*

Es ward endlich in der Stadt bekannt, daß ich verlobt sei, und die Gratulationen der Kollegen stellten sich ein. Ich fuhr mit Tola und den Eltern in die Umgegend, wo uns viele Personen sahen. Ich erinnere mich dieser Spazierfahrt ganz genau. Tola sah aus wie eine Zaubererscheinung, denn ihr durchsichtiger Teint erschien noch feiner gegenüber dem Dunkelbraun des Pelzes. Alle sahen sich nach uns um und bewunderten sie, einige meiner Bekannten standen wie festgenagelt da.

Außerhalb der Stadtshranken, an einer Reihe immer niedrigerer Häuschen vorbei, kamen wir endlich ins Freie. Auf den Feldern, zwischen den Rainen leuchtete das Wasser, in dem sich in breiten Streifen das Licht spiegelte. Die Wiesen waren ganz überflutet, die Haine standen entblättert da, aber es duftete schon der Frühling. Endlich kam die Dämmerung, mit der sich ein großer Friede über die Welt lagerte. Auch wir wurden von diesem umfaßt. Nach den erschütternden Eindrücken der vorangehenden Tage fühlte ich eine große und süße Befänstigung. Vor mir hatte ich das geliebte Antlitz Tolas, das rosig vom Winde war und von ruhigem Ernst in die Stille der Abenddämmerung hineinschaute.

Wir schwiegen beide und sahen uns gegenseitig nur von Zeit zu Zeit lächelnd an. Das erste Mal im Leben empfand ich, was vollkommen ungetrübtes Glück heißt. Da ich sehr jung war und noch wenig erlebt hatte, hatte ich sicherlich keine schweren Sünden auf dem Gewissen, aber wie jeder Mann hatte auch ich mein Bündel von Verirrungen, Lastern Schuld. In diesem Moment aber fiel mir die Last von der Brust. Ich fühlte keine Bitterkeit in mir, keinen Unwillen zu den Menschen, ich war bereit, jedem zu verzeihen, jedem beizustehen, mit einem Worte: ich fühlte mich gänzlich verjüngt, als hätte die Liebe, indem sie mir meine Seele nahm, die eines Engels in mich gegossen.

Und all dies darum, weil man mir zu lieben erlaubte

und dieses teure Wesen, das mir jetzt gegenüber saß, gab. Noch mehr, in diesem Wagen befanden sich jetzt vier Menschen, die aus demselben Grunde nicht nur unaussprechlich glücklich, sondern auch sittlich besser als früher waren. Alle Kleinlichkeiten dieser Welt, sündiger Ehrgeiz, niedrige Rücksichten alles das was das Leben herabwürdigt und bitter, was es blatt und heuchlerisch macht, hatten wir zusammen mit der früheren Bitterkeit und Bekümmernis abgeschüttelt. Kaum hatten Tolas Eltern diesem gesegneten Gast die Türen geöffnet, als unser Leben auch schon tiefer, weiter und höher wurde.

Deshalb konnte ich in der Seele nicht begreifen, warum die Menschen so häufig dieses einzige und höchste Glück des Lebens von sich stoßen.

Und noch häufiger verderben sie es mit eigenen Händen. Ich sagte mir: wer kennt diese Alltagsweisheiten nicht, die wie falsche Münzen unter der Menge kreisen, daß nämlich die Liebe altert, welkt, vergeht, verschwindet und dann nur noch die Gewohnheit das einzige Band zwischen Mann und Weib bildet. Ich kann beweisen, daß dieses Gesetz ausschließlich auf dumme oder niedrige Naturen paßt. Es gibt erlesene Seelen, die sich ihm entziehen können; ich bin selbst solchen im Leben begegnet, ich will und werde zu ihnen gehören. Wenn diese Flamme mich heute so glücklich macht, so ist es ja meine erste Pflicht, Sache des einfachsten Egoismus: sie nicht zu löschen, die Zukunft nicht kleiner werden zu lassen. Diese Zukunft also fordere ich heraus sie hat Zeit und ich habe meine Liebe und meine Liebe und meinen guten Willen. Mit Tola leben und aufhören sie zu lieben? — Wir wollen sehen!

Plötzlich überkam mich eine unüberwindliche Lust, dieses Leben so rasch als möglich zu beginnen. Ich wußte, daß die Sitte sich dem widersetzt, daß ein junges Paar erst nach Ablauf vieler Wochen oder gar Monate nach der Verlobung getraut werde. Aber ich bedachte, daß ich mit besonders nachsichtigen Leuten zu tun hatte. Uebrigens war ich überzeugt, daß Tola mir helfen würde, und beschloß, sie in der Sache einzuweihen.

Als wir wieder zu Hause und allein waren, gestand ich ihr mein Vorhaben. Sie hörte mit Freuden zu. Ich bemerkte, daß nicht nur das Projekt allein, sondern auch die Beratung, die den Reiz einer Verschwörung zweier Verliebten hatte, sie in Entzücken versetzte. Zuweilen hatte sie die Miene eines Kindes, dem man verspricht, daß eine außerordentliche Belustigung, die bevorsteht, bald stattfinden wird, und sie konnte sich nicht enthalten, im Zimmer umherzutanzten. Aber an diesem Abend erwähnten wir nichts davon, dagegen erzählte ich beim Thee von meinen Hoffnungen für die Zukunft und den Wegen, die sich vor mir aufthaten. Die Eltern hörten mir mit einer Miene, als wären diese Hoffnungen schon erfüllt, zu. Wenn ich



hätte annehmen können, daß diese Menschen von taubenhafter Schlichtheit etwas aus Berechnung tun, mußte ich anerkennen, daß dies die beste Diplomatie gewesen wäre, denn als ich ihr Vertrauen und ihren Glauben sah, sagte ich mir: Euch werde ich keine Enttäuschung bereiten, und mußte ich meinen Kopf hergeben.

Ich entfernte mich spät. Tola begleitete mich und noch im Vorzimmer wiederholte sie halblaut:

„Gut, gut! Wozu das Zögern? Das lieb ich nicht. Sehr gut! Gute Nacht! Ich fürchte bloß Mama, Mama wird nämlich wegen der Aussteuer Schwierigkeiten machen.“

Ich verstand in der That nicht recht, wozu man diese Aussteuer eigentlich macht, da doch junge Damen auch als Mädchen einen gewissen Vorrat an Kleidern haben müssen. Andererseits aber machten mich alle Worte dieser Art, wie Aussteuer, im hohen Grade glücklich, da sie bestätigten, daß ich nicht träumte, sondern in Wirklichkeit Tola heiratete. Auf dem Heimwege wiederholte ich unaufhörlich: Aussteuer, Aussteuer! Ich sah nicht ein, wie darüber ernste Hindernisse entstehen können. Mit den Augen der Seele sah ich eine ganze Menge heller, bunter, dunkler Kleidchen, und in jedes einzelne von ihnen war ich verliebt. Es kam mir in den Sinn, daß auch ich mich zu Tolas Empfang etwas besser einrichten mußte. Dieser Gedanke gewährte mir in den Sinn, daß auch ich mich zu Tolas Empfang gleichwohl beschloß ich, alles so schnell als möglich herzurichten. In der Nacht konnte ich nicht einschlafen, ich hatte den Kopf von Kleidern, Schränkchen, Tischchen, Sesseln usw. voll. Früher schlief ich nicht vor Kummer, jetzt nicht vor Glückseligkeit.

\* \* \*

Tags darauf ging ich zum Tischler. Gleich verstand er, was ich von ihm wollte. Er zeigte mir verschiedene Möbelstücke, bei deren Anblick ich mein künftiges Zusammenleben mit Tola lebhaftig vor mir sah. Das alles wußte ich ja schon früher, aber das Herz pochte mir doch. Der Tischler riet, die Wände malen zu lassen, denn Papiertapeten müßten zu lange trocknen. Dieser gefällige Mann versprach, sich gegen eine entsprechende Belohnung damit zu befassen.

Von ihm ging ich zu zwei Kollegen, mit denen ich sehr befreundet bin, um sie zu bitten, Brautführer zu sein. Von meiner Familie hatte ich keine lebendige Seele. Ihre Glückwünsche und Umarmungen vermischten sich in meinem Kopfe mit anderen Eindrücken, und es entstand ein wahres Chaos.

Ich fand Tola im Salon. Kaum vermochte ich ihre Hand zu küssen, als sie sich auf die Behen stellte und mir ins Ohr flüsterte:

„Sie haben eingewilligt!“

Der letzte Schatten meines Glücks verschwand. Von Tola ging ein Gefühl der Freude wie ein Lichtstrahl aus. Wir begannen Arm in Arm im Zimmer auf- und ab zu gehen. Sie erzählte mir, wie alles kam.

„Mama sagte anfangs, es wäre nicht möglich, dann: „Du ahnst gar nicht, wie unziemlich es für ein junges Mädchen ist, die Hochzeit beschleunigen zu wollen. . .“ Ich antwortete, daß wir beide sie beschleunigen wollen. Mama begann die Augen jedesmal zur Decke zu erheben und die Achseln zu zucken, und Papa zog mich lachend an sich, küßte mich auf den Kopf und sogar auf die Hand, Mama aber sagte: „Du warst immer dem Mädel gegenüber zu nachsichtig, und doch muß man ein wenig auf die Welt Rücksicht nehmen.“

Papa antwortete: „Ach, was, Welt! Die Welt wird Ihnen kein Glück geben, sondern selbst werden sie sich

nehmen; wir haben ohnehin alles der Welt zum Bosse gemacht, mag es nun bis ans Ende so sein. Jetzt ist Fastenzeit — aber nach den Feiertagen können sie in Gottes Namen heiraten, die Aussteuer kann nachher fertig werden.“

Mama gab nach, denn Papa behielt seinen Willen immer. Sie werden gewiß auch so sein! Ich begann Mama so zu umarmen, daß ich sie nicht zu Worte kommen ließ. Erst dann wiederholte sie: „Immer verrückt!“ aber schließlich bekam ich meinen Willen. Sind Sie zufrieden?“

Ich war sehr verliebt, aber so schlichtern, daß ich mich bis dahin niemals getraut hatte, sie in die Arme zu schließen. Jetzt zum erstenmal wollte ich sie umfassen, aber sie entwand sich mir leicht und sagte:

„Es ist so angenehm Arm in Arm — wie artige Kinder umherzugehen.“

Und wir spazierten weiter auf und ab. Ich sagte ihr, daß ich bereits an eine Wohnung gedacht und die Wände ausmalen ließ, nicht in Gelb, sondern mit einer anderen Farbe, die der Oelfarbe sehr ähnlich ist und den Vorteil hat, daß sie schnell trocknet. Tola wiederholte: „Schnell trocknet,“ und ohne zu wissen warum, begannen wir beide zu lachen, wahrscheinlich, weil die gemeinsame Freude sich nur auf diese Weise Luft machen konnte. Wir beschloßen, daß der kleine Salon in Rot zu halten sei, denn obgleich das gewöhnlich ist, so heben sich doch die Bilder auf rotem Hintergrunde besser ab. Das Speisezimmer sollte in hellgrünen Racheeln gehalten sein und wie Hayence aussehen. Über die übrigen konnten wir nichts beschließen, denn Tolas Schuh löste sich und sie lief in das nächste Zimmer, um ihn zusammenzuschütren.

Nach einer Weile kehrte sie mit dem Vater zurück, der mich einen Brautkopf und Tartar schalt, aber zugleich versprach, daß die Hochzeit am Dienstag nach Osters stattfinden sollte.

\* \* \*

In den ersten Tagen war unsere Liebe voller Nährung; Tola hatte fortwährend Tränen in den Augen: nachher erblickte sie fröhlich, wie die Blume im Frühling. Jetzt lachten wir ganze Tage.

Da die Osterfeiertage diesmal spät fielen, war es Frühling in der Welt geworden. Die Bäume standen in voller Blüte. Vor der Karwoche stattete ich in Begleitung Tolas und ihrer Eltern Pflichtbesuche ab. Man belohnte mich überall neugierig, so daß es mir zuweilen unangenehm wurde. Einige der älteren Damen führten bei meinem Anblick das Vorgnon an die Augen. Aber diese Besuche mußten eben gemacht werden. Tola, frisch und lustig wie ein Vogel, lohnte sie mir hundertfach.

Ich überwachte das Ausmalen der Zimmer selbst. Dank dem guten Wetter trocknete alles im Fluge. Das Schlafzimmer ließ ich rosafarben anstreichen.

Mit jedem Tage liebte ich Tola mehr. Jetzt war ich sicher, daß wenn sie sich auch veränderte, beispielsweise sogar häßlich werden würde, ich mir sagen würde: Mir ist ein Unglück widerfahren; aber sie zu lieben, würde ich nicht aufhören. In diesem Zustande gibt sich der Mann dem geliebten Weibe so hin, daß er nicht mehr weiß, wo sein eigenes Ich aufhört.

Oftmals spielten wir, zusammen wie die Kinder, bisweilen neckten wir uns. Wenn ich des Morgens kam und sie allein fand, begann ich mich im Zimmer umzusehen, als erblicke ich sie nicht, suchte und fragte: „Befindet sich hier nicht jemand, der verliebt ist?“ — und sie blickte ebenfalls in die Winkel umher, schüttelte ihr Blondköpfchen und antwortete: „Scheint nicht.“ — „Und dieses Fräulein



lein?" — „Dieses vielleicht ein bißchen.“ Nach einer Weile fügte sie flüsternd hinzu: „Nein, vielleicht sehr.“

Ein neues Gefühl hatte sich jetzt in meine Liebe eingeflochten. Nicht nur, daß ich Tola liebte, ich hatte sie auch gern. Ich konnte ihre Gesellschaft einfach nicht entbehren. Ganze Stunden konnte ich mit ihr in einem Gespräch über nichtige Dinge zubringen. Zuweilen sprachen wir auch ernst über unsere Zukunft, obwohl ich im allgemeinen jede Abhandlung und Theorie über die Ehe, wie sie sein soll, vermied. Ich dachte mir, wozu sollte ich das, was von selbst aus der Liebe entspringen muß, in starre Formeln fassen. Es ist nicht nötig den Blumen Vorträge zu halten darüber, wie man blüht.

Karfreitag ging still und düster dahin. Draußen war Nebel und ein feiner Regen ging nieder. Ich ging mit Tola und den Eltern auf das hl. Grab, und jeder legte was er konnte, auf die Teller der Almosenpflegerinnen. Tola in ihrer dunklen Kleidung, wohlgenut, aber ruhig und ernst, war so schön wie nie zuvor. Zuweilen in der Dämmerung der Kirche oder beim Glanz der Kerzen hatte sie ein fast engelhaftes Gesicht. An jenem Tage erkältete sie sich leicht und ich lief in alle Handlungen, um alten Malaga zu kaufen, den ihr jemand angeraten hatte.

Die Feiertage verbrachte ich bei Tolas Eltern. Da keiner von meiner Familie lebte, verstand ich jetzt zum ersten mal, was es heißt, Waisen, die uns teuer, und denen auch wir teuer sind, zu besitzen. Am zweiten Feiertage war schon vollständiger Frühling.

Mit meinem Hause war ich noch vor dem Feste so ziemlich ins Reine gekommen. Das Gärtlein begann zu grünen, die alten Kirschbäume erblühten.

Ebenso erschien noch vor den Feiertagen meine Doktor-dissertation über die Neuplatoniker. Tola machte sich daran, sie zu lesen; das arme Ding blinzelte mit den Augen, drehte das Köpfchen, laß aber schon aus Pflichtgefühl.

Und nun drängen sich mir Erinnerungen in den Kopf — nein eher Bilder — unserer Trauung, verwirrt, ungeordnet, voller einzelner Eindrücke, etwas fieberhaft. Ich sehe überall eine Fülle von Blumen; auf den Treppen und in den Zimmern. Im ganzen Hause ein Hin- und Herlaufen. Gäste kommen, viele fremde oder wenig bekannte Gesichter. Im Salon Tola — ganz weiß gekleidet von einem Schleier umwallt — schön, wie eine Trauererscheinung, aber gewissermaßen anders als gewöhnlich feierlicher, als wäre sie mir weniger nahe. Es blieb in mir der Eindruck der Eile und Unruhe zurück. Alles was nach der Fahrt in die Kirche geschah, erscheint mir in verwirrten Bildern: die Kirche, der Altar, die Kerzen beim Altar, zu beiden Seiten die hellen Toiletten der Damen, neugierige Blicke, Geflüster. Ich kniete neben Tola beim Altar, wir reichten uns die Hände wie zum Gruß, und dann ertönten unsere Stimmen, die ganz fremd klangen: „Ich nehme dich“ . . . usw. Ich höre noch jetzt die Orgel und den hallenden Gesang, der gleich einem Springbrunnen plötzlich auf dem Chor hervorsprudelte: „Veni Creator!“ . . . An den Ausgang aus der Kirche erinnere ich mich nicht mehr genau, und von der Hochzeit sind mir der Segen der Eltern und das Hochzeitmahl im Gedächtnis nur zurückgeblieben. Tola saß neben mir und ich erinnere mich, daß sie jedesmal die Hände zu den Wangen erhob, die sie sehr brannten. Durch die Blumensträuße bemerkte ich verschiedene Gesichter, die ich heute nicht wiedererkennen würde. Man trank auf unser Wohl mit Gläsergeklirr und großem Geräusch. Gegen Mitternacht führte ich meine Gattin in mein Heim.

Immer wird mir in Erinnerung bleiben, wie auf diesem Heimweg ihr Haupt an meinen Arm gelehnt war und ihr nach Veilchen riechender weißer Schleier flatterte.

Nächsten Morgen erwartete ich sie mit dem Thee im Speisezimmer. Sie kleidete sich an und ging durch die andere Thür in den Garten, denn ich erblickte sie durchs Fenster auf dem Hintergrunde der blühenden Kirschbäume. Ich eilte ihr nach, aber sie wandte sich um und verbarg den Kopf hinter einem Stamm, wie um sich vor mir zu verstecken.

Ich hielt es für einen Scherz, trat leise an sie heran, faßte sie um die Taille und rief:

„Guten Morgen! Wer verbirgt sich da vor dem Mann? Was machst du hier?“

Da bemerkte ich, daß sie wirklich rot wurde, meinen Blick mied und sich im Ernst von mir abwandte.

„Was ist dir, Tola?“ fragte ich.

„Ich . . . ich merke da, wie der Wind die Blüten von den Kirschbäumen schüttelt.“

„Mag er sie forttragen, wenn du nur mit bleibst!“ antwortete ich.

Und ich neigte ihr Gesicht zu dem meinigen herüber, sie aber begann mit geschlossenen Augen zu flüstern:

„Sieh mich nicht an, geh . . .“

Gleichzeitig aber streckte sie mir ihre Lippen fast leidenschaftlich entgegen und ich saugte mich fest an sie.

Der Wind streute weiße Blüten über unsere Häupter.

Als ich erwachte, sah ich die nackten Wände meiner Stube. Ich hatte den Typhus, und zwar schweren. Zwei Wochen lang lag ich bewusstlos in fieberhafter Krankheit. Doch zuweilen ist eine solche Krankheit auch eine Gnade Gottes.

Als ich zu mir kam, erfuhr ich, daß Fräulein Antonia mit ihren Eltern nach Benedig abgereist war.

Ich aber, einsam wie früher, will mit einem vielleicht seltsam schenenden Bekenntnis schließen. Ich war nämlich in meinen Phantasien so unendlich glücklich, obwohl ich nur deswegen zu schreiben begann, damit mir jene Ironie des Lebens nicht verloren gehe, und ich diese Erinnerungen ohne Bitterkeit in dem früheren Glauben schließe, daß von allen Quellen des Glückes die, aus der ich in meiner fieberhaften Krankheit getrunken, die reinste und edelste ist.

Ein Leben, das die Liebe nicht einmal im Traum berührt, — ein solches Leben ist noch schlimmer.

## Eine dreiwöchentliche Urlaubsreise durch Oberschlesien

von S. Tyngns.

(Fortsetzung: siehe Nr. 182 der Kreuzburger Zeitung.)

### Eichendorffs historische Mühle.

In einem kühlen Grunde  
Da ging ein Mühlenrad  
Mein Viehchen ist verschwunden  
Das dort gewohnt hat . . .



Brächtvoll erklangen die Volkslieder Eichendorfs, vorgetragen von den vereinigten Arbeiterchören im Volkshaus zu Ratibor. Ueberhaupt Eichendorf! Welch ein herrlicher Sänger von Flur und Feld, vom „deutschen“ Wald. Im ersten Kriegsjahre las man in allen größeren Tageszeitungen von dem Brande, welcher das Anwesen der historischen Mühle in der Nähe von Schloß Lubowitz, dem Geburtsort des hervorragenden Dichters, heimgesucht hatte. Der kulturhistorische Verein Deutschlands hatte hierbei die Absicht kundgetan, die unversehrte alte Mühle, welche Eichendorf als Vorlage zu seinem berühmten Gedicht gedient hatte, von dem derzeitigen Besitzer als Kulturdenkmal aufzukaufen. Da mir in Ratibor allseitig versichert wurde, die Umgebung sei urdeutsch (der Name Mitzka garantierte schon allein) so war es bei mir ausgemachte Sache, diese historische Eichendorfmühle, in dem des deutschen Dichters „Liebchen gewohnt“ hat, liege bestimmt in einem echt deutschen lieblichen Tale. „Ueberzeugung macht wahr“ denke ich und beschließe, am andern Morgen diese vielbesungene Mühle aufzusuchen, zumal mir versichert wurde, dieselbe müsse sich da irgendwo hinter Altendorf in der Nähe von Niedane befinden. Unterwegs versuche ich mir von Eichendorf, welcher in letzter Zeit besonders stark als „Oberschlesier“ geprägt wird, ein anschauliches Bild zu machen. Nach etwa einstündigem Marsch frage ich ein daherkommendes altes Mütterchen erst deutsch, dann polnisch nach der historischen Mühle. „Nach Mille? Aha! Do mlyna? tu!“ Ihr Krückstock weist nach einer unweit gelegenen Windmühle. Mütterchen humpelt kopfschüttelnd weiter. Sie mag mich für einen Mehlschieber gehalten haben. Etwas weiter lasse ich mich mit einem Landmann in ein Gespräch ein, polnisch natürlich, anders tutz der Brave nicht. „Sehen Sie da, lieber Herr,“ meinte der Bauer, „rechts und links der Chaussee bis hinauf ins Koselsche hinein, alles dies schöne fruchtbare Land, gehört unserm Herrn, dem Herzog von Ratibor. Und hier diese inselartig, er sandigen, zerklüfteten Stücke gehören — uns Bauern. Aber es muß einmal anders werden. Laßt erst einmal . . .

Hier brach mein guter Mann mit einem vellsagenden Blick ab. „Historische Mühle? hm! Eine alte Wassermühle liegt da bei Brzenica, etwa 1 Stunde von hier; ob Sie die meinen?“ Ich danke und besand mich nach etwa 1¼ Stunde Wegs vor einer Ortstafel, die mir den Eintritt in „Gmina Brzeznic (Gemeinde Brzeznic)“ ankündigte. Mitten im Dorfe frage ich spielende Kinder und auch Erwachsene. Niemand weiß etwas. Ein kleiner Auslauf bildet sich. Endlich kommt jemand, der etwas weiß. Anscheinend der Herr Lehrer. Nach etwa zehn Minuten befinde ich mich an der denkwürdigen Mühle. Einige Zimmerleute behauern neue Balken für Haus und Stallung und erklären mir auf meine verwunderte Frage ob des geringen historischen Interesses, Eichendorf sei ein **deutscher**, niemals aber **ihr** Dichter gewesen. Er habe weder unser Volk besungen noch irgendwelche Fühlung mit dem eingeborenen Volke gehabt. Die Familie des Mühlenbesizers mit dem echt deutsch klingenden Namen Kiszka verwahre sich aufs nachdrücklichste, als habe Eichendorf irgendwelche traute Beziehungen zur Mühle gehabt. Die Ortsbewohner sind ebenso wie die gesamten Landsleute der Umgegend polnisch gesinnt und Eichendorf lebte und wirkte inselartig als deutscher Mann mitten in der polnischen Flut. Gewiß gibt es auch hier einen Verein heimat-treuer Oberschlesier, derselbe hat jedoch etwa nur 7—8 Mitglieder, von denen noch etwa die Hälfte untreu werden dürfte. Nun verstand ich vollauf! Ich verstand auch, warum ich nicht einmal eine Ansichtskarte dieser echt deutschen historischen Eichendorfmühle im Orte zu kaufen bekam. Eichendorf war ein deutscher, niemals aber ein ober-schlesischer Dichter. Auf dem Nachhausewege überlegte ich, wie

unendlich viel mehr Verdienste um unser Volk der Leibarzt Dr. Roger, ein geborener Württemberger, sich damit erworben hat, daß er die Landessprache vollkommen erlernte und einige hundert polnische Lieder und Gedichte dem polnischen Volke ablauschte, übersezte und sie der Nachwelt überließ.

(Fortsetzung folgt.)

### Das Geheimnis der Sphinx.

Neben den Pyramiden von Gizeh steht bekanntlich die ganz aus dem Felsen herausgehauene Riesenstatue der Sphinx, ein Löwe mit dem Kopf eines Menschen, der die Züge des Pharaonen Chefren trägt. Schon immer vermutete man, daß diese Kolossalstatue nicht massiv sei, vielmehr Gemächer enthalte. Jedoch erst der Professor Reisner von der Harvard-Universität entdeckte oben auf dem Kopf der Sphinx ein völlig von Sand verschüttetes Loch.

Dem Gelehrten gelang es nach mühseligen Grabungen, in das Innere der 20 Meter hohen Figur einzudringen. Er entdeckte einen Tempel mit einer Statue des Königs Mona. Dieser Tempel ist durch einen langen Gang mit einem Gemach verbunden, das sich in einem der Vorderfüße befindet. Auch viele kostbare heilige Gefäße wurden gefunden. Professor Reisner hat bisher Kopf, Brust und Vorderfüße der Sphinx untersucht. Die Grabungen sollen jetzt fortgesetzt werden.

### Zwölf indische Ehegebote.

Für eine Frau gibt es auf Erden keinen anderen Gott als ihren Mann. — Wenn der Mann noch so abstoßend, häßlich und brutal ist, ja sogar all sein Gut verschwendet, so soll doch das ganze Denken und Trachten der Gattin darauf gerichtet sein, ihn als ihren Herr und Meister, als ihren Gott zu behandeln. — Was als Frau geboren ist, ist zum Gehorsam geboren. Als Mädchen soll sie sich vor ihrem Vater beugen, als Frau vor ihrem Mann, als Witwe vor ihren Kindern. — Jede verheiratete Frau soll es peinlich vermeiden, Männern, die mit geistigen und körperlichen Vorzügen ausgestattet sind, die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. — Eine Frau soll sich niemals erlauben, sich mit ihrem Mann an denselben Tisch zu setzen, sondern sie soll eine Ehre darin setzen, das Essen zu dürfen, was er übrig läßt. — Wenn ihr Mann lacht, soll sie auch lachen, und sie soll weinen, wenn er auch weint. — Jede Frau soll, in welcher sozialen Stellung sie auch sei, mit eigener Hand ihres Mannes Leibgerichte zubereiten. — Um seinen Augen zu gefallen, soll sie sich in reinem Wasser waschen, in Safranwasser, soll ihre Haare kämmen und salben und ein rotes Zeichen auf die Stirn malen. — Wenn ihr Gatte fern ist, so soll sie fasten, auf dem Boden schlafen und allen Schmuck ablegen. — Wenn ihr Gatte heimkommt, so gehe sie ihm jubelnd entgegen und lege ihm Rechenschaft ab über ihr Betragen, ihre Worte und ihre Gedanken. — Ueberhäuft er sie mit Vorwürfen und harten Worten, so soll sie ihm für seine Nachsicht danken. — Schlägt er sie, so soll sie die Züchtigung geduldig entgegennehmen, sie soll seine Hand küssen und ihn um Verzeihung bitten, daß sie seinen Zorn erregt hat. — Ein Glück, daß diese Gebote für **i n d i s c h e** Ehefrauen sind!

### Der neue Reichtum

Ein Schuster, der ein Viertel vom großen Los in der sächsischen Lotterie gewonnen hatte, frug seinen Barbier, der „ein feiner Junge war“, wie er sich nun, da er soviel Geld besitze, in noblen Gesellschaften zu benehmen habe, worauf ihm der Barbier erwiderte: „Zieh' änn schwarzen Rock an.“



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Noch ist Polen nicht verloren

Noch ist Polen nicht verloren.  
In uns lebt sein Glück,  
Was an Ohnmacht ging verloren,  
Bringt das Schwert zurück.  
Kosciuszko führet uns,  
Schon entbrennt des Kampfes Hitze,  
Polen macht sich frei,  
Bricht die Tyrannei.

Gzaar hat's blut'ge Schwert gezogen,  
Schon fließt Polenblut.  
Doch sie sind zum Kampf geflogen,  
Sieg und Tod ihr Mut.  
Kosciuszko führet uns,  
Schon entbrennt des Kampfes Hitze,  
Polen macht sich frei,  
Bricht die Tyrannei.

Wo sind die gepries'nen Horden  
Die der Welt gebräut?  
Polenblut ist heiß geworden,  
Daß es sie nicht scheut.  
Kosciuszko führet uns,  
Schon entbrennt des Kampfes Hitze,  
Polen macht sich frei,  
Von der Tyrannei.

Weißer Adler, Teurer, fliege  
Deinen Flug voll Ruhm,  
Dann wird unser Land durch Siege  
Freiheits. — Heiligtum.  
Kosciuszko führet uns,  
Schon entbrennt des Kampfes Hitze,  
Polen macht sich frei,  
Von der Tyrannei.

Aus den Polenliedern deutscher Dichter. (Entstanden 1831.)

### Im Gewittersturm

Von Josef Weyssenhoff

Pfarrer Wiskinski gelang es noch vor Ausbruch der Nacht aus der Stadt in seinen behaglichen Pfarrhof heim zukehren. Jetzt trank er seinen Tee und berichtete seiner Wirtschaftlerin, der Martinsbäuerin, über die Ergebnisse seiner Expedition:

„Die Fuchsstute habe ich wieder zurückgebracht, weil es auf dem ganzen Jahrmarkt keinen zweiten solchen prächtigen Gaul gegeben hat. Einen passenden dazu zu finden war ganz unmöglich, — ihn zu verkaufen wäre schade. Dagegen habe ich den Wagen glänzend eingetauscht.“

„Alles zusammen, kurz und gut, Hochwürden haben zugezahlt?“

„Ja, wie wollt Ihr denn, Wirtschaftlerin, daß mir jemand für den halbzertümmerten Wagen einen neuen geben und noch etwas drauf zahlen sollte?“

„Das meine ich nicht — nur war der alte geräumiger und die Reparatur im Frühling hat dreißig Rubel gekostet. Die Fuchsstute das ganze Jahr auf Hafer halten und dazu die zwei Zugpferde, was kostet das alles? Was glauben wohl Hochwürden?“

„Hört doch auf. Der Pfarrer muß als Gottesbeamter auch auf äußerlichen Prunk etwas geben. — Und der Zwieback, der hat schon vom Schrank angezogen, — schaut nur einmal her.“

Die Wirtschaftlerin, eine kräftige, reinliche vierzigjährige Frau, errötete bis an die Haarwurzeln. Dann nahm sie das Körbchen mit dem Gebäck vom Tische, hielt es unter die technisch geschulte Nase und sagte:

„Vom Schrank hat er nicht angezogen, weil der Schrank rein ist wie Glas; aber nach der Schachtel von der Frau Drosdowski riecht er, welche da mit der Kirchenwäsche geschickt wurde. Hochwürden ließen sie aufheben, weil sie lozulagen aus Holz und aut verschleißbar ist, und die recht ja nach irgend einem Bism und stinkt, wo man sie nur hintut.“

„Stellt die Schachtel auf den Schrank“, sagte Hochwürden lächelnd.

„Meinetwegen . . .“

Die Wirtschaftlerin verließ das Zimmer, um sofort diese Aenderung in der so musterhaft eingerichteten Wirtschaft durchzuführen, wo schon jeder ungehörige Geruch störte wie eine falsche Note im Konzert.

Der Priester trank den duftenden Tee und atmete die Schwüle der Sommernacht, die durch das offene Fenster hereindrang.

Der Pfarrhof stand auf einer Anhöhe, die Fenster des kleinen Salons blickten in die höheren Lustlichter, in das jetzt leere und geheimnisvolle Reich des Vogel-



flugs. Im Schlaf atmete die Nacht mit kurzen, fieberhaften, pfeifenden Zügen.

Die Wirtschafterin kam in rachsüchtiger Stimmung wieder; es kränkte sie, daß man sie wegen des kleinen Mangels in ihrer Meisterschaft überführt hatte. Sie wahrte jedoch den Schein der Gutmütigkeit.

„Wie Hochwürden auf dem Jahrmarkt waren, da hatten wir also Gäste im Pfarrhof. Die Gendarmen waren da.“

„Schon wieder?!“ Der Priester verzog das Gesicht, als hätte er eine Fliege mit dem Tee heruntergeschluckt. „Was wollten sie?“

„Weiß ich's? . . . Sie sagten, nächster Tage kämen sie wieder.“

Sobald die Wirtschafterin jedoch merkte, daß die Neugier auf den Pfarrer niederschmetternd gewirkt hatte, daß er sogar das Stüchchen geräuchertes Fleisch, das er gerade zum Munde führen wollte, weglegte, dachte sie nicht mehr an ihre persönliche Rache und versuchte ihn zu beruhigen.

„Aber Hochwürden, die sind ja auch nur wie andere Leute im Dienst. Sie machen sich wichtig, um zu zeigen, daß sie überhaupt etwas tun. Tee hab ich ihnen gegeben, — da bedankten sie sich wie gewöhnliche Reisende.“

„Fragten sie nach etwas? Wie?“

„Sie sagten nur, sie hätten eine Angelegenheit an die Kirchenbücher und die Taufscheine.“

„Die Taufscheine hab' ich in größter Ordnung; keine Illegalitäten . . .“ dachte der Priester eine Weile; sein Gesicht heiterte sich auf, und er aß jetzt das Geräucherte.

Die Wirtschafterin blickte jetzt schon mit ungeteiltem Ergötzen auf ihren rosig gemästeten Pfarrer. Als ihr aber der parfümierte Zwieback wieder in den Sinn kam, entschuldigte sie sich sogleich:

„In diesem Jahre, da gibt jedes Ding, Hochwürden, einen kräftigeren Duft von sich. Die andauernde Hitze, die fortwährenden Gewitter . . . Da, wieder zieht eins auf.“

„Eh! Was erzählt Ihr da . . .“ Der Priester verzog wieder das Gesicht, „das Wetter war heiter, als ich zurückkehrte, und jetzt regt sich sogar ein Lüftchen.“

„Sehen Hochwürden nur hinaus, was für eine Wolke dort vom Westen herbeifliegt.“

Rasch näherte sich der Pfarrer dem Fenster und blickte hinaus. Eine große Dunkelheit verdichtete sich gen Westen und ballte sich dort zusammen wie Rauchwolken und verfolgte die letzten Sterne am Himmel. Das unheilvolle Gelächter der Blitze verscheuchte jeden Zweifel.

Nervös trat der Priester zurück und bekreuzigte sich.

„Fenster schließen! Fenster schließen!“ rief er mit gebrochener Stimme, die einem kräftigen, dreißigjährigen Manne gewiß nicht ziemte.

„Wird gemacht, wird schon gemacht; es ist ja noch weit . . .“ erwiderte die Wirtschafterin ohne die geringste Erregung. Sie schloß beide Fenster im Salon und ging hinaus, um die anderen Dessumungen des Hauses zu verwahren.

Unruhig auf und ab gehend, schielte der Priester zu den Fenstern hinüber, — vielleicht zog es doch seitwärts vorbei — aber die leisen, gespenstischen Blitze krampften ihm immer öfter das Herz zusammen, und von fernher begann der Donner zu rollen wie das Poltern von hundert Wagen über holpriges Pflaster, das von einem bestürmenden Krachen unterbrochen wird.

Ein schweres Gewitter zog herauf. Die häufigen Blitze ließen einen fahlen Tag aufsteigen, und in dieser angsterfüllten Dämmerung sah man weit hinein ins Land, denn das Haus stand auf einer Anhöhe, höher noch als die Kirche, an der Felsenkluft einer Schlucht. Die Schlucht

verbreitete sich zur Landstraße, und die beiden Abhänge zu ihren Seiten waren mit dunklen Hütten wie mit einem Rudel lauernder Tiere bedeckt; sich von den Bergen auf den Grund der Schlucht schleichend, lauerten sie in verschiedenen Höhenstufen. Die Gegend war hügelig; sie grenzte an Galizien.

Der Pfarrhof bereitete sich vor wie zur Abwehr einer Belagerung. Die Wirtschafterin kam wieder, an den Schlüsseln schon das Hauptwerkzeug der Verteidigung tragend, das Voretzoglöckchen, und sein silbernes, Gewitter bannendes Stimmchen mengte sich unter das falsch tönende Klirren der alten Eisenklüssel. Sich so zu schaffen machend, schien die Wirtschafterin mit etwas Wichtigem und zugleich auch ausgesprochen Lustigem beschäftigt zu sein.

Sie sprang ans Fenster.

„Schauen doch Hochwürden einmal hinaus, wie die Lehmhütten zu uns herüber blinzeln, wenn es blitzt! Und die Linden an der Kirche sehen aus wie aus Silber! Am wunderbarsten sieht doch schon unser Dorf nachts während eines Gewitters aus, — wie illuminiert!“

„Redet keinen Unsinn, Wirtschafterin! Ein Gewitter bedeutet immer Gottes Zorn. — Ist das Haupttor auch geschlossen? Auch das Tor vom Gehöft? Zieht es nicht im Flur?“

„Alles ist geschlossen, Hochwürden, sogar das Tor von der Umzäunung. Selbst wenn man Hochwürden zu einem Kranken holen wollte, würde kein Mensch Einlaß finden, bei diesem Getöse noch dazu. — Da, schon wieder . . .“

Der Priester zuckte bei jedem Blitz und bei jedem Donner zusammen und zeichnete, da er sich nicht andauernd bekreuzigen wollte, mit der unter der Soutane versteckten Hand kleine Kreuze in der Gegend des Herzens. Die Wirtschafterin blickte ihm gutmütig zu, mit einem kleinen Anflug von Ironie. Pfarrer Wilinski suchte nach irgend einem Antidotum gegen seinen physischen Abscheu vor Gewittern, dessen er sich schämte, jedoch nicht Herr werden konnte.

Er versuchte sich zu ärgern.

„Erbaut haben sie aber diesen Pfarrhof wie zum Opfer des himmlischen Feuers! Wenn man wenigstens ein Blechdach draufgesetzt hätte, wenigstens einen Blitzableiter! Nichts als Schindeln — Und der höchste Berg dazu!“

„Eh! Euer Gnaden Hochwürden, hat der liebe Gott uns so viele Jahre beschützt, so wird er uns auch heut nicht strafen — wofür den n auch?“

Sie stemmte sich in die Hüften und verzog lächelnd die Lippen, als wollte sie dem Priester Ungläubigkeit oder Uebermaß an Tugend vorwerfen.

„Na, na! Man darf sich ja nicht in Gottes Fügungen hineinmischen.“

Unterdessen begann der Regen, der bis dahin warnend auf die nassen Scheiben platschte, immer heftiger zu prasseln, erfüllte mit immer lauterem Gepolter die Pausen zwischen den heulenden Donnerschlägen und verdeckte die Blitzerscheinungen wie mit einer flüssigen, schmutzigen Glas-schicht, bis er sich fast ebenso laut wie der Donner auf die Dächer und in die hochaufragenden Lachen stürzte.

Der gewitterschwangere Schoß der Wolken schlich sich an den Zenit, wütete gleichzeitig mit Brausen und Blitzen und hing über dem Hause selbst.

. . . beten.“

„Geht . . . geht auf euer Zimmer, — ich werde hier . . . beten.“

Der Priester kniete vor dem Bett in seinem Schlafzimmer nieder und begann laut Gebete zu sprechen, doch hörte er fast seine Stimme nicht, verstand sie nicht. Vor sich sah er an der Wand einen kleinen Teppich mit einem



Tiger, darauf ein Kreuzifix — und durch einander schwirren in seinem Kopf die Gedanken. „Gott ist meine Zuflucht und meine Kraft. — Wenn mich hier der Tod ereilte, so früh! Dann läge ich unter diesem Tiger. — Oder das Feuer, Verbrennung — Brandopfer! — Gott sei mir gnädig! — Warum fürchte ich mich nur so?“

Ein plötzliches, fast greifbares Krachen warf ihn zur Hälfte auf's Bett. Er schrie: „Gott!“ und wartete eine Weile, bis es ihm wieder bewußt wurde, daß ihm nichts weh tat, daß der Tiger an der Wand hing und das Zimmer an keiner Stelle einen Schaden aufwies.

Ein zweiter Donnerschlag! — „Wann hört denn das endli chauh?! Wohin könnte man fliehen, um das nicht zu sehen, um nichts zu hören?“ Der arme Priester ergriff ein Kissen, vergrub seinen Kopf darein, preßte es sich an die Ohren.

Lange kniete er so, zusammengekauert und mit dem Kissen bedeckt, aufhorchend, ob das Gewitter sich entfernte. — Es entfernte sich tatsächlich, — jetzt hörten schon die Keulenhiebe auf, die er selbst durch das Kissen spürte. Er steckte den Kopf heraus. Noch segte der Donner tosend über den Himmel, aber schon in weiter Ferne, — nur der Regen ließ nicht nach.

Doch seit einer Weile hörte man einen anderen Rärm, — ein Rütteln an der Eingangstüre.

Der Priester sprang auf.

„Natürlich, das Haus brennt! Und ich sitz' hier wie ein Ferkel.“

Er lief in den Flur und fand dort die Wirtschafterin, die durch die verschlossene Tür mit jemandem parlaten- tierte.

„Was ist hier los?“

„Arme Teufel müssen's sein, Hochwürden, bei diesem Wetter.“

„Brennt es nicht?“

„Was soll brennen? Reisende sind's halt.“

Pfarrer Witlinski wandte sich jetzt selbst zur Tür und sagte drohend:

„Was sucht ihr hier?“

Hinter der Tür erklang gleichzeitig eine männliche und eine weibliche Stimme.

„Gelobt sei Jesus Christus — Christen, Katholiken sind wir und bitten um Gnade — Der Blich soll uns trefsen, wenn wir mit schlechten Absichten kommen.“

Der Priester verständigte sich noch rasch mit einem Blick mit der Wirtschafterin. „Es hilft nichts — aufmachen muß man.“

Und er öffnete.

Sie traten nicht gleich ein, sondern verneigten sich tief noch auf der Schwelle, im strömenden Regen. Ein junger Bauer und ein freundlich lächelndes Mädchen, beide so durchnäßt, daß das Wasser von ihnen heruntersloß wie von Statuen unter einer Fontäne.

„Rührt euch doch, tretet ein!“ rief der Pfarrer schroff und verschloß sorgfältig die Tür, als die zwei Wasserge- spenster in den Flur traten und den Fußboden über- schwemmten.

„Was wollt ihr? Holt ihr mich zu einem Kranken?“

„Oh, nein, Hochwürden Herr Pfarrer,“ erwiderte der Bauer, „wir haben ein besonderes Anliegen.“

„Wie seid ihr denn hereingekommen, da doch das Tor der Umzäunung verschlossen ist?“

„Von der Schlucht aus sind wir bergauf gestiegen und dann über den Baun.“

„Das Mädchen auch?“

„Aufgehoben hab' ich sie“, sagte lachend der Bauer; das Mädchen schickte, ihre Augen mit dem Handrücken verdeckend.

„Na, geht in die Küche, euch ein bißchen abtrocknen.“

Die Wirtschafterin faßte Sympathie für die beiden jungen Leute, als sie ihre guten Gesichter und die schönen, kräftigen Gestalten sah.

„Wenn Hochwürden gestatten, so werde ich dem Bau- ern die Kleider des Holzhackers geben, und mit dem Mäd- chen werd' ich mir schon Rat schaffen.“

„Ja, ja, nehmt euch nur ihrer an, Wirtschafterin.“

Die Reisenden trockneten sich in der Küche ab und kleideten sich um. Der Priester ging wieder im Salon auf und ab und stellte das allmähliche Abziehen des Gewitters freudig fest, das anscheinend keinen sichtbaren Schaden an- gerichtet hatte. In dem Licht der jetzt schon heiteren Blicke sah man hinter den Fenstern das Dorf an Ort und Stelle und die Kirche zwischen den Linden, und am ganzen Ho- rizont war keine Lohse zu sehen.

„Ein wohlthätiger Guß“, dachte der Pfarrer und at- mete erleichtert tief auf. „Es ist wirklich eine Schande, solche Angst vor dem brausenden Element zu haben, eine um so größere Schande für einen Priester, der stets auf den Tod vorbereitet sein sollte. . . . Aber die Welt ist schön, und der Priester ist auch ein Mensch, der an der Erde hängt. So viele geistliche und weltliche Pläne hat man ja noch vor sich.“

Fast hatte er seine nächtlichen Gäste vergessen, als sie plötzlich schon gekleidet, im Rock des Holzhackers und im Kittel der Wirtschafterin, vor ihm erschienen.

Jung waren sie, gut gewachsen und feierlich, als gin- gen sie zu einem Festmahl. Sie hielten sich an den Händen.

„Ein tüchtiger Knecht seid Ihr.“ Der Priester lä- chelte. „Wie heißt Ihr denn?“

„Hryc Lemczuk, mit Verlaub, Euer Gnaden.“

„Und das Mädel?“

„Parasza Kunciewiczowna.“

„Da seid ihr vielleicht. . .“ der Priester trat einen Schritt zurück, wie vor Verpefeten, öffnete weit den Mund und musterte aufmerksam die Reisenden, obgleich er jetzt der Tracht nach nicht mehr ausfindig machen konnte, wo- her sie stammten, da sie doch andere Kleider an hatten.

Lemczuk hatte verstanden; er verneigte sich tief, zu- gleich mit seiner Begleiterin. Dann richtete er sich auf, atmete schwer und brachte mit deutlicher, ernster Stimme das Geständnis hervor:

„So sind wir also Katholiken von uniatlichem Ritus.“

„Und da kommt ihr zu mir, zu einem lateinischen Pfarrer? Was wollt ihr?“

„Wir beide, ich, Lemczuk, und die Kunciewiczowna gingen in einer bestimmten Absicht nach Galizien, — von unserem Priester uns trauen zu lassen. Nur daß den Füh- rer, dem wir folgten, an der Grenze die Gendarmen abge- fangen haben, und so flohen wir denn hier ins Dorf zu Bekannten. Die erzählten uns, wie gut der Pfarrer sei, nach Gottes Gebot. So machten wir uns denn scheinbar nachts auf den Weg nach Hause, und unseren Entschluß haben wir den Bekannten verheimlicht. Und als Gott der Herr das alles einhüllende Gewitter schickte, da kamen wir hierher, Euch zu Füßen zu fallen, geistlicher Vater, auf daß Ihr uns durch das heilige Sakrament vereinet, wie denn der polnische Glaube einzig ist.“

## In Oberschlesien

In der „Freiheit“ vom 14. September finden wir nachstehende kurze obereschlesische Skizzen von Alois Paw- lik, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten, da sie tatsächlich dem wirklichen Leben entnommen sind.

### 1. Im Eisenbahnwagen.

In einer kleinen Station besteige ich ein Abteil 3<sup>er</sup> Klasse, in dem sich zwei gutgekleidete Herren und ein Ar



beiter befindet, der in der überfüllten 4. Klasse keinen Platz mehr finden konnte. Die beiden Herren, die ein sehr schlechtes Deutsch sprechen, beginnen sofort folgendes Gespräch.

Kiolbassa: Die verfluchten Polen!

Amiotel: Diese Bestien muß man totschlagen.

Kiolbassa: Na, gestern habe ich gelacht, wir haben es ihnen angestrichen. Die Hunde ahnten nichts, und wir schickten ihnen unseren Stoßtrupp hin und der hat sie mächtig mit Handgranaten bearbeitet.

Amiotel: Ganz recht so; nur hauen ist zu wenig, man muß die Kanakillen in Stücke reißen.

Kiolbassa (zum friedlich dastehenden Arbeiter): Sie werden uns doch auch helfen, die Polenbande auszurotten?

Der Arbeiter: Laßt mich in Ruhe.

Kiolbassa: Was Sie sind wohl Sozialdemokrat, Sie wollen wohl gar wieder die Revolution haben.

Der Arbeiter: Ja die Revolution war unser Glück, wir durften mal frei atmen.

Kiolbassa: Ihr Hunde, Ihr Polenbande, Ihr seid euch alle gleich. Ihr wollt also nicht unseren Kaiser wieder haben. Ihr müßt verrecken, euch muß es ganz schlecht gehen, hungern müßt Ihr, Ihr Arbeiterpack, dann werdet Ihr endlich wieder deutsch und kaisertreu werden.

Der Zug fährt in die nächste Station ein; der Arbeiter steigt aus. Auch ich steige aus.

Am Bahnhof brangt ein riesiges Plakat mit der Aufschrift: „Deutsch sein, heißt gerecht sein!“

## 2. In der Weinhandlung.

„Guten Abend, Herr Amtsrichter, guten Abend Herr Doktor, guten Abend Herr Regierungsrat, guten Abend Herr Obersteuerkontraktant.“ So begrüßt der Kellner die Honorationen der Kleinstadt, die im reservierten Zimmer Platz nehmen.

Während der Kellner den Wein hineinträgt, erscheinen im Gastzimmer vier bis sechs vermiegene Gestalten, teils ohne Kragen, teils mit entblößter Jünglingsbrust.

„Obber, bringen Sie uns jedem eine Flasche Wein, aber von die gute Sorte, egal was er kostet.“

„Bierona, haben wir heute gepflastert, morgen bekommt der polnische Apotheker eine feste Abreibung, wir haben hier noch feste Arbeit.“

„Marlik, da möchte ich ja auch Geld verdienen, ich wollt zur Sicherheitswehr, aber die ham schon genug und Arbeit is jetzt nicht so leicht.“

„Tummer Was, wozu arbeiten. Ich gib Dir Adresse, Marlik von Heimattreue und da hast Du Geld, wieviel Du willst.“

„Aber ich kann doch nicht so gut deutsch.“

„Aber brauchst du doch nich, brauchst du bloß sagen, bist du deutschnationaler Heimattreuer, bekommst du dann auch genug Geld.“

Der Stoßtrupp blieb noch längere Zeit in angenehmer Unterhaltung beisammen.

## 3. Die Demonstration.

Man will für strikte Neutralität demonstrieren!

Die Massen treten an. Schulkinder, Gymnasiasten, alle Krieger- und Militärvereine, alle deutsch-nationalen Vereinigungen, alle Mitglieder des verstorbenen aber nicht toten Vereins zur Bekämpfung der Sozialdemokratie, Betrübnissen mit und ohne Rosenkranz und leider auch organisierte Arbeiter.

Man will für strikte Neutralität demonstrieren.

Im Zuge werden Plakate getragen „Nieder mit Polen“, „Wir sind und bleiben deutsch, deutsch sein, heißt gerecht sein, auf, schütteln wir das polnische Joch ab.“

Man singt: „Deutschland, Deutschland über alles, Heil Dir im Siegerkranz und Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen.“

Ich erwarte die Rufe: „Nieder mit dem Kriege, Hoch das internationale Proletariat, Nieder mit dem Kapitalismus.“ Ich erwarte gleichlautende Plakate. Weit gefehlt! Man brüllt, schlägt, raubt und mordet!

Man will für strikte Neutralität demonstrieren!

Man will alle Personen beseitigen, die nicht Hurra mitbrüllen.

Der Führer der polnischen Sozialdemokratie soll auch sein Leben lassen. Ein Zufall rettet ihn.

Oberschlesische Arbeiter haben am 17. August d. Js. nicht für Neutralität demonstriert, sie haben unsere Ideale, den völkerbefreienden Sozialismus verraten.“

Diese unretuschierte literarische Amateurphotographie der Zustände in Oberschlesien finden wir vortrefflich.

## Das Wettrennen um den ersten Platz im Berliner Telephonadreibuch.

hat, wie der „Kölnische Volkszeitung“ geschrieben wird, eine merkwürdige Blüte gezeitigt. Lange Jahre hindurch war das Aachen-Berliner Brunnentontor der erste Anschlußpunkt im Telephonadreibuch. Da nannte ein findige Buchdrucker seine Firma „Abe-Expreß“ und rückte damit vor das Aachen-Berliner Brunnentontor. Ihm machte eine Kellame-Firma Konkurrenz, die sich A. A. A.-Kellame nannte und damit das Fernsprech-Adreibuch von 1919 eröffnete. Das hat den „Abe-Expreß“ nicht schlafen lassen, und in der Ausgabe von 1920 hat er sich unter der folgen den Firma „A. A. A. A.“ (Alle Arten Adjektiv-Arbeiten) vor die A. A. A.-Kellame eintragen lassen.

## Der Kreislauf.

Im „Zeitungsverlag“, dem Fachblatt des Vereins deutscher Zeitungsverleger lesen wir: „Die norwegische Zeitung „Gloamen“ kommt zu einer bemerkenswerten Definition des Papiers. Dieselbe lautet nach dem „Wochenblatt f. Papierf.“ in deutscher Uebersetzung: „Von Bettlern kriegen wir Lumpen, von Lumpen kriegen wir Papier, von Papier kriegen wir Geld, von Geld kriegen wir Baken, von Baken erhalten wir Anleihen, von Anleihen erhalten wir Lumpen, von Lumpen kriegen wir Paß und so weiter.“

## Humenschliches Verhalten eines Wilddiebes.

Ein Wirtschaftsinспектор hörte bei einem Ritt durch den Wald mehrere rauch aufeinander folgende Schüsse fallen. Er ritt hinzu und erblickte drei Kerle, die gerade dabei waren, eine von ihnen geschossene Rinde aufzubrechen. Indem er seinen Revolver auf sie richtete, rief er: „Danke!“ Statt diesem Zuruf zu folgen, erhob der eine der Wilddiebe sein Gewehr, drückte sofort ab und schoß der Inspektor eine Ladung groben Schrotts in die Brust. Nach dem stürzte dieser zur Erde, das freigewordene Pferd raste dem Gutshofe zu. Dort stellte man sogleich Nachforschungen an und gelangte, in dem man den Fußabdrücken des Pferdes nachging, an die Unglücksstätte. Ein schrecklicher Anblick bot sich den Helfern. Sie fanden den Verwundeten mit dem Kopfe nach unten an eine starke Fichte gebunden; er lebte zwar noch, war aber bewußtlos. Nachdem er aus seiner hilflosen Lage befreit war, erholte er sich etwas und mußte nach dem Gute getragen werden, wo er schwer krank daniederliegt.



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Im Gewittersturm

Von Jozef Weissenhoff

(Schluß.)

Der Pfarrer wurde freideweiß und sagte ganz leise, als fürchtete er irgend einen Lauscher in dieser Einöde, gerade jetzt während des Gewitters:

„Wißt ihr denn, was ich zu erwarten hätte, wenn ich euch trauen würde? Sibirten, nicht mehr und nicht weniger!“

„Wir wissen es, Euer Gnaden Herr Pfarrer. Auch uns würde das erwarten. Da es aber eine Nacht ist, daß man es nicht über sich bringt, selbst den Hund vor die Tür zu jagen, so wird es auch niemand wissen.“

Pater Wilinski versuchte sich auszureden.

„Aber um Gottes willen, Menschen! Sucht doch nach einem uniatischen Geistlichen. Mich brauchen doch hier meine Schafe.“

„Nach Galizien kommt man jetzt schon schwer, und hier in unseren Kirchen gibt es nicht mehr unsere Popen. Und wir sind doch auch Gottes Schafe, — und wir haben es eilig.“

Der Priester verzog das Gesicht, überlegte, ging im Zimmer auf und ab. Das junge Paar stand da wie eine Doppelstatue eines kräftigen und unbeugbaren Willens.

„Wie wollt ihr denn auch? Wo denn? Hier? . . . Nicht einmal einen Zeugen gibt es.“

„Es wird auch ohne Zeugen gehen. Wenn uns nur eine geistliche Hand verbindet.“

Der Priester blieb stehen, blickte lange in die Gesichter der beiden kerzengerade vor ihm stehenden Leute. Dann verdeckte er seine Augen mit der Hand, ging langsam in sein Schlafzimmer und schloß die Türe hinter sich.

Hryc und Paraska blieben allein, blickten sich bedeutungsvoll an und sagten nur die Worte:

„Wird er es tun?“

„Er wird's schon tun.“

Schweigend blieben sie an ihren Plätzen stehen und blickten sich nicht einmal mehr an. Nur im gemeinsamen Träumen begegneten sie einander. Vor ihren Augen tauchte ihre alte, heute „umgewandelte“ Kirche auf, und es kam ihnen vor als hörten es die Stimme des alten uniatischen, heute Gott weiß wohin verbannten Priesters und die einst vernommenen Lieder der Kirchensänger, die hochzeitlichen Chöre, die schwermütigen Bassstimmen. Und sie sahen sich in ihren väterlichen ruthenischen Trachten, wie es eben Kindern von Hofbauern geziemte.

Und hier dagegen, ein fremdes Zimmer, das endlose Gewitter dröhnt und die Gespensteraugen der Blitze dringen durch die Scheiben.

Keine Rechenschaft gaben sie sich jedoch darüber ab, daß sie heute größer waren, als sie es je zu Zeiten ihrer glücklichen Freiheit hätten sein können, daß ihre Herzen in Verfolgung und Standhaftigkeit gestählt des heiligen Sakramentes würdiger waren denn je.

Die Tür zum Schlafzimmer öffnete sich. Auf einem mit weißem Linnen bedeckten Tisch stand dort zwischen zwei Herzen ein Kreuzifix. Pfarrer Wilinski, in Chorhemd und Stola, lud mit einer Handbewegung die Brauteleute ein, das zu der heiligen Handlung geschmückte Zimmer zu betreten.

Hryc und Paraska freuten sich aufrichtig, daß bei ihrer armseligen, vom Grauen der Verbote und der Elemente umgebenen Trauung ihnen wenigstens so viel Brunk noch vergönnt war.

\* \* \*

Während der nächsten Wochen nach diesem nächtlichen Ereignis lebte Pater Wilinski in beständiger Furcht der Erwartung.

Es war eine seltsame, physische Furcht, mit voller Befriedigung seines Gewissens vereint, das die Erfüllung der gefährlichen Pflicht uthieß, — eine Unruhe und Beruhigung zugleich, ein seltsam kriegerischer Seelenzustand.

Der junge Pfarrer hatte, obwohl er seine geistlichen Pflichten nicht vernachlässigte, doch viele weltliche Gewohnheiten. Seine Bekannten schätzten ihn sowohl als Menschen wie auch als Gesellschafter und luden ihn bei verschiedenen Gelegenheiten gern zu Gaste.

Der Priester liebte die Pferde, die Gärtnerei, die Bienenzucht, selbst die Jagd in heiterer Gesellschaft, und zwar „cum clangore“. Seinen Pfarrhof und seinen Garten bewirtschaftete er musterhaft, beide ergötzten sein Herz, obwohl sie im Hinblick auf die Gewitter und die Blitze zu nahe am Himmel lagen. Zu Hause und in der ganzen Umgegend fühlte er sich wohl und liebte seine Parochie nicht allein als die Idee apostolischer Mission, sondern als seine kleine Heimat, voll lieber Leute, achtbarer Bequemlichkeiten und schöner Landschaftsbilder.

All seine Beziehungen zu dieser ganzen kleinen Welt setzte er in jener Nacht der Gefahr aus. Wenn man es entdeckte, konnte er zum mindesten in eine andere Parochie wandern, wenn nicht viel, viel weiter. In der Annahme dieser Möglichkeit modifizierte er einzelne seiner Pläne. Wozu sollte er ein passendes Pferd zu seinen Fuchsstuten suchen? Wozu auch einen neuen Wagen, wenn das alles doch konfisziert oder zwangsweise verkauft werden konnte? Die jungen Leuzkufs werden ihn sicher nicht anzeigen, auch die Wirtschafterin wird, aus Anhänglichkeit, ihre Zunge bezähmen, andere Zeugen gibt es nicht, auch keine Dokumente . . . Aber das Böse ruht nicht.

Und wirklich, einige Tage nach jenem nächtlichen Gewitter kehrten die Gendarmen wieder im Pfarrhof ein.



Pfarrer Willinski verspürte gegen die Gendarmen denselben physischen Abscheu wie gegen ein Gewitter, selbst wenn er sich keiner Übertretung der geltenden Vorschriften bewußt war. Diesmal empfing er jedoch die Gendarmen mit mehr Mut, obwohl er allen Grund hatte, ihre Haus- suchung zu fürchten.

Als auch sie sich wie jenes letzte Gewitter entfernt hatten und als wieder einige ruhige Tage vergangen waren, bekräftigte Pfarrer Willinski in seinem Gehirn die Ueberzeugung, daß der Blitz nur selten treffe und daß die Gendarmen nicht immer alles wissen. Und ein anderer, aufrührerischer Menich, der in dem Priester erwachte, sagte stolz:

„Man stirbt nur einmal, und nur einmal wird der Pfarrer zum Märtyrer.“

Pfarrer Willinski brauchte jedoch einen Stützpunkt für seine Philosophie, brauchte Stählung seiner Nerven, denn die Verfolgung der Union war in diesem Jahre besonders grauenvoll und der Sommer besonders gewitterreich.

Eine Meile von hier entfernt brannten in jenen Tagen die Scheunen des Edelhofs nieder, vom Blitz getroffen. In der Nachbarparochie hatte man es gesehen, wie der Blitz gleich einem feurigen Bande um den Kirchturm herumgefahren war und dann in die Hütte eines bekannten Diebes einschlug, auf diese Weise wunderbar die Richtung des göttlichen Zornes deutend. Aber unser Dorf hatte Gott bis jetzt geschützt. Nur hatten die Regengüsse das noch nicht gemähte Getreide niedergelegt — das würde aber nicht schaden, weil es schon reif war — und die Landstraße zwischen den Hügeln hatte etwas ihre Richtung verändert, durch das ständige Wühlen der reizenden Bäche, welche auch die Pfeiler der Schulzenhütte unter- spülten, und der alte Ahorn oben an der Schlucht war von Hügeln zu Hügeln gestürzt und lag quer über dem Weg wie eine grüne Brücke. Es verlohnte nicht einmal ihn weg- zuräumen, erst im Winter vielleicht, — so schön lag er da.

Ein Monat nach jener Trauung zog wieder nachts ein Gewitter über dem Pfarrhof auf, aber die Donner- schläge waren diesmal schwächer, wenigstens schien es Pfarrer Willinski so. Mit dem Brevier in der Hand saß er auf einem Stuhl, sich mit allen Kräften zwingend, nicht an irdische Dinge zu denken. Für alle Fälle hatte er sich jedoch recht viel Watte in die Ohren gestopft.

Ebenso wie damals schickte das Gewitter seine brau- senden, auf den Hügeln tosenden Vorposten aus, seine grell- leuchtenden Raketen, die das ganze Land mit Licht über- fluteten. Ebenso wie damals wuchs allmählich sein triumphales Orchester zu Lärm und Dröhnen und heulen- dem Regen an, und die Hauptmacht zog mit donnernder Artillerie dicht an dem zitternden Dach des Pfarrhofs vorbei.

Und wieder ertönte mitten in der größten Angst ein aufdringliches Klopfen an der Eingangstüre.

Der Priester begab sich sofort rasch in den Flur.

„Wer da?“

„Gelobt sei Jesus Christus . . . Christen, Katholi- ken . . .“

„Ah! Das ist doch zu stark!“ rief der Pfarrer.

Und öffnete.

Wiederum ein junges Paar: Sarasim Lemczuk und Natalka Konieczna; die hatten sich schon praktischer ein- gerichtet. Sie brachten nämlich eine feste Truhe mit, voll prachtvoller Gewänder zum Umkleiden für die Feyer der Trauung, auf die sie ganz bestimmt rechneten.

„Was heißt das?! Was ist in euch gefahren, nachts damit hier anzukommen!“

„Ist es denn bei Tag gestattet?“ Sarasim sperrte weit den Mund auf.

„Weber bei Tag noch bei Nacht. Wer hat euch denn gesagt, daß ich hier auf dem Pfarrhof Leute traue?“

„Mich hat's . . . Uns hat's . . . so hierher gezogen. So eine Vorahnung . . . Um die Gnade zu bitten, Hoch- würden“, stotterte der Bauer und schielte nach allen Ecken.

„Und da wird der noch lügen, direkt vor der Spen- dung des heiligen Sakraments!“ schrie ihn der Pfarrer an. „Wer hat es Euch gesagt?“

Sarasim und Natalka fielen dem Pfarrer zu Füßen und überströmten den ganzen Boden mit ihrer Nässe.

„Mein leibhafter Bruder, Gryseko, hat uns beim Schtour auf unser Seelenheil Hochwürden verraten . . .“

„Na, also, . . . redet doch gleich . . . marsch, zieht euch um!“

Bis in den Spätherbst dieses Jahres hinein vereinte Pfarrer Willinski durch das Sakrament der Ehe achtzehn Paare. Alle kamen in gewitterschweren oder stockfinstern Nächten, vor Anbruch der Morgendämmerung. In einer Nacht kamen einmal drei Paare. Der Pfarrer schalt sie, versicherte, dies sei das letzte Mal, da sie nun aber schon alle sechs zusammen den Pfarrhof betreten hatten, fanden die drei Trauungen statt, worauf die Neuvermählten der Reihe nach in verschiedenen Himmelsrichtungen hinweg- eilten und der Pfarrer jedem leise ins Ohr flüsterte:

„Wachset und vermehret euch . . .“

Er selbst bereitete sich jetzt auch schon auf seinen Weg vor, in der Ueberzeugung, daß seine Tätigkeit früher oder später entdeckt und bestraft werden mußte. Mehrmals in diesem Sommer waren Gendarmen und einmal sogar der Oberst der Landwache dagewesen, die ihn bis jetzt zwar nicht beschuldigten, aber seltsamerweise stets nach einem solchen neuen Rückfall des Pfarrers erlichenen, der jetzt schon zum „Gewohnheitsverbrecher“ wurde.

Der Pfarrer war schon auf alles gefaßt. Er nahm Abschied vom Sommer, wahrscheinlich dem letzten in die- sem Hause und in diesem Garten; er nahm Abschied von den goldschimmernden Teppichen des Herbstes, die hier auf diesem hügeligen Boden und bei dem weiten Ausblicke besonders schön waren. Auch von den Menschen nahm er Abschied, von den Nachbarn in den Hütten und Höfen, von den Freunden, von der tüchtigen Wirtschaftlerin und dem ihm befreundeten Besitzer des Vorwerks. Und bei seiner gerührten Abschiedsstimmung stieg in ihm die Seh- sucht nach jenen jungen Paaren auf, die er fürs Leben ge- segnet und in der Hoffnung gestärkt, Gott würde sie nicht verlassen. Diese Mischuldigen der nächtlichen Verschö- rungen konnten freilich für ihn die Ursache des Gefäng- nisses und der Verbannung bedeuten, wie sie schon die Quelle seiner Unruhe und seiner bösen Vorahnungen wa- ren. Dabei wurden sie aber für ihn zu einem engen Kreis der Getreuen, die ein dräuendes Geheimnis ver- band, zu einer ausgewählten Gemeinde, die mit dem blu- tigen Kreuz des Martyriums gezeichnet war.

Es schien, daß im Dorfe niemand von den nächtlichen Gästen des Pfarrers wußte. Nur fiel es auf, daß er et- was blasser und ernster geworden, daß er jetzt selten Ein- ladungen annahm, daß sein Lächeln, obwohl es auch jetzt genau so freundlich wie früher war, seit einiger Zeit doch wie verinnerlicht und beiseit schien, voll abgeklärter Stille und Liebe. In den Hütten begann man über die Heilig- keit des Pfarrers zu munkeln, die mit dem gezeigten Alter über ihn kam, und in den Herrenhöfen, daß er nach Prä- laten-, vielleicht sogar einst der Bischofswürde strebte. Er wuchs sichtlich in der Achtung der Menschen. Aus dem heiteren und lustigen Mitbürger in der Soutane wurde er zu einem hohen Beamten der göttlichen Dinge, zu einem Auspeitscher der Gewissen, zum Spender des Trostes und zum nachahmenswürdigen Beispiel, — er wurde zum Priester.



Als der Winter kam, fehlte es an Gewittern und nächtlichen Wanderungen von Brautpaaren in den Pfarrhof. Vielleicht hatte auch Pfarrer Wilinski schon alle die Paare vereint, die in der Umgegend hatten in den ehelichen Stand treten wollen. Die Pfarochie war von lateinischem Ritus, lag jedoch auf dem Wege, auf dem sich die Uniaten nach Galizien durchschmuggelten, um dort von ihren Priestern gekauft und getraut zu werden.

Der Winter ist eine weniger schöne Jahreszeit, auch im Reiche des Geistes. Die Feuer der Begeisterung erkalteten, die mannigfachen großen Pläne schrumpften zusammen. Doch die Samen überdauern und sehnen sich nach frühlinglichem Aufleben. Das konnte man auch von dem Pfarrer sagen. Als sich die Erinnerungen an den Sommer immer mehr entfernten, die Furcht vor den Gewittern und vor Verfolgung für fromme Uebertretungen, umfing zusammen mit der jetzt herabströmenden Ruhe auch eine gewisse Schläffheit eine Seele. Sein Helbentum erschien ihm geringer, zumal er mit niemandem darüber sprechen konnte, höchstens mit der Wirtschafterin. Das tat er aber ungern, denn die einfache Bauersfrau legte den nächtlichen Ereignissen des vergangenen Sommers keinen besonderen Wert bei; sie bezog sie in die Reihe der häuslichen, fast normalen Praktiken ein, in die wirtschaftlichen Geheimnisse. Für sie lag die Sache sehr einfach: im Sommer wird, wenn nötig, nachts getraut, im Herbst trocknet man die Pilze, im Winter gibt's wieder andere Beschäftigungen.

Die eifrige Sorge der Wirtschafterin um die Vorräte, um die Zukunft und um die lokalen Ausbesserungen steckte auch unmerklich den Geist des Pfarrers mit der Gewißheit an, es würde sich im nächsten Jahre nichts ereignen, das Leben sich ähnlich abwickeln, nur mit geringen Veränderungen. Und der Pfarrer kehrte im Winter zu seinen traditionellen Beschäftigungen zurück, zu seinen kleinen Sorgen und seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen . . .

\* \* \*

Wieder kam der Frühling, der Mai und die große Arbeit im Garten. Pfarrer Wilinski liebte es, bei schönem Wetter am frühen Morgen in der Erde zu graben. Und auch heute bedeckte er, in seinen hochgeschürzten Leinentütl gekleidet, die Erdbeeren mit Moos, die in dem fetten Boden schon Blätter schlugen. Das Beet zog sich bis zur Pforte am Baum hin, die nach der Wiege führte, wo man das Gartenunkraut auf einen Düngerhaufen warf.

In der Pforte tauchte plötzlich eine Frauengestalt auf, trotz des heißen Morgens ganz in ein Tuch eingemummelt. Sie stellte einen verdeckten Korb auf den Boden und verschwand sofort wieder. Der Pfarrer ließ die Arbeit stehen und ging zur Pforte, um hinauszuschauen. Die Frau klopfte über die Wiese. Dann blieb sie in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten stehen, wandte den Kopf zurück und senkte mit einer stummen Bitte die Hand flehentlich bis zum Boden. Junge Augen blitzten unter dem Tuche auf, die Frau konnte der Pfarrer jedoch nicht erkennen. Sie entfernte sich jetzt schon ohne Hast und verschwand allmählich. Der Pfarrer trat an den verlassenen Korb heran, in dem unter einem groben Leinentuch sich irgend ein lebendes Wesen bewegte. Er kniete nieder, schob das Tuch beiseite, — ein Kind!

„Das übersteigt doch wirklich alle Frechheit!“ rief der Pfarrer laut und sprang auf. „Kinder werden sie mir hier noch auslegen!“

Was wollte man aber machen — einstweilen mußte man es mitnehmen. Er kniete wieder hin. Ein ganz kleines Kind, rosig wie eine blasser Koralle, gähnte lustig, verrenkte die Arme und strampelte energisch mit den Füßchen gegen das Tuch. Bedeckt war es mit einem Stück

Leinen und einem großen Stück Papier mit sichtbarer, unbeholfener Schrift.

Der Pfarrer las:

„Hryc und Paraska Lewczuk's Sohn bittet um die Gnade der heiligen Taufe. Er bittet um des Vaters Namen. Nach Sonnenuntergang an derselben Stelle hingen. Die Mutter wird's schon holen.“

„Na, das ist ja etwas anderes,“ brummte der Pfarrer verächtlich.

Er bedeckte den Korb wieder mit dem Tuche, nahm ihn mit nach Hause, als wären Gartenfrüchte darin, und brachte ihn der Wirtschafterin in die Küche.

Die Martinsbäuerin durchschritt alle Stufen der Verwunderung, des Entsetzens und der Rührung, welche der Pfarrer vor einer Weile selbst durchgemacht hatte. Als sie aber Genaueres erfuhr, überlegte sie und begann an ihren Fingern zu zählen.

„Ja, also Hochwürden,“ das wäre jetzt der zehnte Monat seit unserer ersten Trauung — es gehört schon uns!“

Dabei lächelte sie etwas zu familiär, so daß der Pfarrer schon aufbrausen wollte. Bald aber lachte auch er herzlich.

„Na, wir können ja auch noch mehr bekommen!“

Seit dieser Taufe entsagte Pfarrer Wilinski in sich wieder den unruhigen Tanten des göttlichen Dienstes. Er merkte, daß die neue Saison schon begann.

Aber gegen Ende Mai war der Namenstag des Vorwerksbesizers, die alljährliche Gelegenheit der nachbarlichen Zusammenkunft, die der Pfarrer nicht verfehlen durfte, ohne den Patron und Freund zu beleidigen.

Zum Abendessen traf er also im Herrensz ein. Viele Gäste waren versammelt, Damen und Herren. Das Abendessen war üppig, ausgewählte Speisen und Getränke.

Nach dem Essen wurden drei Whisttische zusammengestellt. Auch die Damen beteiligten sich am Spiel, am Tische des Pfarrers nahmen der Hausherr und die Hausfrau Platz. Die Nacht war warm, und der Flieberdunst verdrängte den Rauch der Zigarren. Heiterkeit und Frohsinn umstrahlten die glühenden Stirnen der Gäste.

Plötzlich rollte ein Donner. Mit dem Flieberdunst zog das erste Gewitter auf. Der Pfarrer schauerte und legte die Karten hin.

„Ha ha!“ lachte der Hausherr, „der liebe gute Pfarrer! Ein mutiger Mann, tapferer als wir alle, das weiß man! Vor dem Gewitter hat er aber Angst wie ein Kind. Na, sehen Sie sich einmal die Karten an, Pfarrer, mindestens haben Sie da eine Sequenz und ein paar Asse.“

Der Pfarrer hatte tatsächlich eine Sequenz bis zu sechs in der Hand, spielte jedoch aufmerksam aus und verlor zwei Stich, wodurch er auch seine Partnerin schädigte.

Wieder erscholl von fernher der Donner, man hörte schon das Plätschern der Regentropfen auf die dicht am Hause stehenden Bäume, die Kerzen flackerten auf den Spielstisch. Hastig zog das Gewitter herauf.

Pfarrer Wilinski erhob sich vom Tisch, etwas verlegen aber entschieden.

„Ich muß die Herrschaften vielmals um Entschuldigung bitten . . . es fällt mir aber gerade ein . . . ich muß noch verschiedene eilige Sachen zu Hause erledigen, und morgen lese ich die Frühmesse . . . Es ist schon nach elf.“

„Ja, aber was ist denn das? Den Kobber müssen wir zu Ende spielen! Das dauert ja nicht mehr lange . . . Außerdem gießt es ja schon. Sie müssen wenigstens abwarten.“

„Während des Gewitters möchte ich doch lieber zu Hause sein . . .“

„Auch uns droht ja hier das Gewitter! Die Anwesenheit unseres Pfarrers würde uns aufmuntern.“

„Die Herrschaften wollen bitte entschuldigen, ich muß unbedingt nach Hause,“ versuchte der Pfarrer sich auszu-



reden, selbst auf die Gefahr hin, man würde ihn für einen Feigling halten.

Der Hausherr blickte in die eigensinnigen Augen des Pfarrers und hörte plötzlich mit dem gastfreundlichen Drängen auf.

„Wenn es nicht anders geht,“ — er umarmte herzlich den Pfarrer, — „so laßt ihn. Er weiß was er tut.“

Nach einer Weile kämpfte sich Pfarrer Wilkinsti, in seinem Mantel gehüllt, von den Blitzen und dem Regen geblendet, den Berg zum Pfarrhof empor. Er wußte, wenn das Gewitter ihn zuführte. Und selbst wenn heute niemand dort austauschen sollte, er würde in Bereitschaft sein auf seinem hohen Posten des Seelenhugglers, — im Gewittersturm.

## Eine dreiwöchentliche Urlaubsreise durch Oberschlesien

(Schluß.)

In den 3 letzten Urlaubstagen beschloß ich — komme was da wolle — ausschließlich polnisch zu sprechen. Auf dem Lande ist das kein Kunststück. Die polnischen Bauern und Arbeiter freuen sich, wenn ein anscheinend besser gekleideter und wohlhabender Mensch sich mit ihnen in der **Landessprache** unterhält. Sie sehen darin ein Zugeständnis an ihre Eigenart, in ihrer Naivität übersehen sie hierbei aber oft die Wölfe in Schafskleidern. Während meiner Urlaubszeit war angefangen der „bevorstehenden“ Ereignisse vor Warschau der Kommunismus Trumpf. An allen Bahnhöfen Straßenecken und besonders in den ländlichen Arbeiterkneipen waren die bolschewistischen Sendlinge gut bemerkbar. An der Aussprache des Polnischen konnte man ihnen ruhig auf den Kopf zusagen, daß sie sich dieser Sprache nur ausnahmsweise und dann nur widerwillig bedienen. Ueberhaupt kann man wahrnehmen, daß der polnische Oberschlesier jede, auch die geringste Konzession an seine Sprache und Eigenart als Vorboten einer besseren Zeit betrachtet. Beim **Gebrauch der polnischen Sprache** dagegen in den **Städten** kann jeder, welcher Sinn für Humor hat, vollauf auf seine Kosten kommen. Der knappe mir zur Verfügung gestellte Raum gestattet mir es leider nicht, die verschiedenen Grade der Bestürzung, welche mein ausschließlicher Gebrauch der polnischen Sprache hervorgerufen hat, näher zu beschreiben. Von der nachsichtig lächelnden Kassiererin eines Kinos bis zur grün verzerrten Frage eines Fahrkartenausgebers, von der mittelbigen Miene einer Ladenmamsell bis zur augenausquellenden Lobsuchtsmiene eines „Unentwegten“. Der Herr „Ober“ eines besseren Rattowitzer Restaurants war über meine Bestellung eines detaillierten „Obiad“ so entsetzt, daß er meine Flasche Wein fallen ließ. Die Besitzerin eines Hotels in Gleiwitz bekam bei meiner Nachfrage nach einem Zimmer einen vollendeten Ohnmachtsanfall. Ich bekam zwar kein Zimmer, dafür aber von einigen Gästen die Türe gewiesen. Beim Anfordern einer Erfrischung in einem Konzertgarten gab es einen Auflauf und die Musik setzte ab. Nur durch meine Lokalkenntnis hintenrum konnte ich mich in Sicherheit bringen. Bemerkenswert ist die Auffassung der Deutschen, sie würden durch die polnische Sprache „proviziert“. In solchen Momenten wünschte ich jedem Oberschlesier, das Selbstbewußtsein des Elsässers zu haben. Nur im Elsaß konnte der berühmte „Zaberner Fall“ sich ereignen. Kaum hatte dort ein preußischer Leutnant einen elsässischen Rekruten mit dem spezifisch elsässischen Schimpfnamen „Wackes“ belegt, als sich die ganze Bevölkerung ohne Unterschied des Standes und der Religion erhob und einige Wochen die

Welt in Spannung hielt. Ein Sakatismus im ostmärktischen Sinne war im Elsaß ganz unmöglich. Die Elsässer hätten ihn schon in den Anfängen erstickt. Wer den Elsässer kennt, der weiß, welcher Mittel er sich hierbei bedient hätte. Als genauer Kenner des Elsaß kann ich nur versichern, daß die dortige Bevölkerung dank ihres Selbstbewußtseins sich nicht verpreußen ließ, wohl aber hat sie es verstanden, die eingewanderten „Schwaben“ den eigenen elsässischen Stempel aufzudrücken. Der Deutsche beugt sich sehr leicht, aber nur dem Starken, Selbstbewußten gegenüber, dem Nachgiebigen, Schwachen setzt er den Fuß auf den Nacken. . . . Auf der Rückreise über **Kreuzburg** machte ich noch die interessante Bekanntschaft eines Brauerei- und eines Maschinenfabrikbesitzers aus D. . . ., welche mir im weiteren Verlauf unseres politischen Meinungsaustausches die zugesicherte Versicherung abgeben, sie würden „für Polen stimmen“. Warum? Aus wirtschaftlichen Gründen. Sie haben keine Lust, für sich und ihre Nachkommen die fürchterliche deutsche Steuerlast auf mehrere Generationen hinaus aufzuladen. In Kreuzburg erwische ich noch schnell den „Oberschlesischen Wanderer“ mit der riesigen 5 Zentimeter hohen Titelüberschrift „Warschau gefallen“ und bin bald darauf wieder in „Neupolen“, woselbst ich erfahre: daß die Bolschewiken schon seit 4 Tagen auf Haupt geschlagen, panikartig aus Polen flüchten, sofern sie nicht von den wütenden Bauern erschlagen werden. Zwar haben viele Tausende dieser asiatischen Kultursendlinge Warschau überschwemmt, doch befassen sie sich meist mit harmlosen Taten, beispielsweise mit — Kartoffelschälen, wobei die polnischen Landstürmer nur acht zu geben haben, daß sich die „Polenzertrümmerer“ mit rohen Kartoffeln nicht allzu sehr den Magen verderben. Ich danke dem Schöpfer, daß er mir vergönnte, gesund und heil zu den Meinigen zurückzukehren, ohne mit Aether und Schwefel übergossen, an meiner Gesundheit Schaden genommen zu haben. Hier in meiner neuen Heimat erfreue ich mich voller individueller Freiheit, spreche mit meiner Frau, welche eine Deutsche ist, öffentlich deutsch, ohne daß jemand den geringsten Anstoß hieran nimmt. Für diese persönliche Freiheit und Toleranz, davon sich jedermann leicht überzeugen kann, garantiert nicht nur die polnische Staatsverfassung, sondern auch die alte polnische Tradition. Wirklich nur in Polen, welches seiner Zeit den Tartaren Moscheen aufgerichtet hat, kann jeder nach seiner Façon selig werden. Wirklich können auch nur die Polen, welche 150 Jahre lang durch die Hölle der Unbulsamkeit und des Sakatismus hindurch gegangen sind, volles Verständnis für Freiheit, Wahrheit und Recht besitzen.

Meinen nächsten Erholungsurlaub gedenke ich mit ungleich größerer Freude und Genuß im Kreise meiner näheren Landsleute zu verbringen. Bis dahin — *swój do swego!*

### Achtung! Oberschlesier!

Alle, die Verwandte oder Bekannte haben, die im Abstimmungsgebiet geboren sind und das 20. Lebensjahr vollendet haben, jedoch nicht im Abstimmungsgebiet wohnen, werden hiermit aufgefordert, die genaue Adresse sowie Geburtsort (Kreis) und Geburtsdatum derselben unverzüglich an untenstehende Adresse anzugeben, damit wir diese zur Abstimmung ziehen können.

Polski Komisarjat Plebiscytowy  
Beuthen O.S., Hotel Domnik



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Es hat der Baum das letzte Blatt verloren \*

Es hat der Baum das letzte Blatt verloren  
Und mir ist ein Gedanke jetzt geboren,  
Ja, Verlust und Gewinn, zwei zu gleicher Zeit,  
Gehn wie Kinder Hand in Hand in die Ewigkeit.

Es hat der Baum das letzte Blatt verloren  
Und mir ist ein Gedanke jetzt geboren.  
Ja, Verlust und Gewinn sind zum Ziel vermählt,  
Dort erscheint uns lächerlich, was uns oft gequält.

Es hat der Baum das letzte Blatt verloren  
Und mir ist ein Gedanke jetzt geboren.  
Freudig sei, was dich hebt, allezeit begrüßt,  
Klag nicht um den kahlen Baum, der viel Kraft umschließt.

Es hat der Baum das letzte Blatt verloren  
Und mir ist ein Gedanke jetzt geboren.  
Sink herab, welkes Blatt, wenn dich nichts mehr hält,  
Es hat den gesunden Baum noch kein Herbst gequält.

Es hat der Baum das letzte Blatt verloren  
Und mir ist ein Gedanke jetzt geboren.  
Um dieses Blatt werd' ich nicht einst im Herbst beraubt,  
Bleibst gesunder Lebensbaum ewiglich belaubt.

\* „Aus wehende Schleier“ von der bekannten und gefühlvollen oberschlesischen Dichterin Minna-Helene Kottwitz

### Die Nacht

Novelle von Marya Rodziemicz.

Große Stille herrschte überall. Am Himmel sank schon die Sonne herab und langsam begannen die Sterne einer nach dem andern aufzuladern. — auf der Erde hörte die Arbeit auf und unten am Boden flimmerten die Feuer in den Hütten.

Es war ein langer Maientag für Mensch, Sonne und Flur.

Jetzt zeugte der Tau von der Erde angestrengter Arbeit, die Sterne von des Himmels Mühen, das Lied des Feierabends von den Menschen Mühen... Ein Fluß durchschnitt das Dorf, und nur dieses Wasser allein rausch-

te, redete und lebte. In seine Tiefe fiel der Feuerschein der letzten Hütte und wurde zu einem blutigen Fleck auf seiner Oberfläche. Aus der Hütte drang ein Lied und unterbrach die Stille.

Im Innern der Hütte ruhten vier Leute aus.

Der Hofbauer rauchte halb liegend seine Pfeife, die Bäuerin schälte Kartoffeln; am Fenster begleitete ein junger Knecht ein Lied auf seiner Fiedel.

Eine junge Frau stand am Herdfeuer und sang. Mit um den Nacken gefalteten Händen, versüßerisch zurückgebogen, ließ sie ihre Augen zum Knecht schweifen.

Sie war nicht mehr Mädchen. Ein gresles Tuch umhüllte das kurz geschnittene Haar, sie trug die Kleidung der verheirateten Frauen, Korallen schmückten nicht mehr die Brust. Jung war sie und seltsam stattlich. Schwarzäugig, braun im Gesicht, gut gewachsen und elastisch. Sie hatte etwas Wildes in den Bewegungen, Tollheit in den Augen. Sie sang lange, immer in dieser lässigen Stellung, und reizte den Knecht durch das räthelhafte Lächeln durch die Blut ihrer Blicke und den Purpur ihrer Lippen.

So oft das Herdfeuer am Verlöschen war, warf die Bäuerin einige harzige Scheite darauf und im Vorbeigehen streichelte sie die junge Frau liebevoll.

Endlich ließ der Knecht den Bogen sinken, die junge Frau verstummte. Leer und unheimlich wurde es plötzlich in der Hütte.

„Sing weiter, Tochter,“ begann die Alte.

„Es ist schon aus!“ erwiderte sie und reckte lässig die Glieder.

„Ach was, aus!“ lachte der Knecht, „die Hochzeit hast du ja noch nicht gesungen.“

„Die Hochzeit!“ erwiderte sie und zuckte verächtlich mit den Achseln. „Dir hat man doch schon die Hochzeit gesungen, und mir auch.“

Verdüstert senkte sie den Kopf und war plötzlich gealtert.

„Was macht das?“ warf er herausfordernd hin, „ge-sondert hat man sie uns gesungen, singen wir sie jetzt einmal zusammen.“

„O, du Nichtsnutz!“ die Mutter lachte breit. „Zu deinem Frauchen hast du nicht sehr eilig!“

„Sie wird nicht davonlaufen,“ erwiderte er wegwerfend. „Na, Marynka, sing weiter!“

Sie lachte eigentümlich, bitter und ausgelassen zugleich, warf den Kopf zurück, daß ihr das Tuch auf den Nacken fiel, und begann das Hochzeitslied, das gar nicht lustig war. Der Knecht sang mit.

In diesem Augenblick ging die Thür der Hütte rath auf und es erklang der übliche Gruß:

„Gelobt sei Jesus Christus!“

Das Lied brach plötzlich ab. Die junge Frau blickte dem Eintretenden entgegen, trat einen Schritt zurück und erblaßte. Der Knecht erhob sich und griff unwillkürlich



nach dem in der Ecke stehenden Ruder, die Alte schrie auf und klachte in die Hände.

Nur der Hofbauer schien nicht verwundert, nickte dem Ankömmling zu und erwiderte:

„In Ewigkeit!“

Der Gast trat ein und schloß die Türe hinter sich.

Jung, kräftig und stämmig, mit einem ruhigen und traurigen Gesicht; er trug einen grauen Rock mit grünen Ätzen, eine Mütze mit den Abzeichen der Forstwache und lange Schafstiefel.

Ueber dem Arm hing ihm eine Dachstasche und eine Flinte, die er sofort abnahm und in die Ecke stellte.

Dann wandte er sich zur jungen Frau.

„Guten Abend, Marynka!“ sagte er und bemühte sich zu lächeln.

„Guten Abend, Jakob!“ erwiderte sie gleichgültig.

„Und auch Euch, Vater und Mutter, wünsche ich schön guten Abend, und dir, Matthias. Wie gehts? Alles gut?“

„Ja, nu, immer gleich,“ erwiderte der Alte. „Und was hört man bei dir, Sohn?“

„Auch bei mir ist es immer gleich,“ erwiderte er nickend.

„Vielleicht bist du hungrig?“ fragte die Alte.

„Nein. Müde bin ich. Ein schönes Stück Wegs. Etwas ausruhen möchte ich.“

Er wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirne. Eine seltsame Ermüdung schien es zu sein, denn weiß war er wie ein Linnen und seine Lippen waren fahl. Er ließ sich auf eine Bank nieder und senkte.

„Soll ich dir einen Schnaps geben?“ sagte Matthias lachend. „Du siehst aus, als wärest du einem Gespenst begegnet.“

„Aegste sind schlimmer wie Gespenster. Hab Dank für den Schnaps. Gleich nach der Hochzeit hab ich ihm abgeschworen.“

Ein drückendes Schweigen herrschte in der Stube.

Der Gast, der durch das Fenster blickte, unterbrach es:

„Die Nacht, — die Nacht. Kein Laut, keine Bewegung, und die Wärme dringt einem tief ins Herz. Schön wird der Heimweg sein.“

„Bleibst du nicht über Nacht?“ fragte der Alte.

„A, ich hab's eilig nach Hause! Der Dienst ruft! Eine Stunde bleibe ich da, bis der Mond aufgeht.“

Er erhob sich, trat auf die junge Frau zu, ließ sich neben ihr auf einen Sessel nieder und nahm ihre Hand.

„Nieder hast du gesungen, als ich hierher ging,“ sagte er weich.

„Singe auch mir einmal!“

Sie ließ sich streicheln und kosen, gleichgültig, leblos, und starrte düster in die finstere Nacht hinter den Scheiben. Glehend erhob er seine Augen zu ihr und schaute sie lange an.

Draußen stand Matthias und blickte zu ihnen herüber. Anfangs etwas beunruhigt und neidisch, dann selbstbewußt und fest. Er steckte sich die Pfeife an und hob höhnisch lächelnd zu singen an.

„Schöne Lieder singst du da, Matthias,“ unterbrach ihn Jakob, „lieblich hört es sich an.“ Er wandte sich von der jungen Frau ab, wie erstarrt durch ihre eilige Gleichgültigkeit, stützte den Kopf in die Hände und schien zu schlummern.

Matthias sang lächelnd weiter.

„Ja, so ist es,“ begann plötzlich Jakob, stand auf und reckte sich. „Die Frau wollte mir keine Lieder singen, hab Dank für deinen Gesang. In meiner Hütte hört man nie ein Lied, so ist es denn für mich ein gar großes Fest. Still ist der Abend bei mir, die alte Mutter stöhnt, die Grillen in den Ecken führen den Fiedelbogen und die Bäume draußen die Baggeige.“

Er lachte auf, schob seinen Gurt zurecht, strich die Haare aus der Stirne und griff nach seiner Flinte.

„Der Weg ist weit, es ist Zeit. Pack dich, Marynka,“ sagte er und stopfte sich seine Pfeife.

„Besser wär's, du bleibst über Nacht,“ warf noch einmal die Alte ein.

„Nein. Bei solcher Nacht rubert es sich gut. Ein weiter Weg, es dämmt früh. Es ist Zeit nach Hause.“

Automatisch erhob sich die junge Frau, ohne sichtlichen Protest, jedoch mit einem hartnäckigen Trotz in den Augen.

Schweigend begann sie sich für den Weg herzurichten, ihre Sachen herbeizutragen. Die Mutter half ihr mit zitternden Händen. Matthias sagte Gute Nacht und verschwand.

Ins Feuer starrend, wartete Jakob geduldig.

„Hör mich an, Sohn,“ begann die Alte, „du bist ein verständiger Mensch. Strafe sie nicht hart! Ein dummes Ding.“

Die Alte ergriff seine Hand.

„Jakob, Liebster, erbarme dich, schlage sie nicht! Sie wird sich schon besinnen,“ bat sie, ihre blassen Augen zu ihm erhebend.

Er blickte sich in der Hütte um. Die junge Frau stand schon bereit, mit ihrem Bündel Sachen am Arm und schaute ihn mehr neugierig denn ängstlich an.

„Gib's her, ich werd's tragen,“ sagte er kurz.

Dann verneigte er sich vor den Alten und schob die Mütze in die Stirn.

„Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit! Glückliche Reise!“

„Gehabt Euch wohl!“

Die Tür knirschte und still wurde es.

Die Beiden gingen den Steg zum Flusse hinab, sprachen kein Wort miteinander; die Frau voran, der Mann hinterdrein, — der Neumond verdoppelte ihre Gestalten. Die Schatten bewegten sich gleichfalls wie eine geistige Eskorte.

(Fortsetzung folgt.)

## Hymne an Polen

von J. de. Lamenais (1782—1784).

Uebersetzt von Dr. Jos. Minn-Bottrop.

Schlafe, geliebtes Polen, schlummere in Frieden, in Deinem Grabe, wie sie es nennen — ich aber, ich weiß daß es Deine Wiege ist.

Als verlassen, verraten, ermattet im Kampfe erschöpft Deine Stirn erbleichte, Deine Knie wankten, da erbeben sie vor wilder Freude und stießen einen langen Schrei aus, einen wilden Schrei, scharf wie der Schrei der Hyäne, der zur Nachtzeit den Wanderer in seinem Zelte erschauern läßt.

Schlafe geliebtes Polen usw.

Wie jene Ritter der Vorzeit, die in schimmernder Rüstung auf altersgrauen Steingräbern schlummern, so lag da der Riese ausgestreckt auf dem Boden — sie warfen die Handvoll dieser blutdurchtränkten Erde auf ihn mit den Worten: — Er wird nie wieder aufwachen.

Schlafe geliebtes Polen usw.

Deine vertrauten Söhne haben die Wundermär deines Ruhmes in alle Welt getragen. Sie haben verkündet, wie du auf einmal das Joch deiner Bedränger zerbrachst, wie du aufstandest gleich dem schwertbewaffneten Gottesboten, um die zu strafen, die über die Gerechtigkeit spotteten. Und das Herz der Gewaltherrscher begann zu beben.



Schlafe geliebtes Polen usw.

Dann, bekannt wurde, was deine Augen geschaut, bevor sie sich schlossen — den unüberwindlichen Mannesmut, die heldenhafte Fertigkeit schwacher Frauen, der heilige Feuersifer keuscher Jungfrauen, die fromme Hingabe der Priester, sogar die Begeisterung der kleinen Kinder, die sich losreißen von dem Arm der Mutter um für dich ihr Leben hinzugeben — da beugten die Völker gerührt ihr Haupt und vergossen Tränen.

Schlafe geliebtes Polen usw.

Sollten so viel Opfer, so viel Mühjal, solche Taten fruchtlos sein? Sollten diese heiligen Blutzeugen in den Boden des Vaterlandes nur das Samenkorn der dauernenden Knechtschaft gesenkt haben? Sollte es für immer um dies Vaterland geschehen sein, nach dem sich noch die Sehnsucht der armer Verbannter aus der Ferne hinwenden. Bleibt denn da nichts anderes übrig, als ein Grab, mit ein wenig Rasengrün überwachsen? Ach, sagt es mir doch!

Schlafe geliebtes Polen usw.

Der Fege hat zitternd die waffenlosen Krieger ermüdet; er hat ihre tapferen Hände in das Schandeweis ge-schlossen; er hatte Furcht vor Frauen, sogar vor Kindern und die Wüste verschlang, was das Schwert verschont. Während sie sich in die Einsamkeit verkrochen, wo man sie wie eine Vieherde in die Abgründe der Erde warf, da barst die Tempelmauern über den blutbespritzten Altären.

Schlafe geliebtes Polen usw.

Was vernehmt ihr aus diesen Wäldern? Das traurige Murmeln der Winde. Was seht ihr über diese Ebenen dahinfahren? Den Wandervogel, der einen Ort sucht für Rast und Ruhe. Ist das alles? Nein, ich sehe ein Kreuz gegen Osten gerichtet. Es bezeichnet den Punkt, wo die Sonne sich erhebt und gegen Abend senken in seiner Nähe süße und geheimnisvolle Stimmen.

Schlafe geliebtes Polen usw.

Seht! Auf seiner bleichen, aber ruhigen Stirne liegt unverwundliches Vertrauen, auf seinen Lippen ein leichtes Lächeln. Was hat es im Schlafe gesehen? War es ein leeres Traumgebilde, das es im Entschwinden täuschte. Nein, die göttliche Jungfrau, die es zu seiner Königin erkoren, ist aus Himmelshöhen herniedergestiegen. Sie hat eine Hand auf ihr Herz gelegt und mit der anderen schiebt sie den Schleier der Zukunft beiseite, und der hinter diesem Schleier stehende Glaube hat ihm die Freiheit gezeigt.

Schlafe, geliebtes Polen, schlummere in Frieden in deinem Grabe, wie sie es nennen. Ich aber, ich weiß, daß es deine Wiege ist.

Diese Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen.

## Der Altweiber-Sommer

Die schönen, sonnigen Septembertage, an denen der Aufenthalt im Freien so angenehm ist und die Wanderungen über freie aussichtsreiche Höhen so genussreich sind, scheinen heuer schon ein Opfer des unaussprechlichen Regens zu werden. Aber nun sind sie da, die Temperatur ist wieder warm, der Himmel strahlt im klaren, tiefen Blau, und wenn man frühmorgens an den Feldern vorbeigeht, auf denen noch vor einigen Wochen die Garben standen und jetzt die Ackerunkräuter zwischen den Stoppeln wuchern, so sieht man den zarten silbernen Schleier, dessen Fäden sich von Stoppel zu Stoppel spinnen und im Morgensonnenschein in den Regenbogenfarben spielen. Dieser feine Schleier, dessen Fäden mitunter auch in der Luft daherschwirren, und an einem Baumzweig oder am Gut des Spaziergängers hängen bleiben, heißt im Volksmund „Altweiber-sommer“, „fliegender Sommer“ oder „Flugsommer“. In früheren Jahrhunderten bezog der Volksglaube diesen

Altweiber-sommer auf die heilige Jungfrau, weshalb er im südlichen Deutschland Mariengarn, Marienfaden oder Frauensommer, in Frankreich auch fil de la Vierge und in England Gottessehle genannt wird. Dieser „fliegende Sommer“ ist nach den Beobachtungen neuerer Naturforscher nichts anderes, als ein Gewebe wandernder, junger Spinnen, die zu den Gattungen der Luchsspinnne, Kreuz-spinnne, Krabbenspinnne, Weberspinnne gehören. Die jungen Spinnen, für die zumeist die Spinnenmutter sorgt, bis die erste Häutung vorüber ist und sie sich selbst ein Nest bauen können, suchen nämlich einen trockenen Ort zum Ueberwintern. Zu Fuß können sie so große Strecken wohl kaum zurücklegen, sie bedienen sich daher eines Luftschiffes, das ihnen die Natur zur Verfügung stellt, nämlich eines feinen Netzes von zarten Fäden. An sonnigen Septembertagen erklimmt die Spinne einen Halm oder Baumstamm, stellt sich auf den Kopf und läßt aus den am Hinterrumpf sitzenden Spinnwarzen ein Büschel von Fäden hervorschießen, das vom Winde hin und hergezerrt wird. Sobald das Fadenbüschel stark genug ist, um die Spinne zu tragen, läßt sie diese von ihrem Halt los und schwebt, gewöhnlich auf dem Rücken liegend, mit ihrem Luftschiff davon. Während der Fahrt vermehrt die Spinne noch die Fadenbüschel, die sie zum Teil mit den Füßen festhält und an denen sie wie eine Gondel hängt. In der warmen Luft der sonnigen Septembertage steigt nun das Spinnenluftschiff empor und wird vom Winde fortgetragen. Schwindet die Sonne vom Himmel und wird die Luft kühl, so muß die Spinne ihre Luftreise aufgeben. Sie wirft einen oder mehrere lange Fäden herunter, mit denen sie am Boden, an den Stoppeln und Helmen einen festen Halt sucht. Die Fäden sind am nächsten Morgen deutlich zu sehen, weil sich in den Tau-perlen, die in der Nacht darauf gefallen sind, das Sonnenlicht in den Regenbogenfarben bricht. Wenn die Sonne wieder die Luft erwärmt und der Wind die feinen Gespinste von den Stoppeln losreißt, dann setzt die Spinne ihre Luftwanderung fort bis sie einen passenden Winteraufenthalt erreicht hat.

Natürlich hat sich der Volksglaube dieser eigenartigen Erscheinung der durch die Luft ziehenden Fäden des Altweiber-sommers schon in alter Zeit bemächtigt und darin die verschiedensten Märlein geknüpft. So heißt es in einer der Sagen, daß sich ein Mädchen von der heiligen Jungfrau für ihren Bruder einen Uebertwurf ausbat, der ihn unüberwindbar machte. Aber die Schöne gab das kostbare Kleid, dessen Wolle sie gesponnen hatte, ihrem Liebsten, der in dem Bewußtsein seiner Unverwundbarkeit ihren Bruder erschlug. Seitdem sitzt die Sünderin am Spinnrad und spinnt, aber der Wind entführt ihr die Fäden weit über das Land. Auch sonst steht das Gespinnst des Altweiber-sommers beim Volk in einem gewissen Ansehen. Man legt die Spinnweben auf kleine Schnittwunden auf, weil man meint, daß sie heilkräftig sind.

(Neues Wiener Journal.)

## Eine japanische Weiberstadt

Auf Hondo, der größten der japanischen Inseln, liegt an der Küste des Stillen Ozeans eine Stadt, die sicher in ihrer Art einzig ist. Die Stadt ist mehrere hundert Jahre alt und wohl die einzige Stadt in der Welt, wo die Frauen die erste Rolle spielen. Die Frau ist hier nicht nur Oberhaupt der Familie, sondern sie sorgt auch für deren Unterhalt. Die Männer dagegen besorgen das Haus und die Kinder verrichten die übrige Arbeit, die sonst die Frau obliegt.

Die Japaner nennen diese Frauen „Kimpfen“, da ihr Beruf darin besteht, ins Meer nach Perlen zu tauchen.



Die Stadt liegt an der Schiambucht, und hier finden sich außerordentlich viel Perlmuscheln, die die Frauen vom Meeresgrund heraufholen. Im Sommer bringen die weiblichen Perlenfischer bis zu zehn Stunden täglich draußen auf dem Meere zu und sie sind im Tauchen so geschickt, daß sie sich zwei bis drei Minuten unter Wasser aufhalten können. Es ist eine mühselige Arbeit in ihr Heim zurückkehren, müssen sie oft genug noch im Haushalt anlegen, wenn der Mann nicht mit der Hausarbeit fertig geworden ist. Die Männer werden vollständig als untergeordnet angesehen, und die Geburt eines Knaben hält man fast für ein Unglück, während der Eintritt eines Mädchens in die Welt mit Befriedigung begrüßt wird.

Bereits von ihrem vierten Jahre ab müssen sich die kleinen Mädchen mit dem feuchten Element vertraut machen, in dem sie später arbeiten sollen, und sie müssen sich unter der erfahrenen Anleitung ihrer Mütter im Schwimmen und Tauchen üben. Wenn sie 14 Jahre alt sind, müssen sie mit der ersten Arbeit beginnen; aber jetzt dürfen sie sich noch nicht so lange im Wasser aufhalten, und sie dürfen überhaupt noch nicht solange arbeiten, wie ihre erwachsenen Genossinnen.

Die Männer in dieser merkwürdigen Stadt achten bei der Heirat nicht so sehr auf die Schönheit ihrer Zukünftigen, als auf ihre Gewandtheit im Tauchen. Ist die junge Frau in ihrem Beruf geschickt, so kann sie sehr leicht die Familie erhalten. Gewöhnlich hören die Frauen auf zu tauchen, wenn sie vierzig Jahre alt geworden sind. In diesem Alter sind sie meist auch schon Großmütter, und nun sind jüngere Kräfte an der Reihe. Sie widmen sich jetzt der Erziehung der Kinder und bilden vor allem die jungen Mädchen für ihren künftigen Beruf als Perlenfischerinnen aus.

#### Heimkehr nach siebenjähriger Gefangenschaft.

Mit einem Heimkehrerdampfer aus Rußland traf in Swinemünde der neunzigjährige Ungar Bumba ein, der als junger Hutar 1848 in russische Gefangenschaft geriet und nach Sibirien verschleppt wurde. Als Bettler fristete er dort sein Dasein. Heimkehrende Ungarn nahmen ihren Landsmann mit.

#### Die Erbschaft im Bilderrahmen.

In Leer bei Emden starb eine alte Frau, die ihr Leben lang in äußerst ärmlichen Verhältnissen ihr Dasein fristete. Als letzten Wunsch hatte die Verstorbene geäußert, man möge ihr ein seit vielen Jahren in ihrer Stube hängendes Bild, einen vergilbten, wertlosen Oelbdruck, mit in den Sarg legen. Obwohl den Angehörigen dieser Wunsch der Alten recht sonderbar vorkam, beschloßen sie doch, ihn zu erfüllen. Es zeigte sich aber, daß der Name des Bildes zu groß war, um im Sarge untergebracht zu werden. Man löste ihn daher von dem Bilde ab und fand zu allgemeinem Erstaunen hinter der Rückwand des Bildes eine große Anzahl von Geldscheinen, die insgesamt die Summe von 10 000 Mark ausmachten. Jetzt war den Hinterbliebenen die merkwürdige Vorliebe der Frau für das wertlose Bild plötzlich klar. Es wurde der Verstorbene denn auch lächerlich zusammengerollt und mit einem stillen Dank der unter Tränen lächelnden Erben mit in die Gruft gegeben.

#### Eine neue Südpolexpedition.

Am Montag hat die antarktische Expedition London verlassen. Sie besteht aus fünf Mitgliefern, die von Cope geführt werden, der bereits an der Expedition Saadkstone teilgenommen hat. Die Dauer der Expedition soll sieben Jahre betragen. Es soll versucht werden, den Südpol auf dem Luftwege zu erreichen.

#### China die Kohlenkammer der Welt.

Die Meldung, daß Frankreich von der chinesischen Regierung 100 000 To. Kohle gekauft hat, lenkt die Aufmerksamkeit auf die ungeheuren Kohlenvorräte Chinas, die, praktisch betrachtet, unerschöpflich scheinen und in der Hauptsache einen noch unbehobenen Schatz darstellen. China besitzt genug gute Kohle, um für tausend Jahre die ganze Menschheit mit Heizstoff zu versorgen, wenn man der Berechnung den gegenwärtigen Weltbedarf von einer Milliarde Tonnen im Jahre zugrunde legt. Das Kohlenbecken Chinas wird auf eine Ausdehnung von mehr als 350 000 Quadratkilometer geschätzt, ein Gebiet, das größer ist als Preußen vor dem Kriege. Dabei darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß in China das Kohlenvorkommen sich nicht auf wenige Begünstigte, sondern daß sich hier die Kohlenflöße über das ganze Reich und über alle Provinzen erstrecken.

#### Ja, sie sind halt immer so dickfellig.

Der „Völkische Beobachter“ in München schreibt in einer fast verzweiferten Stimmung vom Hakenkreuz:

„Man sollte glauben, dieses deutsch-völkische Zeichen wirkte deutlich genug auf jeden Denkenden. Weit gefehlt! In Bad Salzga am Rhein hat das dortige Kurhaus seine Marke kennzeichnen wollen, indem die Verwaltung der Bades gleich auf dem Wegweiser zum Kurhotel das Hakenkreuz in nicht mißzuverstehender Weise hat anbringen lassen. Wir lenkten nun mit besonderer Freude und Geyugnung unsere Schritte ins Kurhaus, obgleich genügend andere gute Gaststätten in Salzga vorhanden sind. Das ganze Geschirr im Kurhotel ziert das weiße Hakenkreuz auf rotem Grunde. Wer aber beschreibt unsere Ueberaschung, als wir den Garten betraten? Wer bevölkert den herrlichen Garten? Wer sitzt in der schönen Terrasse? Alle Gäste, auch die Wohn Gäste vom auserwählten Volk, ganz unter sich! Auf das Geschirr deutend, fragte ich das bedienende Mädchen: „Was bedeutet denn dies Zeichen?“ Darauf bekam ich die Antwort: „Ja, das ist doch das antisemitische Zeichen!“ „So“, sagte ich, „deshalb sitzen außer uns nur Juden hier!“ Worauf das Mädchen mit bezeichnendem Blick zur Seite gelassen den Ausspruch tat: „Ja, die sind halt so dickfellig.“

#### Eine Raubmörderfamilie verhaftet.

Vor einigen Tagen wurde in Deutmannsdorf bei Schweidnitz der Mühlenbesitzer Bentisch ermordet und seine Mühle ausgeplündert vorgefunden. Nunmehr ist es der Kriminalpolizei gelungen, als Täter eine Familie Wolff zu ermitteln. Es handelt sich um drei Brüder im Alter von 21, 19 und 16 Jahren, die den Mörder aus dem Hinterhalt erschossen haben. Am nächsten Tage plünderten sie dann im Verein mit der sechzehnjährigen Schwester die Wohnung aus. Die vier Familienmitglieder wurden verhaftet.

#### Achtung! Oberschlesier!

Alle, die Verwandte oder Bekannte haben, die im Abstimmungsgebiet geboren sind und das 20. Lebensjahr vollendet haben, jedoch nicht im Abstimmungsgebiet wohnen, werden hiermit aufgefordert, die genaue Adresse sowie Geburtsort (Kreis) und Geburtsdatum derselben unverzüglich an untenstehende Adresse anzugeben, damit wir diese zur Abstimmung zuziehen können.

Polski Komisarjat Plebiscytowy  
Beuthen OS., Hotel Romniz



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Die Mutter Polen und ihre Kinder

1. Getrennet von der Mutter  
Zieht ihre Kinder umher,  
Sie schweifen und sie irren  
Ein weitverstreutes Heer.
2. Sie denken an sie mit Lächeln  
Und denken mit Tränen an sie;  
Das Lied der Nachtigallen  
Ist ihnen Elegie.
3. Es mahnet sie der Frühling  
An einen schönern Mai  
Voll Grün und lachender Hoffnung  
Doch ach, der Lenz ist vorbei.
4. Da klangen frohe Lieder,  
Nun sind sie längst verhallt,  
Es sank in Gräber nieder,  
Was damals froh gewallt.
5. Es ist getrennt, zerrissen  
Das alte, liebe Band,  
Die schweifenden, irrenden Scharen  
Sie haben kein Vaterland!
6. In fremden Regionen  
Geneset nirgends die Brust;  
Wo sollen die Armen wohnen?  
Ach, hätten sie das gewußt!
7. Wohl wachen die alten Schmerzen  
Auf in dem bewölkten Sinn,  
Wohl zieht's die blutenden Herzen  
Zu der fernen Mutter dahin.
8. Die steht wie Rahel und weinet  
Um ihrer Kinder Geschick,  
Sie kehrt nach Süd' und Norden  
Den gramumnachteten Blick.
9. Es strecken sich tausend Arme  
Voll Sehnsucht hinüber nach Ihr,

Aus Frankreich, Deutschland, Sibirien  
Klingt's: „wären wir bei dir!“

10. „Du heiß geliebte Mutter,  
Die uns geführt und gepflegt,  
An deren Brust wir gesogen,  
Für die das Herz nur schlägt!
11. Stiefkinder sind wir geworden;  
Die fremden Mütter sind  
So kalt und hart und fühllos!  
Du kennst allein dein Kind!
12. Wann wird das alte Unglück  
Doch endlich einmal zu Glück?  
O wann an deinen Busen,  
Wann kehren wir zurück?“

Ernst Ortlepp.

Aus den „Polenlieder deutscher Dichter.“

### Die Nacht

Novelle von Marya Rodziewicz.

Auf dem Steg begegneten sie einigen Mägden mit vollen Wassereimern.

Man begrüßte sich im Vorbeigehen, sobald aber die beiden sich entfernt hatten, erklang Gelächter und Geflüster.

„Da, seht hin, schon wieder ist der dumme Jakob gekommen, sein Weibchen abzuholen.“

„Das Zigeunerblut will er bezähmen, der dumme Kerl! Hahaha!“

Jakob hörte das Geflüster. Er senkte den Kopf, errötete vor Scham. Also zum Gelächter wurde er!

Er sprach jedoch kein Wort.

Ueber diese Wiese gingen sie, zum Fluß hinab, der mit leisem Rauschen an den Kahn am Ufer schlug; mit trockenem Schilf war er angefüllt; auf dieses Lager warf sich Marynka und legte sich hin wie zum Schlaf.

Jakob reichte ihr das Bündel, schob den Kahn ins Wasser, sprang hinein; er blieb am Bug stehen und steuerte und trieb den Kahn mit einem Ruder.

Nach näherten sie sich dem anderen Ufer, verschwanden im Schatten der niedrigen Sträucher und hatten an der Biegung bald das Dorf aus den Augen verloren. Sie waren allein, ganz allein in dieser Maiennacht.

Der Forstwächter nahm die Flinte, die Tasche und den Rock ab. Die Wärme, von der er sagte, daß sie einem tief ins Herz dringt, umfing ihn. Der Mond beleuchtete



seine ganze Gestalt und zeichnete über dem Fluß einen silbernen Steg, auf dem Jakob stets den Rahn steuerte. Mit traurigen Augen blickte er in die Ferne.

Ein feuchter, herber Duft erhob sich von der Wasserfläche; manchmal strömte der scharf Geruch der vom Ruder berührten Wassermünze ihnen entgegen; auf dem silberblauen Fluß erglänzten blühende Wasserpflanzen und graues Schilf irrte wie kleine Wolken über die glattschimmernde Fläche.

In den Häuten an den Ufern schlugen die Nachtigallen, auf den Wiesen flimmerten Irrlichter, weiße Dünste stiegen auf. Nirgends die Spur eines Menschen.

Jakob ruderte geräuschlos, als wollte er die Stille nicht stören, nicht verschrecken.

Der Rahn glitt dahin wie ein Gespenst, eine kaum merkbare Spur zeichnend.

Die junge Frau lag im Schatten und stellte sich schlafend.

Plötzlich erhob der Bauer die Stimme, kose, stehend und leise:

„Marynka, willst du mich anhören?“

„Sprich“, erwiderte sie dumpf und suchte mit den Achseln.

„Sag mir, was hab' ich dir angetan?“

„Nichts, ich mag dich nicht!“ brummte sie.

„Ja, so ist es. Die alte Mutter hat die Wahrheit gesagt. Nimm dir, hat sie gesagt, einen bösen Hund und streichle ihn und nähre ihn, — er wird dich lieb gewinnen, aber nimm dir keinen Menschen, sei nicht lieb und gut zu ihm, denn er ist kein Hund, — er wird dich beißen oder fortlaufen.“

„Die Wahrheit hat sie gesagt. Du hättest mich nicht nehmen sollen!“ brummte die Frau.

Erstaunt blickte er sie an.

„Hab' ich dich mit Gewalt genommen. Du hast es vergessen. Zwei Jahre sind's her, dort, in jenem Tal, sind wir in der Johannisnacht im schwarzen Wald zusammengekommen. Die Jungen hatten ein Feuer angezündet, die Mädchen haben alte Lieder gesungen. Am höchsten bin ich über die Glut gesprungen und am schönsten hast du gesungen. Marynka, was hab' ich dir den bösen angetan, weil ich dich so lieb gewonnen, und wie sollt ich's wissen, daß du mich nicht länger mögen wirst, als jene einzige Nacht? Damals hast du mich doch lieb gehabt, Unglückliche! Unter jenen schwarzen Eichen haben wir die Dämmerung erwartet, haben uns an den Händen gehalten und haben gekostet. Vergessen hast du es, und ich hab' es vergessen in Ewigkeit. Und was hab' ich dir denn für ein Unrecht angetan? Vor deine Eltern bin ich getreten, einmal und zweimal, habe mich vor ihnen verneigt, und du hast mich begrüßt. Andere hatten dich lieb, viele waren es, zur Lust, zum Scherz, das Leben wollte keiner hergeben, ich gab's hin. Da, das ist meine ganze Schuld...“

Aufgeregt schlug er mit dem Ruder in die Wellen. Einige aufgeschreckte Fische plätscherten, die Nachtigallen verstummten für eine Sekunde, der Rahn schwankte. Die nächtliche Stille beruhigte den Bauern. Mit gedämpfter Stimme erzählte er langsam weiter und rief Erinnerung wach:

„Zu deinen Eltern bin ich hingegangen, an diesem Fluß sind wir zusammengekommen, und ich habe warme Worte zu dir gesprochen: mein Vögelchen, mein Schwanenweibchen, komm in meine Hütte, meine Königin, meine Herrscherin meine Liebste! Schicksal bist du mir und Reichtum. Wie meine Seele, wie meine Augäpfel werd' ich dich behüten und dich pflegen. Nichts macht es mir aus, daß mich die Leute vor dir warnen, ich gebe nichts auf böse Zungen, — nur dir glaube ich! Mein Leben geb' ich hin, wenn's dir nur gut geht. Du hast mich angehört, an meine Brust gelehnt, hast deinen Mund küssen lassen, bis du mir

ganz den Verstand genommen und die Seele gebunden. Als ich mich deinen Eltern mit der Bitte um dich zu Füßen neigte, da hast du geweint wie ein guter Mensch weint, bist meiner froh gewesen.

„Oh, die warme, die liebe Nacht!“

„Auf meinem Heimweg hat die Nacht meine Liebe gesehen, hat mein Verlangen und meine Unruhe gesehen, meinen Stolz und meine Freude. Oft bin ich zu Zeiten nach Hause gegangen, wo das Böse über die Wasser irrt, zeigt und lacht, und zu Zeiten, wo die Welle zusammen mit mir die Eisshollen trug und den Tod, und nie habe ich das Verderben gefürchtet, nie mich geängstigt, so groß fühlte ich mich und ruhig durch dich! Du mein Geschick, du meine Kraft! — da, und was ist aus mir geworden! Ein halbes Jahr hat das alles gedauert. Vor den Altar bin ich mit dir getreten und habe dich in meine Hütte genommen und habe dich in warmer Nacht zu mir gebracht zu Glück und Freude, zu Reichtum und Ueberschuß. Denkst du nicht mehr daran, Verführerin! Gütiger Gott, wenn ich einen Menschen umgebracht hätte und wenn ich dann zu seinen Waisen so gut gewesen wäre wie zu dir in jenem Jahr, dann hätte ich mir bei den Waisen das Blut des Vaters und bei Gott meine Seele abverdient. Und du hast meine Hand gebissen, du hast meine Augen ausgestochen, hast mein Herz vor die Türe gefehrt und meine Seele wie einen Lumpen zusammengeknüllt. Da, das ist alles! ...“

„Die alte Mutter hat die Wahrheit gesagt: nimm du dir keinen Menschen zum Lieben, das steht nicht in Menschenmacht! Verlassen hast du mich und bist davon gelaufen! Ich hab' mich damals im Staube gewälzt, hab' im Sand gebissen, keine Ader in mir, kein Knochen, der nicht tödlich schmerzte, mit meinen Tränen floß Blut, und der Wahnsinn zerriß meinen Kopf. Du lieber Gott! Dem einzigen Sohn weint die Mutter nicht so nach wie ich dir. Tödlich hast du mich damals getroffen, aber ich hab' mich noch an den Gedanken geklammert: sie wird sich bereuen, sie wird's bereuen!“

„Und ich bin hingefahren um dich abzuholen und hab' nicht auf die Scham geachtet, auf das Gelächter, auf den Hohn, und hab' dich wieder mitgenommen. So hat es mir damals die liebe warme Nacht geraten. Ich hab' ihr gelauscht, als ich zu dir hinruderte, und sie hat mir zum Trostzugeflüstert: sei geduldig, sei still, — mit Güte mußt du sie an dich fesseln. Und als du zurückgekommen, da hab' ich dich nur sanft zur Arbeit angetrieben und hab' geglaubt, daß die bösen Gedanken dich verlassen werden. Nicht angerührt hab' ich dich, nicht gezwungen, nur immer lieb gegeben. Zum Dank dafür bist du zum zweiten Mal davon gelaufen. Die Mutter hat gesagt: laß fahren! Ich hab' es nicht gekonnt. Die Leute haben gerufen: Schlag zu! — ich hab' es nicht gewollt!“

„Du hättest zuschlagen sollen“, warf die junge Frau kurz hin. „Totschlagen, Schlag machen!“

Jakob blickte sie eine Weile entrüstet und entsetzt an, dann wandte er die Augen ab und schwieg lange.

„Wäre ich unter vielen Menschen aufgewachsen, hättest du es vielleicht verstanden“, begann er traurig, „aber mich hat der Wald aufgezogen, dem Wild hab' ich zugeschaut und nie gesehen, daß die Tiere sich getötet oder sich Böses zugefügt. Der Nacht hab' ich mein Leid geklagt, bin wieder hingefahren und hab' dich mitgenommen — ohne ein böses Wort. Aber ganz leblos bin ich schon gewesen, ohne Trost, ohne Aufmunterung, ohne Glauben. Kein guter Gedanke ist mir in den Sinn gekommen, die Lippen haben das Lachen vergessen und die Welt, die ich mit meinen Augen sehe, ist grau und trüb, als wollte der Herbst nie von der Erde und vom Himmel weichen. Ja also, — und so hab' damals beschlossen ein Ende zu machen. Ich hab' es schon ganz sicher gewußt, daß ich dich von Matthias nicht loskaufen werde, weder mit Bitten noch mit



Drohungen, noch durch Gnade noch durch Blut, und ich hab' es aufgegeben, mit dem bösen Geschick zu hadern. So war's bestimmt. Er ist dir lieber, der da, der von dir zu seinem Weib geht, er, der dich nicht nehmen wollte und nur scherzte und Lieder sang und solcher wie du einen ganzen Haufen hat, — jeden Tag eine andere, und über jede macht er sich vor seiner Frau lustig. Dir ist er aber der Liebste, und du liebst ihn wie ich dich. Was soll man da machen?

„Ich hab' es gelernt, diese Gedanken mir so oft zu wiederholen, bis die Seele von Grund auf zerfressen war b's die Bitternis und die Scham überwunden waren und das Herzeleid wie erstorben vor Schmerz.“

„Man muß Schluß machen. I — es ist Zeit. Einer von uns ist zu viel auf der Welt.“

„Umbringen sollt' man sich, dacht' ich mir, weil du ja den Matthias doch nicht kriegen wirst, seine Frau steht zwischen euch! Ihn umbringen, hab' ich gedacht, aber das war ein dummer Gedanke, und so hab' ich ihn vertrieben. An dich konnt' ich ja gar nicht dabei denken. Nein, nein! Winter war es damals auf Erden, und du warst bei mir in der Hütte. Der Liebe konnt' ich mich nicht entwinden die Seele hab' ich umgebracht, den Schmerz zer schlagen aber jenes hat weitergelebt — hat weitergelebt!“

„Bis der Frühling gekommen ist. Du hast in aller Winkeln geweint, deine Augen waren mir, wie verdorrt bist du gewesen vor Gram und Herzeleid. Jeden Tag bist ich unruhiger aus dem Walde heimgekehrt, ob ich dich wohl noch antrefse, b's — das Treibeis war schon geschmolzen, da, eines Abends schau ich hinein — du bist nicht da. Du selbst hast das Urteil über dich gesprochen!“

„Was für ein Urteil?“ fragte die Frau. Sie erblaßte plötzlich und erhob die Augen zu ihm.

## Zur oberschlesischen Schulfrage

Als auf Grund der Verordnung der Interalliierten Kommission am Anfang Juli die schulechnischen Beiräte ernannt wurden und ihr Amt antraten, hi die polnische Bevölkerung diese Maßnahme mit großer Befriedigung aufgenommen. Auch gerechdenkende deutsche Kreise haben in dieser Ernennung nur das gesehen, was sie bezweckte, nämlich ein Mittel, um auf dem Gebiete des Schulwesens vermittlung der Durchführung der Gleichberechtigung die so heiß ersehnte Beruhigung der Bevölkerung und Versöhnung der streitenden Parteien zu erreichen. Jeder Oberschlesier, dem der Friede der Heimat am Herzen lag, ersehnt diese Gleichberechtigung und die aus ihr folgende Versöhnung mit ganzer Seele. Die letzten Jahre der inneren Entwicklung Oberschlesiens führen uns erst genau vor Augen, wie unglücklich die preussische Schulpolitik in Oberschlesien gewesen ist, wie schwere Wunden das System Schwerin-Klüster (im oberschlesischen Volksleben geschlagen hat. Die Schule sollte den Oberschlesier innerlich nicht nur deutsch, sondern auch noch preussisch machen. Aber sofort erhoben sich aus seiner Mitte Männer, die mit ihrer ganzen Würde mit tiefster Ueberzeugung aufstanden, um den Kampf für das heiligste Recht, für das der Muttersprache, aufzunehmen; immer zahlreicher wurden seine Schüler und Führer, von den Tagen des Pfarrers Szafrankel an bis auf den heutigen Tag.

Als nun die Interalliierte Kommission sich mit der ganzen Wucht ihrer Autorität für die Durchführung der Freiheit und Gerechtigkeit, für die Gleichberechtigung in Schule und Verwaltung einsetzte und für das Schulwesen zuerst die Beiräte einsetzte, da zeigte es sich erst so recht klar, wie preussisch-verleuchtet das Schulwesen Oberschlesiens ist, wie furchtbar, wie hart der Kampf gegen diesen unbulbsamen preussischen Geist ist daß sogar das Volk selbst

in seiner Masse sich erheben muß, um sich und seine angeerbten Rechte zu schützen und zurückzuerobern. Welches ist nun die den schulechnischen Beiräten vorgezeichnete Aufgabe? Sie besteht darin, dafür einzutreten, daß durch die Durchführung der Gleichberechtigung der polnischen Sprache mit der deutschen auf dem Gebiete des Schulwesens zur Beruhigung der Bevölkerung beigetragen werde. Dieses Ziel ist so erstrebenswert, daß man meinen sollte, alle, auch die kleinsten Faktoren in dem System des Schulwesens sollten nach ihrer Aufgabe Hand anlegen zu seiner Verwirklichung. Wer ihre fast 3 monatige Tätigkeit genau verfolgt, wird aber zu der Ueberzeugung gebracht, daß wir von diesem Ziel noch sehr weit entfernt sind. Der tiefste Grund dafür ist der, daß man sich auch im Schulwesen Oberschlesiens noch nicht zu der Meinung und Klarheit durchringen konnte, daß hier nicht erst seit gestern vor wenigen Monaten eine ganz veränderte Lage besteht, daß man dieser gegenüber und vor den daraus entspringenden Folgerungen und Notwendigkeiten absichtlich die Augen verschließt. Man ist nicht gewillt, den berechtigten Anspruch auf die Gleichberechtigung im Schulwesen u. der aus ihr entspringenden Berücksichtigung seiner Eigenart anzuerkennen. Jedes Mittel ist hierbei recht wenn man damit die Durchführung dieser Gleichberechtigung verhindern kann: Züchtigung und Schikanierung der Jugend und der Eltern, offener und passiver Widerstand, politische Beeinflussung Drohung, Angriffe in der Presse, Verhöhnung, Verleumdung, kurzum jedes Mittel ist recht, um seinen Widerstand zu stärken. Die Presse hat dafür bereits erdrückende Beweise gebracht. Und wenn auch nur ein kleiner Teil hiezu und sich fest sein sollte, er reicht aus, um Beweisskraft zu besitzen.

Man wird uns vielleicht entgegnen: Das Schulwesen ist ein so komplizierter Mechanismus und Apparat, daß er sich nicht von heute zu morgen umbauen läßt. Das ist richtig, ich frage aber: „Können die Leiter und maßgebenden Persönlichkeiten des oberschlesischen Schulwesens Beweise bringen, die überzeugen, daß das oberschlesische Schulwesen überhaupt schon im Anfangsstadium der Umgestaltung ist? Außer von Scheinbeweisen, kleinen oder halben Maßnahmen — nichts —, alles nur eitel Schaum und Schlagerei, denn es fehlt der ernste und gute Wille, ernst und fest ist dagegen der Wille, es möglichst beim Alten bewenden zu lassen, um, wenn, was allerdings das Volk verhilfen wird, Oberschlesien bei Preußen-Deutschland verbleiben sollte, mit um so rücksichtsloserer, brutaler Gewalt alle Germanisierungsregister zu ziehen. Haben das nicht schon Regierungsbeamte, Kreisschulinspektoren, Spelinspektoren und Lehrer offen erklärt? Ihr Mund triefst über von Versprechungen, Bereitwilligkeit, Beiständen, Erklärungen, was lehrt aber die Wirklichkeit? Ist nicht alles eitel Hohn und Schande und Schmach? Und da wundert man sich noch, wenn das Volk sich ermannt, nicht nur zur Selbsthilfe greift, sondern die Interalliierte Kommission in ihrem Streben, die Gleichberechtigung durchzuführen, unterstützt, um das Land und Volk von seinen Elementen zu säubern, die Feinde des Friedens, Feinde des Volkes, Feinde der Gerechtigkeit und Freiheit sind!“

Unbedingt erforderlich wäre zunächst, daß nachdem die Berliner Regierung in wohlüberlegter Absicht den Lehrern die Gelegenheit genommen hat, sich für ihren Beruf so vorzubilden, daß sie auch polnischen Unterricht erteilen können, die Oppolner Schulabteilung Maßnahmen trifft, um diesen Fehler gut zu machen. Darum wäre die Errichtung von verbindlichen Fortbildungskursen für Lehrer im Alter von 20—40 Jahren für unbedingt erforderlich. Ferner wäre es unbedingt notwendig, daß die Schulabteilung durch entschiedene Maßnahmen und Verordnungen dahin wirkt, daß die Schule aufhört, politische



Kampf- und Tummelplatz gegenüber dem polnischen Volksteil zu sein, daß insbesondere unnachsichtlich eingeschritten wird gegen die Züchtigung und Schikanierung von Kindern wegen ihrer polnischen Gesinnung und Abstammung. Endlich muß u. E. auch die gesamte Lehrerschaft wie auch die Schulaufsichtsbeamten die Ernennung der schultechnischen Beiräte als Tatsache hinzunehmen. Welcher geheime und offene Widerstand wird ihnen entgegengestellt? Welches mitunter geradezu schamlose Kesseltreiben wird gegen sie in Versammlungen und Presse getrieben, um die Persönlichkeiten und das ganze Institut herunterzureißen? Und die Schulabteilung tut nichts, um diesem Hexenjabbat ein Ende zu bereiten. Man klammert und versteift sich auf Auslegungen und treibt eine Wortklauberei ohne zu bedenken, wie sehr man damit der von allen erwünschten Beruhigung entgegenarbeitet, statt über den juristischen Formelkram hinweg sich zu einigen im Interesse der Sache und des Friedens. Jeder sieht bei all diesen Versuchen nur Mangel an gutem Willen und Vertrauen. Beides ist aber erforderlich für das Wohl des Ganzen. Verständnis und Entgegenkommen sollte man darum im Interesse der Allgemeinheit von den Einheimischen erwarten dürfen und verlangen können, und guten Willen von denen, die sich nur aus kurzem Aufenthalt ein oberflächliches Bild der Lage machen können. Zurückzuweisen mit allen Kräften sind aber jene, die etwa noch immer die oberichlesischen Verhältnisse durch die Brille preußisch-ostmärklicher Politik beurteilen.

## Gleichberechtigung in der Schule

Zum Thema: „Das polnische Volk Oberschlesiens und die deutsche Schule“ schreibt die „Gazeta Robotnicza“ vom 25. 9. 1920 folgenden beachtenswerten Artikel:

„Zeigt mir die Seele eines Volkes, und ich werde Euch die Zukunft dieses Volkes sagen“, sprach ein weiser Mann.

Danach müßte es sehr schlimm um die Zukunft der Polen Oberschlesiens stehen, wenn man auch nur etwas in die Schulen hineinblickt.

Sind deshalb so viele unserer besten Söhne den Märtyrertod gestorben, damit unsere Kinder auch jetzt noch in den Schulen germanisiert und mit preußischem Geist vergiftet werden?

Haben wir deshalb in den allermeisten Gemeinden die Mehrheit, zahlen wir dafür Steuern, daß unsere Kinder von hakatistischen, polenfresserischen Lehrern geprügelt werden, weil der Lehrer die Sprache des Kindes nicht versteht?

Alle sind jetzt so mit Politik beschäftigt, daß sie gar nicht wissen, was jetzt noch in den Schulen geschieht. Wüßten sie das, sie würden für schnelle Aenderung sorgen.

Wir alle wissen, wie schwer dem Kinde das Lesen- und Schreiblernen fällt. Ist es da nicht eine Barbare, die zum Himmel um Rache schreit, daß dieser Unterricht dazu noch in einer dem Kinde unverständlichen Sprache erteilt wird? Eltern, seht Ihr denn nicht ein, daß Euer Kind nicht schreiben lernen kann, weil es die Sprache des Lehrers nicht versteht? Ist es denn nicht eine Niederträchtigkeit, daß dieses Kind dann vom Lehrer wegen „Faulheit“ unmenichlich geprügelt wird?

Ich selbst kenne mehrere Kinder, die nach der Angabe der Lehrer „unfähig“ sein sollten, und die doch im polnischen Unterricht außerhalb der Schule sich als fleißig und aufnahmefähig erwiesen. Jeder sieht doch ein, daß der Unterricht im 1. Schuljahr nur in der Muttersprache erteilt werden darf. Im anderen Fall wird das Kind nur verdummt.

In den höheren Klassen hat die Regierung gnädigst gestattet, daß einige Stunden polnischer Unterricht sein darf, „wenn es die Eltern wünschen“. In einigen Ge-

meinden haben diese Kinder dann 2 mal, in anderen täglich Ueberstunden.

Wissen die Eltern nicht, daß in diesen polnischen Ueberstunden die unverschämteste Germanisation getrieben wird? Daß häufig der Lehrer durch Prügel und schlechte Behandlung dafür sorgt, daß die Kinder vom Unterricht wegbleiben? Viele von diesen Lehrern sind Deutsche, die ein wenig die polnische Sprache gelernt haben, um dann das Politische in den Schmutz zu ziehen.

Und wie oft werden die Kinder unter irgend einem Vorwand zum polnischen Unterricht nicht zugelassen?

Wir wissen, daß unter den Lehrern ein Teil eine große und hohe Aufgabe erfaßt hat und sich ihr mit ganzer Seele hingibt, aber es sind doch nur Ausnahmen.

Eltern, das Unrecht, das an unseren Kindern verübt wird, ruft zu uns mit lauter Stimme! Mit welchem Recht sollen wir, die wir schon so viel Blut für die Befreiung des polnischen Schlesiens vergossen haben, unsere Kinder in den Klauen der Hakatisten-Polenfresser lassen?

Mit welchem Recht sollen wir unsere Kinder als Versuchskaninchen für die germanisatorische Politik überlassen?

Es ist doch bekannt, daß die preußische Lehrerschaft der am meisten reaktionäre, am meisten demoralisierte Teil des deutschen Volkes ist. Der preußische Staat wollte nicht verständige und fähige Lehrer gebrauchen, sondern gehorame Knechte des Kaisers.

Eltern! Genug des Unrechtes an unseren Kindern! Endlich einmal muß eine Aenderung eintreten! Wir können nicht länger zusehen, wie unsere Kinder zu demütigten preußischen Knechten gemacht und ihre polnische Seele mit dem Stock getötet wird!

Wir wollen nicht bis zum Plebiszit warten, denn jeder Tag fügt uns unerseßlichen Schaden zu. Können wir beruhigt sein über die Zukunft unseres Volkes, wenn wir sehen, wie unsere Kinder germanisiert werden?

Nach weiteren Ausführungen fordert der Verfasser Versammlungen, in denen die Schulfrage besprochen und nachstehende Resolution angenommen werden solle:

1) Der gesamte Unterricht wird im 1. Schuljahre in der Muttersprache erteilt. 2) In den späteren Jahren lernen die polnischen Kinder die deutsche Sprache und deutsche Kinder die polnische Sprache. Die Zahl dieser fremdsprachigen Unterrichtsstunden soll an beiden Schulen die gleiche sein.

Alle Unterrichtsfächer, wie Religion, Rechnen usw. werden auf allen Stufen nur in der Muttersprache erteilt.

3) Weil die Zahl der hiesigen Lehrkräfte nicht ausreicht (durch die Schuld der Regierung und der Lehrer selbst, die in den 1½ Jahren nichts getan haben um die polnische Sprache zu lernen — Red.) verlangen wir Einstellung von Lehrern aus anderen Teilen Polens.

gez. Jan Topor.

## Ein Döbse von dreißig Zentnern.

Im Zoologischen Garten in Leipzig läßt sich, wie die „Schweizerische Metzgerzeitung“ berichtet, der Riesenochse Sultan für Geld sehen. Sultans Heimat ist die Türkei. Sein Alter beträgt acht Jahre. Auf der Kölner Mastvieh-ausstellung von 1916 wog er die Kleinigkeit von 38,5 Zentnern. Da ihm unter diesen „belastenden“ Umständen das Stehen schwer fiel, hielt man ihn auf knappere Kost. Wie er jetzt lebt, dürfte er noch gut und gern 30 Zentner wiegen, also reichlich das Doppelte eines normalen Ochsen. Dem Gewicht entspricht auch die Größe des Riesenochsen. Ueber 2 Meter Höhe, Länge 3,50 Meter. Sultan ist von weißer Farbe, äußerst gutmütig und unter Brüdern 300 000 Mark wert. Sein Appetit grenzt an Fabelhafte: 40 Pfund Heu, 30 Pfund Schrot und 80 Pfund Runkelrüben schluckt er mühelos hinunter.



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Der weiße Adler

1. Es schwebt ein weißer Adler  
Am blauen Himmelzelt,  
Nach seinem Fluge schauet  
Entzückt die ganze Welt.
2. Es lag der weiße Adler  
Im tiefsten Herzen wund  
An einer Eienkette  
Im finstern Kerkergrund.
3. Es hielt der weiße Adler  
Vom Schwung das Gitter ab;  
Der königliche Vogel  
Lag lebend in dem Grab.
4. Und um den weißen Adler  
Da war's so dumpf und bang;  
Da regt' er seine Flügel,  
Daß Rett' und Käfig sprang.
5. Nun schwang der weiße Adler  
Mit seligem Gefühl  
Sich aufwärts nach den Wolken  
Im freiem Flügelspiel.
6. Nun schwebt der weiße Adler  
Dem Polenheer voran,  
So weiß an Himmelsunschuld  
Gleichwie der reinste Schwan.
7. Gern sah' den weißen Adler  
Ein Doppeladler tot,  
Der hackt nach ihm und krallet  
Und färbt ihn blutigrot.
8. Doch trotz der weiße Adler  
Dem überleg'nen Feind.  
Der ihn in Staub zu stürzen  
In stolzem Wahn vermeint;
9. Ihm, der den weißen Adler  
An Streitkraft überwiegt,  
Da er an Seelenhoheit  
Vor ihm tief unten liegt.

10. Ja, Polens weißer Adler  
Er ist dem Phönix gleich,  
Er schwingt sich neugeboren  
Aus der Vernichtung Reich.
11. Du schöner, weißer Adler  
So rot gefärbt mit Blut,  
So steure mutig vorwärts  
Die Brust voll Flammenglut!
12. Es schwebe, weißer Adler,  
Victoria dir voraus  
Auf allen deinen Flügen  
Bis an das Ziel hinaus!
13. Es werde, weißer Adler,  
Vor deinem Siegesglück  
Zu Schanden jeder Tadler  
Und weiche stumm zurück!
14. Ja, fliege, weißer Adler,  
In sel'ger Lüfte Strom  
Bald, leuchtend allen Ländern,  
Um deinen Freiheitsdom!
15. Und wo der weiße Adler  
Sucht, tapfre Polen, winkt,  
Da mag kein Schlag geschehen,  
Von dem der Feind nicht Rut!

Ernst Ortlepp.

Aus den „Polenliedern deutschen Dichters.“

### Die Nacht

Novelle von Marja Kozłowska.

(Schluß.)

Er stand vor ihr im hellen Mondschein und starrte über ihren Kopf hinweg in die unruhige Flut. Die reglose Windmühle tauchte schwarz auf wie ein Gespenst; bei ihr bog er plötzlich nach rechts ab in eine schmale, schwarze Enge.

„Das ist nicht unser Weg!“ rief die Frau sich erhebend.



„Nicht unser, aber deiner!“ erwiderte er. „Von hier wirst du's näher haben zu deinem Matthias.“

Die Frau wurde unruhig und begann aufmerksam nach den Ufern zu spähen. Sie suchte nach einer Stelle, wo sie herauspringen und fliehen könnte. Jakob verstand es vielleicht, denn er lächelte halb verächtlich und halb traurig.

„Ja, ja, Marynka, du wirst von dem guten Mann davonlaufen, der dich lieb gehabt, und zum Buhlen fliehen, für den du ein Spielzeug bist; der Strafe aber wirst du nicht entfliehen und wirst nicht auf den Tod warten, wenn das Alter dich beugt. Ja, ja, das Urtheil wird dich fangen, es wird dich fangen!“

Er sprach langsam, ruhig, mit sicherem Entschluß. Zu beiden Seiten war das Ufer torfig, sumpfig, in der Mitte abgründige Tiefe. Der Mond ging jetzt neben ihnen her, eine noch größere Stille herrschte, denn nicht einmal die Vögel zwitscherten im wilden Sumpf. Hier und da schimmerten im Dorf Glühwürmchen wie Funken auf, und nur seltsame, gedämpfte Seufzer erklangen in dieser Stille, man mußte nicht moher, aus der Wassertiefe, aus der Luft oder aus der fernen Ebene, und ängstliches Flüstern und dumpfes Stöhnen.

Zuweilen formte eine weiße, nächtliche Nebelwolke über dem Wasser phantastische Gestalten, die vor dem Kahn flüchteten, sich in den Buchten verbargen und rückwärts wieder auftauchten, die beiden auf den Wogen verfolgend wie böse Geister.

Furchtbare Angst und Grauen bemächtigten sich der Frau. Sie fühlte, daß ein unvermeidliches Unheil auf sie zuschritt, daß das Unheil so flüsterte und stöhnte und in der Stille kicherte. Sie schauerte am ganzen Körper, schloß die Augen und schmiegte sich an den Boden des Rachens. Auch Jakob schien zu lauschen und zu verstehen. Sein Gesicht verhärtete sich mit jedem Augenblick, Schweiß trat ihm auf die Stirne. Noch mordete er den Rest seiner großen Liebe, in seiner Seele vernahm er noch die Bitte um Gnade, noch kämpfte er mit sich. Aber schon berieten ihn die schlechten Geister der Nacht und der Stille, schon erstarrte er im festen Entschluß.

Vom oberen Kanal glitt der Kahn auf eine breitere, ganz schwarze, nackte Fläche. Keine Wasserlilien wuchsen hier in der Tiefe, die kleinen Wirbel schäumten, wanden sich wie Schlangen.

Und Jakob sprach weiter, mit gedämpfter Stimme:

„Verschlossen hast du mir die Welt, und ich hab' sie dir verschlossen, weder mir wirst du gehören, noch einem andern. Was sollst du noch auf der Welt? Man muß ein Ende machen. Ich muß dich verderben und du mußt zur Ruhe kommen. So ist's bestimmt. Wie der Körper ohne Seele, so werd' ich sein ohne dir, und so wirst du sein ohne mir. Zum letzten Mal hab' ich dich heute geholt. Jetzt geb' ich dir deinen Willen wieder — der Fluß fließt zu deinem Dorf — du wirst zurückkehren zur Hütte deines Liebsten. Frei wird es dir stehen ihn zu kosen und zu küssen, frei wird es ihm stehen in dunkler Nacht unter deinem Fenster zu singen. Jetzt werd' ich dich ihm schon überlassen.“

Er legte das Ruder beiseite, griff in die Rocktasche und zog ein langes, an den Enden reich besticktes Tuch hervor.

„Da du mir Weib zu sein gelobt hast, so werd' ich dich mit dem hochzeitlichen Kopftuch auf jenes Fest verabschieden.“

Der Kahn drehte sich im Wirbel, fast auf derselben Stelle.

„Jakob!“ schrie die Frau, „laß' mich leben!“

„Hast du mich leben lassen?“ Er schritt auf sie zu.

„Mörder! Bestie! Laß los! Hilfe! . . .“

Ihre Stimme brach. Mit einer Hand übermächtigte

er sie, mit der anderen schlang er ihr das Tuch fest um Kopf und Gesicht und zog es an der Kehle zusammen.

Sie mehrte sich nur schwach unter der Wucht seiner Bärenkraft. Er hob sie auf den Händen hoch, zögerte eine Sekunde und schleuderte sie dann jenen Strudeln zum Fraße hin. Das Wasser schäumte und riß sie mit sich, wie sein Eigentum, — als wollte es sich an ihrer Qual weiden warf es sie ein und das andere Mal an die Oberfläche und spottete, seiner Kraft bewußt, ihrer letzten, verzweifeltsten Anstrengungen. Das weiße Tuch schimmerte, dann sah man noch einmal die Hände, — und dann nichts mehr, nur die Wirbel drehten sich mit geissem Zischen und verliefen in immer breiteren Kreisen auf der weiten Fläche.

Jakob wischte sich mit dem Ärmel den kalten Schweiß, erhob das Ruder und steuerte zurück in die Enge.

Und wiederum herrschte große Stille allüberall, der silberne Mond begleitete ihn und die Nebel folgten, als wollten sie sich an den Kahn klammern.

Das Windmühlkreuz, wunderbar in dieser Leere, vertrat ihm den Weg wie ein Wegweiser des Schicksals, und wieder lief der Kahn in den silbernen Mondsteg ein. Um die Hälfte war er leichter, auch trieb ihn die Flut. Noch lieblicher sangen die Nachtigallen im Dickicht, kurz vor der Dämmerung.

Und plötzlich fiel der Mann auf den Boden des Rahnes nieder, seufzte auf, heulte und schluchzte in wilder Verzweiflung.

Die Flut trieb den Kahn in eine kleine Bucht unter herabhängende Weidenbüsche, er verschwand im Dunkeln. Und immer wieder unterbrach das menschliche Schluchzen die Stille der Nacht, das Singen der Nachtigallen und den leisen Hauch der abbrechenden Dämmerung. Im Osten erblauete der Himmel . . . \* \* \*

Ein halbes Jahr später, als die Herbststürme heulten und der kalte Regen an die Scheiben schlug, nahm Jakob in der dunklen Gefängniszelle Abschied von seiner Mutter.

Er saß auf einem Schemel, zum morgigen weiten Weg schon bereit, aus der gesunden menschlichen Gesellschaft für ewig gestrichen — wie immer ruhig, traurig, den Kopf auf die Brust gesenkt, mit lässig herabhängenden Armen.

Sie lauerte vor ihm auf dem Boden, und zwischen ihnen lag sein Arrestantenbündel, das sie ihm genäht und für den Weg hergerichtet.

Sie selbst war auch bereit. Zwei Taschen fürs Brot hingen ihr über den Rücken, in der Hand den Bettelstab; so saßen sie einander gegenüber und schwiegen, scheinbar ohne Leid und ohne Protest. Nur die ausgemerkten Augen der Alten zeigten, daß sie das ganze Maß des Schmerzes geleert, bis sie erstarrte. Längst schon waren beide auf das schlimme Los vorbereitet, — sie auf das Elend des hilflosen Greisenalters, er auf die Strafe der Menschen. So hatten sie sich auch nichts mehr zu sagen. Schreiben konnte er nicht, und so würde er ihr auch keine Nachricht geben können, sie, die Bettlerin, würde auch keine Nachricht erreichen. Als wären beide tot.

Lange schwiegen sie; endlich fragte die Alte:

„Jetzt ist's dir schon leichter, mein Sohn?“

„Warum?“ fragte er zurück.

„Weil sie dich nicht mehr quält.“

„Nein!“ er schüttelte den Kopf. „Aus meiner Seele hab ich sie nicht hinausgeworfen, dort bleibt sie bis zum Tode. Ich hab' sie deshalb aus der Welt gestoßen, damit Gerechtigkeit walte, nicht meinetwegen, nicht zu meiner Erleichterung! Kurz war ihre Qual, meine Qual, meine Qual wird lang sein. Oh, Mutter, nicht für einen Augenblick ist sie aus meiner Seele gegangen. Mit mir werd' ich sie tragen, oh ja, stets werd' ich sie mit mir tragen!“



„Alles Böse über sie, — alles Böse!“ begann die Alte stöhnend zu fluchen.

„Still, Mutter!“ unterbrach sie drohend der Sohn. „Denk' du nicht mehr an sie und fluche ihr nicht! Ich habe sie aus der Welt in die Tiefe gestoßen, jetzt geht sie niemand mehr was an, niemand, sie ist für euch nicht mehr auf Erden, laßt sie in Frieden. Nur mich geht's was an, nur mich! Geht schon, Mutter, geht! Die Nacht kommt, scheiden muß man! . . .“

Er erhob sich und küßte ihre harte, abgearbeitete Hand.

„Habt Dank, Mutter, für die Sorge und Pflege und Euer Mitleid“, fügte er dumpf hinzu, „und für die Wegzehrung. Ich brauch' jetzt schon nichts mehr. Geht, Mutter!“

Schmerzerfüllt erhob sich die Alte. Tränen liefen lautlos über die Falten ihres Gesichtes. Mit zitternden Händen strich sie über sein Antlitz und, ihr ganzes Leben lang gewohnt, dem Ernährer zu gehorchen, ging sie zur Tür.

„Mutter!“ rief er, „denket daran, fluchet ihr nicht! Für euch ist sie nicht mehr da. Der Tote ruhe in Frieden, sie hat büßen müssen. Versprecht mir, daß Ihr sie in Ruhe lassen werdet!“

„Dein Wille geschehe, Sohn!“ erwiderte sie unter Tränen. An der Schwelle wandte sie sich noch einmal um. Gelobt sei Jesus Christus!“ Zum Abschied sprach sie den üblichen Gruß.

„In Ewigkeit!“ erwiderte er und senkte das Haupt.

## Aus Oberschlesiens Geschichte

Der Name Oberschlesien ist erst gegen das Ende des XV. Jahrhunderts aufgekomen. Doch hat das Land als solches schon in der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts existiert und zwar als polnisches Gebiet, das mit dem anderen Teil des heute schon fast durchweg germanisierten Schlesiens eine Ergänzung des früheren polnischen Reiches bildete.

Der erste Herzog von Schlesien war Wladislaus II., dem das Herzogtum Schlesien im Jahre 1138 nach der Teilung des polnischen Reiches zugefallen war. Als dann 1163 das Herzogtum Schlesien in die zwei Herzogtümer Breslau und Ratibor zergliedert wurde, bildete sich daraus noch ein besonderes Herzogtum, Opole genannt. Das Fürstentum Ratibor wurde durch Schenkung um die Landesteile Beuthen und Pleß vergrößert. Leider wurde das innere Verhältnis des Mutterlandes Polen, das damals durch die Kleinstaaterlei sehr geschädigt war, zu Oberschlesien sehr gelockert, nachdem auch dieses in viele kleinere Fürstentümer zerfallen war. Zu gleicher Zeit lauerte auch schon der Böhmenkönig Johann darauf, sich die Schwächen Polens und Schlesiens zunutze zu machen. Und nicht umsonst. Denn im Jahre 1335 gelang es ihm auf eine listige und gewalttame Weise, sich die meisten Herzöge Oberschlesiens untertänig zu machen. Was konnte auch Kasimir, der damalige König von Polen daran verhindern? Man muß es ihm noch hoch anrechnen, daß er trotz der damals vorherrschenden Schwierigkeiten die zergliederten Teile Polens zu einer Staateneinheit zusammengefügt hatte. Hierbei wurde Pommern und Schlesien, dessen linke Oberseite schon seit dem XII. Jahrhundert von den Deutschen stark beeinflusst war, außer Acht gelassen. So war nun der Polenkönig zu einem Verzicht auf Oberschlesien gezwungen. Seine späteren Versuche und noch andere Bemühungen seiner Nachfolger, dieses Schlesiens wieder zu gewinnen, blieben erfolglos, zu-

mal Polen gerade damals mit den angrenzenden Nachbarstaaten vollauf zu tun hatte. Schlesien kam wieder an Böhmen im Jahre 1490, nachdem es vorher von 1479 ab zu Ungarn gehörte. Von dieser Zeit an herrschten hier bis 1490 polnische Könige aus dem Geschlechte der Jagiellonen. Als im Jahre 1526 ganz Böhmen, also auch das dazugehörige Schlesiensland, unter die Oberhoheit der Habsburger kam, verblieb es daselbst bis im Jahre 1740 der große Wendepunkt in der Geschichte Schlesiens eintrat. Denn in diesem Jahre wurde Schlesien von Friedrich II., dem König von Preußen mit seinem Heere überrumpelt und im Jahre 1763 dem Hause der Habsburger gänzlich entzogen und Preußen einverleibt. Und dies geschah „nicht auf Grund verschimmelter Pergamente, sondern aus realpolitischen Gründen, nicht um einen veralteten höchst zweifelhaften Rechtsstreit auszutragen, sondern um seinen Mittelstaat in einen Großstaat zu verwandeln.“ Daß schon die damalige Bevölkerung Schlesiens über ein derartiges Vorgehen Friedrich II. höchst empört war, davon zeugt der Bericht, den er an seinen Minister Bodewitz, den preussischen Leiter der Friedensverhandlungen, nach Breslau gesandt. Er schrieb, daß er Oberschlesien garnicht haben wolle, „da es ein ruiniertes Land und von Leuten bewohnt sei, von denen er nie eine rechte Anhänglichkeit werde erwarten können.“ Und er hat sich nicht getäuscht. Denn nie hätte er auch von einem Volke völlige Untertänigkeit erwarten können, das von Anbeginn polnisch war und als solches an seinen eigenen Sitten und Gebräuchen festhielt. Darum ging man schon damals an die Germanisation Schlesiens, der Niederschlesien ganz erlag, von der aber Polnisch-Schlesien vorwiegend nur in den Städten beeinflusst worden ist. Glücklicherweise wurde die deutsche Kolonisation durch das ungünstige Klima und durch die Unfruchtbarkeit des Bodens stark beeinträchtigt. Dabei haben auch die damaligen geschichtlichen Ereignisse eine wichtige Rolle mitgespielt. Damals hatten sich nämlich nach dem Zerfall des Herzogtums Schlesiens die Herrschaftsgebiete in zwei Gruppen getrennt: die Herzöge von Schlesien und die Herzöge von Oppeln. Besonders letztere unterhielten auch weiterhin die engere Verbindung mit Polen, bis es im XV. Jahrhundert sogar soweit kam, daß sich ganze Landesteile an Polen anschlossen. Das XVII. Jahrhundert brachte den Herzogtümern Oppeln und Ratibor sogar 22 Jahre polnische Pfandschaft (1645—1666). Die Dekanate Beuthen und Pleß (die jetzigen Kreise Beuthen, Königshütte, Rattowitz, Zabrze, Pleß und Teile von Rybnik) waren zur Zeit der Eroberung Schlesiens Teile des Krakauer Bistums. Darum ist auch der deutsche Professor Bartisch berechtigt zu sagen, daß Oberschlesien „ein Zusammenhang mit dem polnischen Kulturgebiet währendes St. Neben ist.“

Den polnischen Charakter, den Oberschlesien damals an sich hatte, behielt es auch künftighin bei, trotz der vielen Versuche seitens der Deutschen, dieses Land zu germanisieren.

## Erlebnisse eines Kriegsteilnehmers

In der letzten Zeit erhielten wir den Brief eines ehemaligen Feldzugsteilnehmers, der einen erschütternden Einblick in die Not der ehemaligen für Kaiser und Reich zu kämpfen gezwungenen Soldaten bot. Wir entnehmen dem Briefe einige Stellen:

„Infolge des Krieges habe ich meine Existenz verloren, dazu habe ich meine Gesundheit, das höchste Gut des Menschen aufgeopfert im Felde an der deutschen Front. Am 31. Mai 1919 wurde ich völlig krank und körperlich zusammengebrochen vom Heere entlassen. Ich habe



hierauf meinen Beruf als Maurer wieder ergriffen aber schon nach wenigen Wochen warf mich ein schweres Lungenleiden, welches ich mir im Felde geholt hatte, aufs Krankenlager. Diese tödliche Krankheit hielt mich seit dem 7. Januar dauernd bis zum heutigen Tage auf dem Krankenbett. Infolgedessen bin ich völlig unfähig, zu meiner alten Berufstätigkeit zurückzukehren. 1917 heiratete ich. Bis jetzt konnte ich mir aber noch keine Wohnungseinrichtung schaffen. Meine Frau ist deshalb gezwungen, mit meinen Eltern zusammen zu wohnen, die selbst nur eine kleine Invalidenrente beziehen. Die deutschen Behörden sind schuld an meinem zerstörten Leben, sie haben mich zuerst meine Gesundheit opfern lassen, **alle Bitten aber um Unterstützungen wurden kurz abgeschlagen.** Eine Eingabe an die Versorgungsstelle, daß sie mir einen leichteren Dienst beschaffen sollte, wurde, obwohl ich auf meine schwere Kriegsbeschädigung hinwies, abgeschlagen, mit dem Bemerkten, daß Lungenkranke in den Staatsdienst nicht eingestellt würden. Eine Militärrente von 180 Mark monatlich muß mich, meine Frau und mein Kind ernähren. Außerdem habe ich noch einen alten Vater bei mir, der selbst mit der Not kämpft. Mein Familienleben hat mir der deutsche Krieg zerstört."

Der Einsender bittet in seinem weiteren Ausführungen um die Ueberweisung einer leichteren Arbeit, die ihm eine Existenzmöglichkeit gäbe. Das deutsche Paradies, von dem man den Leuten in Oberschlesien soviel erzählt, scheint denen, die es gründlich kennen gelernt haben, nicht ein Paradies, sondern eine Hölle zu sein.

## Die Weltreise eines jungen Mädchens

Die Londoner weibliche Jugend hat seit einigen Tagen interessanten Gesprächsstoff erhalten. Eine ihrer Altersgenossinnen, die 21jährige Miß Croxley Batt, ist von einer Weltreise zurückgekehrt, die sie ohne jede Begleitung unternommen und auf der sie sich in ganz eigenartiger Weise durch sechszehn Monate durchgebracht hat. Mit der großen Sehnsucht nach dem Abenteuer, mit hochfliegenden Plänen und mit 60 Pfund Sterling in der Tasche war sie eines Tages ausgezogen, die Welt zusehen und kennen zu lernen, und nun ist sie frisch und munter wieder heimgekehrt und hat nicht nur ihr Reisegehalt wieder zurückgebracht, sondern es sogar um 50 Pfund Sterling vermehrt. Wie sie dieses Kunststück in der Zeit der Weltenernung fertiggebracht hat, erzählt sie den Interviewern mit viel Freude. Sie hat einfach ihre rednerische Begabung zum Handwerk gemacht und sich damit durch die Welt geschlagen. Sie kam zunächst nach Australien und begann dort öffentliche Vorträge zu halten. Sie erzielte damit so stürmische Erfolge, daß sie ungezählte Einladungen von überall her erhielt, sich vor immer neuen Kreisen hören zu lassen. Ihr ganzes Interesse war vornehmlich Fragen des Handels zugewendet und sie befaßte sich auch in ihren Vorträgen in der Hauptsache mit den handelspolitischen Wechselbeziehungen zwischen dem britischen Reich und seinen Kolonien. Ihre Reise führte sie von Australien nach Afrika, nachdem sie vorher Neuseeland, Tasmanien und die Südseeinseln besucht hatte, und sie wanderte schließlich durch die Vereinigten Staaten und Kanada. Sie durchschritt die afrikanischen Wälder auf eine Entfernung von mehr als zweitausend englischen Meilen, blieb oft tagelang ohne Wasser und glaubte sich mehr als einmal schon um ihr ganzes Reisegepäck gebracht. Nun ist sie, voll von interessanten Erlebnissen, wohlbehalten in ihr Elternhaus zurückgekehrt.

## Eine neue obereschlesische Zeitschrift

in französischer Sprache „Le Messager de Haute Silesie“ (Der obereschlesische Bote) ist am 10. Oktober in Bentzen erschienen. Die Zeitschrift, der als Direktor Dr. J. Gorski vorsteht, wird in der Druckerei von Marka in Nikolai gedruckt. Die erste Nummer, die sich mit einem Einleitungsartikel an ihre Leser einführt, enthält eine Reihe von interessanten Artikeln, so über „die Emigranten und die Volksabstimmung“, „Wie Preußen sich Oberschlesien bemächtigte“, außerdem eine „Oberschlesische Chronik“, „Pressestimmen“, Verschiedenes usw. Zu beziehen ist diese Zeitschrift, die wöchentlich erscheint, in Bentzen, Verlag Gleiwitzerstraße 10. Die Einzelnummer kostet 20 Pfg.

## Die Einwohnerzahl in Petersburg.

Nach einem Radiotelegramm aus Moskau beträgt die Bevölkerung Petersburgs 899 000 Seelen, darunter 345 000 Frauen. Da Petersburg vor dem Kriege bekanntlich über 2 Millionen Einwohner zählte, so ist die Einwohnerzahl weit um die Hälfte zusammengeschrumpft. Dazu muß man noch in Rücksicht nehmen, daß Petersburg mit Rotgardisten und Sowjetkommissionen, die zur eigentlichen Bevölkerung nicht gezählt werden können, überfüllt ist.

## Der Kampf gegen den Alkohol in Amerika.

Aus Washington wird gemeldet: Hier beschäftigt man sich mit der Erwägung der Mittel, um alle ausländischen Schiffe zu beschlagnahmen und zu verkaufen, die im Widerspruch mit dem Gesetz Alkohol nach den Vereinigten Staaten verfrachten.

## Ein hundertjähriger Bräutigam.

Die Vereinigten Staaten sind seit jeher das Land, aus dem man die überraschendsten Nachrichten erhält. Dabei übertrifft der ferne Osten an abenteuerlichen Vorgängen noch bei weitem den Osten der Union. Verblüffend ist z. B. die Neuigkeit, die jetzt aus Los Angeles in Kalifornien gemeldet wird. In dieser Stadt ist ein Hundertjähriger, Dr. Andrew Malcolm Morrison, zum vierten Mal in den Stand der Ehe getreten. Seine „junge“ Frau ist Dr. Mary Auguste Borney, die „erst“ 72 Jahre zählt. Der Gemann ist schottischer Abkunft. Er ist immer ein mäßiger Raucher, Esser und Trinker gewesen und rechnet bestimmt darauf, 120 Jahre alt zu werden. Bizarr ist die Tatsache, daß das Brautpaar sich knapp vor der Trauung zerstritt. Er hatte es nämlich für gut befunden, die Trauungszeremonie filmen zu lassen, während sie dagegen war und ihren Widerspruch temperamentvoll zum Ausdruck brachte. Aber er setzte seinen Willen durch. „Ich hab einmal so verabredet und so wird es auch geschehen,“ erklärte er bezähmt und sie mußte sich fügen.

## Polnisches Salz für Lettland.

Polens Salzproduktion gestattet aus den Salzlagern von Wieliczka und Bochnia eine monatliche Ausfuhr von mehr als 10 000 Tonnen Salz. Das polnische Finanzministerium hat nunmehr auch Lettland Salz angeboten.

## Das Recht auf Diebstahl.

Weil ihnen kein freies Recht auf Diebstahl gewährt wird, haben die radikalen Elemente der Werft Tollerort, einer Abteilung der deutschen Werft in Hamurg, in einer Betriebsversammlung gegen eine kleine Minderheit den Ausstand beschlossen. Wegen der überhandnehmenden Diebstähle auf der Werft mußte eine Abteilung Sicherheitswehr dort eingestellt werden. Die radikalen Arbeiter fühlen sich dadurch beengt. Sie haben beschlossen, solange zu streiken, bis die Sicherheitswehr zurückgezogen werde.



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Dembinski

Blauer Riemen, blauer Riemen,  
Wie viel Blut hast du getrunken.  
Blut wie vieler edler Polen  
Die an dir dahingefunken!

An dein Ufer wankt Dembinski,  
Auf der Brust die Sterbenswunde;  
Trauernd um den Feldherrn drängen  
Sich die Krieger in die Runde.

„Legt mich nieder, nicht erreich' ich  
Mehr den Jenseitsstrand, ihr Lieben;  
Doch das Eine laßt mich wissen,  
Ob er unser noch geblieben!“

Und dem Wink folgen drei;  
An den Fuß dahingetreten,  
Blasen sie das Lied der Polen  
Auf den rostigen Trommeten.

Stille dann, und alle lauschen,  
Lauschen bang, — zu ihren Ohren,  
Horch! von drüben schallt es da:  
„Noch ist Polen nicht verloren!“

Freudeweinend liegen alle  
Sich in Armen, fest umschlungen;  
Aufgerichtet steht der Feldherr,  
Bis das teu're Lied verklungen.

Dann zur Erde sinkt er nieder,  
D nun mag mein Herzblut fließen!  
Da ich diesen Klang vernommen,  
Wirk ich gern die Augen schließen.

Adolf Friedrich Graf von Schack.  
„Aus den Polenliedern deutscher Dichter.“

### Grul aus Lubartow

Novelle von Adam Szymanski

Es war im Jahre . . . Eigentlich tut das Jahr nichts

zur Sache, kurz, es war in Jakutsk, Anfang November, etliche Monate nach meiner Ankunft in diesem Reich der Fröste.

Das Spiritusthermometer stand auf minus 35 Grad Reaumur. Mit Angst und Bangen dachte ich also an das künftige Geschick meiner Nase und meiner Ohren, die, vom Westen stammend und erst vor kurzem hier herübergesteilt, bis jetzt stets empfindlich Protest erhoben gegen die aufgezogene Akklimatisierung und heute gerade auf eine längere Probe gestellt werden sollten. Die Gefahr dieser Probe drohte heute, weil vor einigen Tagen ein Mitglied unserer Kolonie, Peter Baldyga, ein Kurpier, im Ortsspital gestorben war und wir ihm heute das letzte Geleit geben sollten: seine abgehärmten Glieder in die gefrorene Erde betten.

Ich warte nur noch auf einen Bekannten, der mir den Zeitpunkt des Begräbnisses mitteilen sollte. Ich wartete nicht lange, und nachdem ich Nase und Ohren gehörig verwahrt, folgte ich den anderen ins Spital.

Das Spital lag hinter der Stadt.

In einiger Entfernung von den anderen Gebäuden stand im Hof ein kleiner Schuppen — das Leichenhaus.

In diesem Leichenhaus also lag Baldyga. Die Tür wurde geöffnet, wir gingen hinein; das Innere machte auf die kleine, hier versammelte Gruppe einen peinlichen Eindruck. Wir waren an die zehn, vielleicht auch mehr, und unwillkürlich sahen wir uns alle an: wir standen vor der kalten, nackten Wirklichkeit, die kein Schleier eines mildernenden Scheins verhüllte . . . Nichts stand in dem Schuppen, kein Tisch, kein Stuhl. Vier schneeweiße, vom schimmernden Reif beschlagene nackte Wände. Auf dem schneebedeckten Boden lag, ebenfalls ganz weiß, in irgend ein Laken oder ein Hemd gehüllt, ein großer, bärtiger Leichnam. Es war Baldyga.

Der Körper war ganz fest gefroren. Um ihn leichter in den bereitgestellten Sarg betten zu können, schob man ihn an die Tür, zum Licht.

Nie im Leben werde ich Baldygas Gesicht vergessen, das ich jetzt im hellen Tageslicht erblickte, als der Schnee von ihm abgeschüttelt wurde. Auf den strengen Zügen war ein seltsamer, unbeschreiblicher Schmerz eingezeichnet, und aus den weitgeöffneten Lidern starrten die großen Augen wie mit einem Vorwurf weit, fern in den frostigen, herben Himmel hinein.

„Ein ehrlicher Mann war der Verstorbene“, erzählte mir unterdessen einer von meinen Nachbarn, als er den Eindruck bemerkte, den Baldygas Anblick in mir hervorrief. „Gesund war er immer und arbeitssam, und so nahm er denn auch die Armeren zu sich, gewährte ihnen Zuflucht und sorgte für sie. Da er aber auch eigenwillig war, wie jeder Kurpier, so glaubte er bis zum Schluß, er würde in die Heimat zurückkehren. Vor dem Tode schien er jedoch gemerkt zu haben, daß es nicht so kommen sollte.“



Inzwischen hatte man den verfeinerten Reichen in den Sarg gebettet, den Sarg auf einen einspännigen Jakutenschlitten gehoben, und als die Schneiderin W., die, der religiösen Praktiken kundig, gegebenen Falles die Obliegenheiten des Priesters verrichtete, mit vernehmlicher Stimme das Lied anstimmte: „Begrüßt siehst Du Maria, Himmelskönigin“, fielen unsere Stimmen sprunghaft ein und wir traten den Weg zum Friedhof an.

Wir gingen rasch, der Frost peitschte und mahnte zur Eile. Endlich gelangen wir am Friedhof an, werfen gefrorene Erdschollen auf den Sarg, einige geübte Schläge m. dem Spaten . . . Und nach einer Weile zeugt nur noch ein kleiner, frisch aufgeworfener Erdbügel von der einstigen Existenz Baldygas auf dieser Welt. Nicht lange jedoch wird er von ihr zeugen; einige Monate, dann kommt der Frühling, der sonnendurchwärmte Grabhügel wird schmelzen, dem Erdboden gleich werden, und Gras und Unkraut werden ihn überwuchern. Nach ein, zwei Jahren werden die Zeugen des Begräbnisses aussterben oder in die weite Welt zerfliegen, und selbst deine leidhafte Mutter wird dich auf Erden nicht mehr finden! Hier wird schon niemand den Toten suchen und keiner wird nach ihm fragen!

Das wußte Baldyga, das wußten auch wir, und schweigend gingen wir auseinander.

\* \* \*

Am Tage nach dem Begräbnis wurde der Frost noch härter. Auf der anderen Seite der recht engen Straße, in der ich wohnte, konnte man kein einziges Haus sehen. Ein dichter Nebel von Schneekristallen hing wie eine Wolke über der Erde. Durch diesen Nebelschleier drang kein Sonnenstrahl; obwohl auf der Straße keine Menschenleere zu sehen war, brachte die von der Kälte stark verdichtete Luft fortwährend die metallischen Klänge des knirschenden Schnees an mein Ohr, dann das Krachen der berstenden Balken in den Wänden der Häuser oder der zu breiten Furchen auflaffenden Erde, dann wieder den wie ein Stöhnen klingenden wehmütigen Gesang eines Jakuten. Offenbar begannen jene jakutischen Fröste, denen gegenüber die fürchtbarste Polarkälte verblaßt, vor denen ein unaussprechliches Bangen den Menschen umfängt und jeder lebendige Organismus seine ganze Ohnmacht spürt; und obwohl er aus allen Kräften seinen Mut aufspeist und seine Nerven spannt wie ein armseliger Flüchtling, der sich von allen Seiten umringt sieht, weiß er wohl, daß es umsonst ist, daß der unerbittliche Feind früher oder später siegen wird.

Und immer öfter stand Baldyga wie lebendig vor mir. Seit einer Stunde saß ich über einer angefangenen Arbeit; sie ging mir jedoch nicht von der Hand, die Feder entfiel den Fingern und der unbändige Gedanke schweifte weit weg über die Grenzen der schneebedeckten, frostigen Erde. Umsonst rief ich meine Vernunft an, umsonst wiederholte ich mir zum zehnten Mal schon die Ratsschläge des Arztes. Bisher hatte ich der mich seit einigen Wochen verzehrenden Krankheit noch einigen Widerstand geleistet, heute fühlte ich mich ganz ohnmächtig, ganz kraftlos. Die Sehnsucht nach der Heimat fraß an mir und verzehrte mich mitleidslos.

So oft schon hatte ich den trügerischen Träumen nicht widerstehen können; konnte ich heute der Versuchung standhalten? Und die Versuchung war stärker und ich selbst schwächer als gewöhnlich.

Fort also mit dem Frost und dem Schnee, fort mit der jakutischen Wirklichkeit! Ich warf die Feder beiseite, hüllte mich in Wolken von Tabakrauch und ließ der fiebernden Phantasie freien Lauf.

Und sie trug mich mutwillig dahin!

Über sibirische Urwälder, Sümpfe und Steppen, über Berge und Flüsse, über reiche und unzählige Länder hinweg flog der beflügelte Gedanke dem weiten Westen zu und zauberte mir wirkliche Wunder vor: meine heimatlichen Gefilde am Bug, frei von menschlichem Elend und Neid, in

Schönheit und Harmonie. Der Mund kann es nicht aussprechen und keine Feder kann die Wunder beschreiben!

Ich sah die goldschimmernden Felder, die smaragdnen Wiesen, die uralten Wälder, die mir von vergangenen Zeiten raunten.

Ich hörte das Rauschen der wogenden Meeren, das Gewitzscher der beflügeltsten Säger, das Raunen der den Stürmen stolz höhrenden Rieseneichen.

Und ich berauschte mich, atmete tief den Duft dieser balsamischen Wälder ein, dieser blumigen Felder, geschnitten mit der jungfräulichen Frische blauer Kornblumen und der Pracht des Frühlings und der unschuldigen Weiden.

. . . Jeder Nerv spürte das Rosen der heimatlichen Luft. . . Ich fühlte die belebende Wirkung der Sonnenstrahlen, und obwohl draußen der Frost immer fürchterlicher knirschte und in den Scheiben mir immer drohender entgegenbleckte, kreiste doch mein Blut lebendig in den Adern, mein Kopf glühte, und verzaubert, versunken und gebannt sah und hörte ich nichts mehr um mich herum. . .

\* \* \*

Ich sah und hörte nicht, daß die Tür aufging und jemand eintrat; ich bemerkte die Dampfwolken nicht, die hier bei jedem Öffnen der Tür in solchen Mengen hereinströmen, daß man den Eintretenden gar nicht sehen kann; ich spürte die Kälte nicht, die hier mit einer unverkündeten, berechneten Aufbringlichkeit in jede menschliche Behausung dringt; ich sah und hörte nichts, und erst als ich in meiner nächsten Nähe einen Menschen spürte, noch bevor ich ihn sehen konnte, warf ich ihm unwillkürlich die in Jakutsk übliche Frage hin:

„Toch nado?“

„Ich bin es, Euer Gnaden, z mtielloczem torguju“ erlangte die Antwort.

Ich erhob die Augen. Es bestand kein Zweifel, daß vor mir ein typischer kleinstädtischer polnischer Jude stand, das sah ich trotz der verschleierten Kleider, in die er eingewickelt war, trotz der Rinds- und Hirschfelle. Wer ihn einmal bei uns in Gosc oder Sarnaki gesehen hat, der wird ihn nicht nur in jakutischen, sondern auch in patagonischen Fellen wiedererkennen. Ich erkannte ihn denn auch sofort. Und da ich, wie gesagt, meine Frage wie geistesabwesend, oft unberührt, hingeworfen hatte, so unterbrach der vor mir stehende Jude meine Träume nicht allzu brutal und billigte keinen allzu peinlichen Kontrast zu ihnen. Im Gegenteil. Mit einem gewissen Vergnügen betrachtete ich die mir bekannten Züge; das Erscheinen des Juden in einem Augenblick, wo ich mit Herz und Gedanken mich in mein heimatliches Land versetzt hatte, erschien mir ziemlich natürlich, und die wenigen Worte mit polnischem Anflug drangen wohlgefällig an mein Ohr. In meine Gedanken versunken, betrachtete ich ihn also freundlich.

Der Jude blieb ruhig stehen, dann wandte er sich um, trat zur Tür zurück und begann hastig seine verschiedenartigen Kleidungsstücke abzulegen.

Jetzt erst kam ich zum Bewußtsein und merkte, daß ich ihm nicht geantwortet hatte und daß der schlaue Landmann sich mein Schweigen in der verkehrtesten Weise deuten und mir seine Ware vorlegen würde. Ich bezittete mich, das Mißverständnis aufzuklären.

„Im Gottes willen, Mensch, was tust du da?“ rief ich lebhaft. „Ich kaufe nichts, ich brauche nichts, zieh dich nicht unnötig aus u. mach daß du fortkommst, in Gottes Namen!“

Der Jude hielt mit dem Ausbleiben inne und sann eine Weile nach; dann trat er, die halb heruntergezogene Dacha hinter sich herschleppend, auf mich zu und begann hastig und wirr, mit abgerissener Stimme:

Das macht nichts; ich weiß, daß Sie nichts kaufen werden. Sehen Sie, Herr, ich bin schon lange hier, sehr lange. . . Ich wußte nicht, daß Sie gekommen sind. Sie sind doch aus Warschau, Herr? Erst gestern hat man mir



gelagt, daß Sie schon über vier Monate hier sitzen. Wie schade, daß ich es erst so spät erfahren habe! Ich wäre sofort gekommen. Heute habe ich Sie schon mindestens eine Stunde gesucht, Herr; bis am Ende der Stadt war ich, dabei dieser Frost, der Teufel hol ihn! . . . Erlauben Sie, Herr, ich werde Sie nicht lange belästigen. Nur ein paar Worte . . ."

"Was willst du denn von mir?"

"Ich möchte nur ein wenig mit Ihnen reden."

(Fortsetzung folgt.)

## Bolschewismus und Revolutionsgewinnler

Wer sich den russischen Bolschewismus als den Staat „der Gleichen unter Gleichen“ vorstellt, der irrt sich schwer. Auch dort gibt es Unterdrückte und Unterdrücker, auch dort Arme und Reiche. Nur eines ist dabei anders, daß der frühere Reiche ein Bettler ist, daß der ehemalige Knecht jetzt den Herrn spielt. Ein Bild solcher Zustände sehen wir im Nachstehenden:

„Vor kurzem“, so berichtet ein gelegentlicher Mitarbeiter der „Morningpost“ aus Reval, „machte einer meiner Bekannten, der mich über russische Verhältnisse auf dem Laufenden zu erhalten pflegt, in angemessener Verkleidung eine Studienreise nach Petersburg. Er hatte dabei Gelegenheit, einer Matrosenhochzeit beizuwohnen. Die Zeremonie entsprach zwar durchaus nicht in allen Punkten dem bolschewistischen Credo, sondern wurde in aller Form von einem Popen vollzogen. Das der Trauung folgende Hochzeitsmahl hatte, wie der Bräutigam meinem Vertrauensmann erzählte, 700 000 Rubel gekostet, die der junge Ehemann für diese Gelegenheit einem Blumenhändler gestohlen hatte, woraus er auch nicht den geringsten Hehl machte. Der Champagner floss an der Tafel in Strömen, und eine Unmenge feinsten Zigarren stand zur Verfügung der Gäste. Ja, es gab sogar echten Roquefort-Käse, der indessen so wenig Anklang fand, daß er sofort wieder als ungenießbar weggetragen wurde. Die Gäste waren fast sämtlich Matrosen und hatten sich zu dieser Feierlichkeit in wunderbarster Weise herausgeputzt. Viele trugen falsche Schmuckstücke, die, unter der Mütze befestigt, bis auf die Schulter herabquollen. Die meisten waren geschminkt und gepudert und unglaublich parfümiert.

Seltene Verhältnisse haben sich auch bei der Bauernschaft herausgebildet, die in der Nähe größerer Städte wohnt. In den Vororten von Moskau und Petersburg wirbelt es von Bauern, deren armselige Hütten bis in den letzten Winkel mit den kostbarsten alten Möbeln und Kunstgegenständen vollgepfropft sind, Dingen, die an die früheren Zeiten erinnern, in denen der Tauschhandel mit Lebensmitteln noch in üppigster Blüte stand. In diesen Bauernhäusern findet man Tische mit wundervoller, eingelegter Arbeit, die, verflümmert und verstümmelt, in der Küche ihr Dasein unwürdig beschließen. Garnituren von Sesseln im reinsten Empire-Stil dienen Knechten und Mägden als Ruheplätze bei den Mahlzeiten; Teppiche und Vorleger von unschätzbarem Wert breiten sich über die schmutzstarrenden Dielen oder sind zerschritten, um als Pferdedecken Verwendung zu finden. Diese Vorstadtbauern haben eben keine Ahnung von dem Wert dieser Kostbarkeiten, die sie als Entlohnung für die von ihnen gelieferten Nahrungsmittel in Zahlung genommen haben.

Anderes aber ist es mit den Bauern, die in der Nähe der estnischen und finnischen Grenze leben, und die nicht nur an dem Luxus Geschmack gefunden haben, sondern die auch einen schwunghaften Zwischenhandel mit Luxusartikeln be-

treiben. Als diese Grenzbauern im vergangenen Herbst zu der Ueberzeugung gelangten, daß das Schmuggelgeschäft guten Gewinn versprach, brachten sie ihre geringen Vorräte an Lebensmitteln nach Petersburg und tauschten dagegen Juwelen, echte Zigarren, französischen Kognak und Reijer-jedern ein, die sie in Estland und Finnland wieder an Ort und Stelle für teures Geld verkauften. Die Luxusgegenstände fanden vor allem in den Petersburger Matrosen willige und gutzahlende Abnehmer. Es ist denn auch in Sowjetrußland heute ein geflügeltes Wort geworden, zu sagen: „Er lebt wie ein Matrose.“ Leute, die Gelegenheit hatten, in die Häuser dieser Grenzbauern zu kommen, erklären, daß es kaum ein Haus gibt, in dem man nicht eine Flasche besten Kognaks und eine Kiste feinsten Havannazigarren findet; denn es versteht sich, daß die Bauern von den Artikeln, mit denen sie handeln, Muster zurückbehalten. Kognak ist jetzt ein Getränk geworden, das so gewöhnlich ist wie früher der Schnaps; dagegen ist das Geheimnis des spitzen Zigarren- undes der bauerlichen Intelligenz bisher verschlossen geblieben. Sie sind noch immer des Glaubens, daß das offene, lumpige Ende in den Mund gesteckt und die Zigarre an der Spitze angezündet wird.

## Polen

Einige Betrachtungen anläßlich des Rigaer Friedensschlusses.

I.

Der Friede zwischen Polen und Sowjetrußland ist geschlossen. Der mächtigste Feind Polens und des gesamten Europas ist niedergeworfen. Das polnische Volk gab sein Gut und Blut dar, um die bedrohte Freiheit seines Vaterlandes und ganz Europas zu retten. Ungeheure Anstrengungen und Opfer waren nötig, um dieses heroische Ziel zu erreichen und nur beispiellose Energie und Aufopferung ermöglichten es, diesen Gigantenkampf zu gewinnen. Und jetzt, nach getanem Werke entsteht die Frage: Was für einen Lohn kann das polnische Volk für seine Hingabe erwarten? Welche Zukunft darf es erwarten?

Als Polen vor etwa zwei Jahren seine so lang ersehnte Freiheit wiedererlangt hatte, befand es sich in einer denkbar schwierigsten Lage. Weite Gebiete zeigten die deutlichen Spuren des verflochtenen Krieges; fast ganz Mittel- und Ostgalizien war zerstört und verwüstet, große Industriestädte (wie Lodz) waren aller Maschinen und Vorräte beraubt und konnten an einen Wiederaufbau nicht denken; an die östlichen Grenzen begann der vernichtende Bolschewismus zu klopfen — und der westliche Teil des neu errichteten Staates mußte sich mit Gewalt aus den preußischen Klauen reißen. Von Feinden buchstäblich umschlossen, stand dieser Staat an seiner Wiege und die Welt sah garnicht, welcher Kraft, welcher Opfer es bedurfte, um die nach jahrhunderter langer Knechtschaft erlangte Freiheit noch zu bewahren.

Im Osten der Bolschewismus, weiter südlich die vom Bolschewismus durchsetzten Ukrainer, im Westen das bangerotete Deutschland, das seinen Rettungsring — Oberschlesien — mit verzweifelter Händen bei sich hielt, im Süden die imperialistischen Tschechen — das waren die Nachbarn Polens im Augenblicke seiner Wiedererstehung.

Dieses Bild genügt, um sich von den Aufgaben, die nun das polnische Volk warteten, ein ungefähres Bild zu machen, und wie ein Wunder wirkt es, wenn man bedenkt, wie glänzend dieses Volk seinen so schweren Existenzkampf bestanden hat.

Zuerst wurden die bolschewistischen Ukrainer abgewehrt. Der berühmt gewordene Kampf um Lemberg, den Greise und Kinder ausfechten mußten, wird ja noch in Erinnerung sein. Gleichzeitig fast mußte ein tödlicher Ueberfall der Tschechen auf Schlesien mit Waffengewalt abgewehrt werden.



Dann mußte dem mächtigen Sowjetrußland die Stirn geboten werden. Und das war zweifellos die schwerste Prüfung, die zu bestehen war. Wie diese bestanden wurde, zeigt uns heute der Rigaer Friedensvertrag am deutlichsten. Und wenn auch nicht alle Wünsche des blutenden Volkes zur Gänze berücksichtigt werden konnten, so stellt doch dieser Friedensvertrag, dessen erste Richtlinien — Loyalität und Friedensliebe waren, ein gebührendes Zeugnis dem polnischen Volke aus.

Raum eine halbe Woche sind wir vom Abschlußtage entfernt, und schon beginnen sich die ersten segensreichen Folgen des großen Sieges deutlich fühlbar zu machen.

Am greifbarsten zeigen sich wohl die Früchte des gewonnenen Lebenskampfes in einem ähnlich noch nie dagewesenen Anschwellen der polnischen Valuta. Während dreier Tage stieg der Wert der polnischen Mark in Deutschland um etwa 60%, in Wien und den anderen Staaten um 80—100%. Welchen Einfluß die Kursbesserung auf das wirtschaftliche Leben Polens ausüben muß, braucht wohl nicht erst eingehend behandelt zu werden. Einen weiteren unschätzbaren Wert für die wirtschaftliche Entwicklung stellt ferner die Stabilisierung der Grenzen dar, die — wenn sie auch mit Rücksicht auf die Wilnoer, Oberschlesische und Teschener Frage noch nicht vollständig durchgeführt ist — als erste Grundlage für eine gesunde Entwicklung des auswärtigen Handels zu betrachten ist.

Hier drängt sich nun wieder die Frage auf: „Welche Exportmöglichkeiten besitzt Polen?“

Diese Frage kann schon mit Rücksicht auf die bekannten preußisch-alledeutschen Verdrehungskünste nicht oft genug erörtert werden. Denn wenn auch die verbissensten Feinde Polens die immensen Reichtümer des Landes nicht ableugnen können, so versuchen sie doch mit allen Mitteln die überaus günstigen Aussichten, die Polen in wirtschaftlicher Beziehung zusehen, zu verdrehen oder einfach rundweg abzutreiben.

Es sei nun ganz kurz auf die wichtigsten Reichtümer des Landes, welches für eine ganz bedeutende Entwicklung der Industrie den besten Boden darstellt, hingewiesen.

Polen besitzt Petroleumquellen, die schon heute die ganze Czeajo-Slowakei mit Brenn- und Betriebsstoffen versehen. Polen, welches schon in Galizien und Kongreßpolen reiche Kohlenlager besitzt, wird durch den Anschluß des oberschlesischen Industriebeckens, der doch heute schon als bestimmt angesehen werden muß, — das kohlenreichste Land Europas werden. Polen besitzt ausgedehnte Eisenhütten. Polen besitzt Salzbergwerke, wie sie wo anders nicht zu finden sind. Diese aber bilden den Grundstein zur chemischen Industrie, die heute schon einen ungeahnten Aufschwung nimmt. Polen besitzt Wälder, die einen Holzexport von vielen Milliarden ermöglichen und die Papierindustrie fördern, die noch nicht zu übersehen ist. (Schon vor dem Kriege wurden große Mengen Zigarettenpapier bis nach Amerika geliefert.)

Polen besitzt — besonders in Klempolen — bedeutende Wasserkraften, die bei einer nur teilweisen Ausnützung eine ganz kolossale Stütze der Industrie werden können. (In Westgalizien hat sich bereits eine Aktiengesellschaft gegründet, die über ein Kapital von vielen Millionen verfügt und das Gefälle des Dunajec für eine elektrische Stromanlage ausnützen wird, die einen großen Teil Klein-Polens mit Strom versehen soll.) Berücksichtigt man noch die anderen reichen Bodenschätze, die großen Viehbestände und den überaus fruchtbaren Boden, so muß man — ob man will oder nicht — zugestehen, daß Polen eines der reichsten und, was Entwicklungsmöglichkeiten betrifft, — eines der zukunftsvollsten Länder ist.

Nun ist der Friede geschlossen und die Friedensarbeit kann in vollem Maße aufgenommen, — die gewaltigen

Schätze können ans Tageslicht befördert werden. und darin liegt eben die große Bedeutung des Rigaer Friedensschlusses, dessen Bestimmungen dank der vielen, vielen Opfer des schmergeprüften polnischen Volkes, diese Friedensarbeit in wirtschaftlicher Hinsicht erleichtert und fördert.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

### Der Bildhauer als Kellner

Ein englischer Bildhauer, der einen Namen in der englischen Kunst besitzt und dem König Georg selbst für eine Büste gesessen hat, ist jetzt als Kellner in einem Hotel in Surrey tätig. Mr. Grosland Mure, von den Stammgästen des Hotels „Mac“ genannt, ist ein vornehmer ansehender Herr in mittleren Jahren, der den Berichterstattem bereitwillig Auskunft über seinen merkwürdigen Berufswechsel gab. „Vor dem Kriege“, sagte er, „hatte ich zwei große Ateliers in London und viele Aufträge. Im 1912 schuf ich eine Statue des Königs im Krönungsornat, und der König gewährte mir mehrere Sitzungen im Buckingham-Palast; nachher besah er sich das Werk in meinem Atelier und beglückwünschte mich herzlich. Die Bronzestatue ist jetzt in Madras aufgestellt. Auch sonst habe ich viele Denkmäler geschaffen. Aber heute hat man kein Geld mehr für Statuen, und so mußte ich mich denn den Umständen anpassen. Während des Krieges gab ich meine Kunst auf, arbeitete zwei Jahre in einer Munitionsfabrik und bin nun Kellner geworden.“

### Behörden-Bureaumatismus

In welcher unerhörten Weise St. Bureaumatismus noch in einzelnen Behörden vorherrschend ist, beweist ein Vorfall, der sich Anfang dieser Woche auf dem Fernsprechanstalt Steinplatz-Berlin abspielte.

Am Montag, den 11. d. M. gegen mittag brach eine Postauskletterin, die im obigen Fernsprechanstalt beschäftigt war, zusammen. Während die Kolleginnen sich um sie bemühten, lief eine derselben an den Apparat, um einen Arzt telephonisch herbeizurufen. Sie mußte aber, um der Formalität zu genügen, erst zur Aufsicht gehen, um Erlaubnis zum Telephonieren zu erhalten; diese Oberaufsicht, in deren kleinen Gehirn anscheinend die Innehaltung der Formalitäten einen überirdischen Wert hat, schickte die Betreffende drei Treppen tiefer zum Direktor, da sie selbst nicht befugt war, die Erlaubnis zu erteilen. Der Direktor erlaubte dann gütigst, telephonisch einen Arzt herbeizurufen. Inzwischen war das junge Mädchen gestorben. Es muß noch festgestellt werden, ob durch ärztliche Hilfe Rettung möglich gewesen wäre. Auf jeden Fall muß in einem so großen Betrieb, in dem täglich Unglücksfälle vorkommen können, die Möglichkeit vorhanden sein, ohne Umstände einen Arzt herbeizuschaffen.

### Die zwölf Ursachen zum Heiraten

Der Erste tut's um die Dukaten;  
Der Zweite um ein hübsch Gesicht;  
Der Dritte will nicht länger warten;  
Der Vierte, weil Mama so spricht;  
Der Fünfte, um sich zu ergötzen;  
Der Sechste ist nicht gern allein;  
Der Siebte will sich ruhig setzen;  
Der Achte denkt: 's muß einmal sein;  
Der Neunte tut's aus Mitleidstriebe;  
Der Zehnte bloß aus wahrer Liebe;  
Der Elft' und Zwölfte sind so dumm  
Die wissen selber nicht, warum.



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Allerseelen

Trübe und bleischwer, in blaugrauer Masse hängen die Wolken fast dicht über den Dächern und Türmen der Stadt. Ab und zu fährt ein Windstoß durch das schon kahle Geäst der Bäume, die letzten Blätter im tollen Wirbel mit sich führend ein ödes herzloses Herbstbild.

„Ah, siehst Du, scheinheilige Hege, haben wir Dich doch einmal erwischt, jetzt zeige was Du da verborgen hast.“

Mit frohlockendem Gesicht, spricht es ein Knabe, der beim Öffnen der Haustür soeben mit einem kleinen kaum achtjährigen Mädchen zusammengeprallt ist und jetzt das Kind unerbittlich die Stufen hinanzerrt.

„Mama, Mama,“ ruft er laut, „eine Diebin, komm nur schnell!“

Oben geht eine Tür. Auf der Treppenstufe erscheint eine Frau, kalt und stolz ist das Gesicht, hart und streng ihre Stimme, als sie sich an die Kleine wendet.

Was soll das heißen, Annie, was nimmst Du fort?“

„Nichts, stammelt das Kind, nichts Tante Bertha.“

„Sie lügt, sie lügt,“ schrie der Knabe, „hier hat sie's versteckt. Und er schüttelt schadenfroh die zarte Gestalt, daß ein Zipfel des Tuches, das sie bis jetzt krampfhaft festgehalten sich löst und ein paar Ästern und Levkojen zur Erde fallen. Ein Zug von Enttäuschung geht über sein Gesicht, — nur Blumen, — doch dann blüht es triumphierend darin auf.

„Weißt Du's jetzt, Mama, wer jüngst all die schönen Rosen gestohlen? und frage sie nur auch, wo sie das Geld hat, das Dir gestern fehlte.“ Das Kind hatte bis jetzt die Lippen fest zusammengepreßt, geschwiegen, bei den letzten Worten des Knaben fuhr sie auf.

„Du lügst“, schrie sie wild, „ich bin keine Diebin, ich habe ja weder die Rosen, noch Geld gestohlen. Das warst Du, ja ich weiß es wohl, wenn Du alle Tage beim Konditor süße Sachen kaufen gehst. Du bist schlecht, o so schlecht, Du böser grausamer Tyrann.“

„Ein Tyrann — Mama hörst Du — wart' ich will Dir den Tyrannen einmal zeigen.“

Und mit einem Satz sprang er auf das Kind, zu schwerem wuchtigem Schlage ausholend. Doch da packten ihn die zarten Kinderhände in plötzlich erwachter Kraft und zwei vor Aufregung funkelnde Augen sahen zu ihm auf in glühendem Haß.

„Wehe Dir, wenn Du mich schlägst, ich werde es nicht dulden, wenn zehnmal Deine Mama Dir hilft. Ihr seid lügenerisch und boshaft, hart und ungerecht, nicht ich, aber meine Mama, die im Himmel ist, sieht alles und der liebe Gott wird Euch dafür strafen!“

„Was wagst Du da, böses undankbares Geschöpf“, rief da die harte Stimme der Frau in unterdrücktem Zorn. „Bist Du von Sinnen, ungeratenes Mädchen? Was willst Du ma-

chen wenn ich Dich heute aus dem Hause jage, indem Dich allerding's Deines störrischen Wesens halber, niemand liebt? Ist dies der Dank, daß wir Dir Kost, Kleidung und Obdach gewähren?“

Das Kind schwieg. Hatte die Tante nicht recht? War sie nicht undankbar? Und doch bäumte sich ihr ganzes Wesen dagegen auf, denen dankbar sein zu müssen, die doch noch mit keinem Worte der Liebe versucht, das Kinderherz für sich zu gewinnen.

„Was sollte es mit den Blumen? Antwort!“

Die Lippen des Mädchens preßten sich fest aufeinander, als müßten sie ängstlich jeden Laut zurückdrängen, der vielleicht wider Willen ihnen entschlüpfen konnte. Nicht um die Welt hätte sie jener unbarmherzigen stolzen Frau dort gesagt daß die Blumen für ihr Mütterchen bestimmt waren — des Kindes einziger Schmuck für ihr Grab am Allerseelentage. —

„Siehst Du, Mama, jetzt wird sie wieder störrisch. Ich kenne sie schon, wenn ihr Gesicht so aussieht wie eben jetzt. Es würde jetzt nichts nützen und wenn Du sie totschlägst.“

„Hier Dörthe, führe Annie auf zwei Stunden in die finstere Kammer“, gebot die Herrin dem herbeigerufenen Mädchen.

In des Gesicht des Kindes trat der Ausdruck namenlosen Entsetzens und seine Augen füllten sich mit Tränen.

„O Tante,“ bat sie mit aufgehobenen Händen, „schlage mich lieber, aber sperre mich doch nicht ein, wo es schrecklich ist. Ich fürchte mich zu Tode.“

„Nur die Furcht wird Dein Gemüt weich, Deinen Sinn fügamer machen. Es bleibt dabei! Dörthe bringe mir nachher Hut und Mantel ich werde ausgehen.“

Noch einmal wollte Annie sich in flehender Bitte der Tante nähern, doch der Knabe stieß sie brutal zurück und schloß die Tür vor ihr. „Biel Vergnügen bei den Gespenstern.“

In trostlosem Jammer weinte das Kind laut auf.

„Sei ruhig“, raunte Dörthe ihr leise zu, während sie die Blumen, die noch auf den Steinfließen lagen, sammelte, „ich lasse Dich nachher gleich raus, wenn die Gnädige fort ist. Komm jetzt und fürchte Dich nicht. Denke an Deinen Schutzengel, der bei Dir ist. Die Blumen hier kannst Du Dir auch behalten, es fragt ja doch Niemand nach den paar Dingen.“

Die Kleine schlingt dankbar die Aermchen um den Hals des Mädchens. „Gute Dörthe!“

Die Dunkelheit ist hereingebrochen. Auf dem Friedhof flammt bereits Licht um Licht auf. In bunter Pracht, in hellem Lichterschmuck prangen die Gräber, erzählend von der Liebe, die über das Grab hinausreicht. Wohl ist da auch manch einsames Grab, keine Blume, kein Lichterglanz schmückt dasselbe; die da unten schlafen, sind vielleicht längst vergessen, keine liebend Hand entfernt das Unkraut, das dicht droben wuchert. Selbst die dichten Sternlein dort oben, die doch sonst so freundlich auch auf diese hernieder-



stinken, sind heut verschwunden, dicke Wollenschleier sind darüber gezogen. —

Dort auf jenem Teil des Kirchhofs, wo die Armen liegen kniet Annie an einem Grabe, und den zarten Körper erschütterte heftiges Schluchzen.

Durch nichts zeichnet sich das Grab von den andern aus; ein Rasenhügel, nicht gepflegt, ohne Zierrat, ohne jeden Schmuck die Nummer an schmalen Brettern am Kopfende tragend. Und doch schlummert hier so reiche Liebe, ein treues zärtliches Mutterherz.

Nur allzu früh hatten sich die Augen geschlossen, die für des Lieblings Wohl und Wehe gewacht. Die Hände die so unermüdet geschafft hatten sich zum letzten Mal in flehender Bitte der Schwester entgegengetraut: „Gib Du meinem Kinde eine Heimat!“ Wohl priesen eifrige Lobredner die Güte der reichen Kaufmannsfrau, die der schuldlosen Waise Nahrung und Obdach gegeben, aber niemand sah in das Herz der stolzen Frau, wie es da wühlte in Haß und Rache gegen das Kind — sein Kind der sie nicht geliebt und der sie um der Schwester Willen verschmäht. Niemand bis jezt hatte es gewagt, sie der Härte oder Lieblosigkeit zu zeihen, doch die heißen Tränen des Kindes, die den Rasenhügel nezen, sind stumme, doch schwere Ankläger vor dem Herrn.

Die mitleidige Dörthe hatte Annie hinausgelassen und ihr nebst den Blumen noch einige Lichtstümpfen geschenkt, die das Kind nun angebrannt und mit glücklich wehmüthigen Ausdruck auf das also geschmückte Grab blickt.

„Siehst Du, lieb' Mütterchen, so hast Du es heut auch schön hell. Siehst Du vom Himmel jezt herab auf Dein Kind? Warum nur holst Du mich nicht auch da hinauf, warum lässest Du Deine Annie hier, wo niemand sie lieb hat so allein, so verlassen? Tante Bertha, schilt mich böse und schlecht, sag, Mütterchen, ist das wahr? Ich kann Tante nicht lieben und Arno, denn noch nie hat sie mich freundlich angesehen oder mich geliebt, wie sie es doch mit Arno tut. Niemand tat das noch mit mir, niemand, lieb Mütterchen, seit sie Dich in den schwarzen Kasten hierhergetrohen. O, kämst Du nur noch ein einzig Mal zu mir und küßst mich in Deine Arme, so fest und warm wie einst; o koman, Mütterchen komm!“

Die müden Augen des Kindes schlossen sich und von leisem Winde bewegt, strichen Salbe und Cräfer über ihre Stirn wie die zarte Hand der Mutter die ihren Liebling zur Ruhe gebettet.

Nur dunkel und verworren kamen und gingen die Gedanken in ihrem Köpfchen. Dort oben am Firmament hatte der Sturm das Gewölk zerteilt — ein Sternlein blinnte bar aus hervor — das schwebte näher und näher. Und als Annie genau hinsah, da war das ihr Mütterchen in einem strahlend hellen Kleide, wie sie schöneres noch nie gesehen.

Jauchzend sehnlich blickte klein Annie ihre Mutter aus „Mutter, Mutter!“

Stunde um Stunde verrann. Es war Nacht geworden. Der Sturm hatte sich gelegt und jezt fiel es in weichen Flocken hernieder. Alles in sein großes Reichthum hülfend. — Der erste Schnee. —

Auch die kleine Gestalt dort auf dem Hügel hatte es bald zugedeckt. Auf dem süßen erhellten Gesichtchen lag der Ausdruck heiligen Friedens, stillen Glückes.

Die Mutter hatte sich ihren Liebling geholt am Allerseelentage. —

## Allerseelen

Brennt an die Kerzen, denn der Tag ist da,  
Wo uns die teuren Toten sind so nah.  
Vergesst doch die unruhvolle Welt,  
Mit allem, was uns schwer im Banne hält.

Heut sind die Toten frei! — Es schweigt, es lauscht der Streit  
Zur krummen Zwiepsprach ist er; sind wir bereit.  
Die mächtige Sprache mit dem Totenreich,  
Wie stimmt sie doch die Herzen sind und weich,  
Es ist als ob sie unsere Welt verfühnt  
Und sie mit dem erhabenen Frieden krönt.

Miana Helene Kossowij.

## Grul aus Lubartow

Novelle von Adam Szymanski.

(Fortsetzung.)

Diese Antwort verwunderte mich gar nicht. Schon oft war ich hier verschiedenen Menschen begegnet, die nur deshalb kamen, um mit einem erst vor kurzem aus der Heimat angekommenen Menschen „ein wenig zu reden“; auch Juden gab es darunter. Sie interessierten sich für die verschiedenartigsten Dinge: auch rein Neugierige und Schwärmer gab es unter ihnen, auch Leute, die sich nur nach ihren Verwandten erkundigten, es gab auch Politiker, von denen schon mancher ganz mir im Kopfe war. Im allgemeinen spielte die Politik unter diesen Leuten eine besondere Rolle und erfreute ich großer Achtung. Der Wunsch des neuen Ankömmlings verwunderte mich also nicht. Und obwohl ich meine Hülfe gerne so schnell als möglich von dem unangenehmen Geruch der meist schlecht gegerbten Häute befreit hätte, forderte ich ihn freundlich auf, sich auszuleiden und zu setzen.

Ueber meine Aufforderung offenbar erfreut, saß der Jude nach einer Weile schon neben mir, und jezt konnte ich ihn genauer betrachten.

Die ordinärsten Züge der ganzen jüdischen Rasse schienen in der neben mir sitzenden Gestalt verkörpert zu sein: die dicke, gekrümmte und etwas seitwärts gebogene Nase, die durchdringlichen Habichtsaugen, der keilförmige Bart von der Farbe einer gut durchreisten Gurke und endlich die niedrige, von dichten Haar umrahmte Stirn, — all das kennzeichnete meinen Gast, und doch machte das alles zusammen seltsamerweise auf mich im Augenblick keinen richtigen Eindruck, vielleicht weil es durch den Ausdruck des abgemessenen Gesichtes, in dem sich aufrichtige Offenheit und Freundlichkeit malken, gemildert und beinahe verklärt war.

„Sage mir woher du bist, wie du heißt, was du hier suchst und was du von mir erfahren willst?“

„Ich bin Grul aus Lubartow, Herr, vielleicht wissen Euer Gnaden, das ist gleich bei Dublin; mir, bei uns denken nämlich alle, das wäre so weit weg, früher habe ich es ja auch gedacht, jezt aber,“ fügte er mit Nachdruck hinzu, „wissen wir, daß Lubartow ganz nahe bei Dublin ist, dicht daneben.“

„Und bist du schon lange hier?“

„Sehr lange, drei Jahre werden's bald sein.“

„Das ist noch nicht sehr lange, es gibt ja solche, die über zwanzig Jahre hier wohnen, und unterwegs bin ich einem alten Manne aus Bilsno begegnet, der an die fünfzig Jahre hier wohnt; die sind wirklich schon lange hier.“

Der Jude jedoch unterbrach mich heftig:

„Von den anderen weiß ich nichts, ich weiß nur, daß ich lange hier bin.“

„Wahrscheinlich bist du alleine hier, daß dir die Zeit so lang wird?“

„Nu, mit Frau und ä Kind bin ich da, mit ä Tochter. Vier Kinder hab' ich gehabt, als ich hierher ging, aber diese Reife, Gott bewahre, ein ganzes Jahr sind wir gegangen; wissen Sie, Herr, was das ist, — Clappen? . . . Drei Kinder starben mir auf einmal weg, in einer Woche, so gut wie auf einmal. Drei Kinder?! Leicht gesagt . . . Nicht einmal begraben hat man sie können, weil es dort keinen jüdischen Friedhof gibt . . . Ich bin Chassidäer“, fügte er



leiser hinzu, „wissen Sie, Herr, was das heißt? Ich achte das Gesetz . . . Und Gott straft mich so . . .“

Er schwieg erschüttert.

„In so einer Lage ist es eigentlich schon müßig daran zu denken, mein Lieber; es ist doch gleichgültig, Gottes Erde ist überall“, versuchte ich ihn zu trösten. Jedoch der Jude sprang entsezt auf.

„Gottes Erde? Was für Gottes Erde! Wie heißt Gottes Erde! Was reden Sie? Das ist Hundserdel! Psui! Psui! Gottes Erde? Reden Sie nicht so, Herr, schämen Sie sich! Ist das Gottes Erde, die nie aufsteht? Das ist verfluchte Erde! Gott will es nicht, daß Menschen hier wohnen: wollte Er es, dann wäre sie nicht so. Verfluchte, gemeine Erde! Psui! Psui!“

Und er spuckte um sich herum und stampfte mit den Füßen. Mit zusammengepreßten Lippen und gekrümmten Fingern drohte er dem unschuldigen Sakutenland, flüsterte jüdische Flüchte, bis er vor Anstrengung erschöpft auf den Sessel neben mir zurückfiel.

Alle Verbannten und Verschieden, ohne Rücksicht auf Nationalität und Religion, verabscheuen Sibirien; der fanatische Chassidäer jedoch verstand es offenbar nicht, nur halb zu hassen. Ich wartete ab, bis er sich beruhigt. In harter Schule erzogen, kam der Jude rasch wieder zu sich und beherrschte die Erregung; als ich ihn nach einer Weile fragend in die Augen blickte, erwiderte er sofort:

„Verzeihen Sie, Herr, ich rede mit niemand darüber, mit wem sollt' ich's denn auch?“

„Gibt es hier nur wenig Juden?“

„Sind das Juden, Herr? Sie sind schon so geworden, wie die hiesigen . . . Das Gesetz wird von keinem geachtet.“

Einen neuen Ausbruch befürchtend, ließ ich ihn nicht zu Ende sprechen und beschloß das Gespräch abzukürzen. Ich fragte ihn direkt, wovon er denn eigentlich mit mir reden wollte.

„Ich hätte gern erfahren, Herr, was man dort bei uns hört. So viele Jahre bin ich schon hier, und noch nie hab' ich gehört, was dort vorgeht.“

„Du fragst jedoch etwas seltsam. Ich kann dir doch nicht alles auf einmal erzählen, ich weiß nicht, was dich interessiert, vielleicht die Politik?“

Der Jude schwieg.

In der Annahme, mein Gast interessiere sich wie so viele andere für die Politik, ohne diesen Ausdruck zu kennen, begann ich den für mich, da ich ihn schon so oft wiederholt stereotypen Bericht von der politischen Lage Europas, vor unserer Lage und so weiter.

Der Jude aber rutschte ungeduldig auf seinem Stuhl herum.

„Das interessiert dich also nicht?“ fragte ich.

„Ne, ich habe nie daran gedacht“, erwiderte er offen.

„Ach so! Jetzt weiß ich, was du willst. Du möchtest wohl gerne wissen, wie es den Juden drüben geht, wie der Handel geht?“

„Es geht ihnen besser wie mir.“

„Sehr richtig. Dann willst du wohl wissen, ob das Leben bei uns jetzt teuer, welche Preise man auf den Märkten erzielt, was Mehl, was Fleisch kostet und so weiter?“

„Was habe ich davon, selbst wenn es dort noch so billig ist, da man doch hier nichts bekommen kann.“

„Sehr richtig. Aber was zum Teufel willst du denn schließlich und endlich wissen?“

„Ne, mit Verlaub, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Sehen Sie, Herr, manchmal denk' ich jetzt so und denk', bis Niße — meine Frau heißt so — mich fragt: „Erul, was hast du?“ Und was soll ich ihr antworten, da ich doch selbst nicht weiß, was mir ist? Die Leute würden mich vielleicht gar auslachen?“ fügte er hinzu, als wollte er erforschen, ob nicht auch ich ihn auslachen würde.

Aber ich lachte nicht. Ich war gespannt: scheinbar drückte ihn etwas, worüber er sich selbst nicht Rechenschaft ablegen konnte und dessen Ausdruck in der Sprache, die er schlecht beherrschte, ihm schwer fiel. Um ihm zu Hilfe zu kommen, beruhigte ich ihn, er sollte sich nicht beeilen, meine Arbeit hätte Zeit, er würde auch nichts dabei verlieren, wenn er eine Stunde mit mir verplauderte. Der Jude dankte mir mit Blicken und begann nach kurzem Sinnen:

„Wann sind Sie von Warschau abgefahren, Herr?“

„Nach dem russischen Kalender Ende April.“

„War es drüben damals kalt oder warm?“

„Ganz warm.“

„Ne, sehen Sie zu, Herr, — und hier dieser Frost!“

„Ja hast du denn vergessen, daß im April bei uns die Felder schon bestellt sind und alle Bäume grünen?“

„Grünen?“ Freude glänzte in Eruls Auge. „Ne ja, ja, richtig, grünen, — und hier der Frost!“

Jetzt wußte ich schon, worum es sich handelte; um mich jedoch zu vergewissern, schwieg ich. Der Jude wurde immer lebhafter.

„Ne, sagen Sie mir, Herr, gibt es jetzt bei uns . . . ja, sehen Sie, Herr, ich weiß nicht mehr wie das heißt, ich hab' schon Polnisch ganz vergessen“, entschuldigte er sich beschämt, als hätte er es je getonnt. „Ne, das ist so weiß wie Erbsen, aber das sind keine Erbsen, so im Sommer, in den Gärten, um die Häuser herum, auf solchen großen Stangen? . . .“

„Fisolen?“

„Ja, richtig, Fisolen, Fisolen!“ wiederholte er mehrmals, als wollte er sich das Wort für ewig einprägen.

„Freilich gibt es die, sogar sehr viele. Gibt es denn hier keine?“

„Hier! Ganze drei Jahre lang hab' ich nicht ein Körnchen gesehen, hier gibt es nur solche Erbsen, die bei uns, mit Verlaub zu sagen, nur . . . nur . . .“

„Schweine fressen?“

„Ne, ja! Pfundweise werden sie hier verkauft, und nicht immer kann man sie bekommen.“

„Ist du gerne Fisolen?“

„Darum geht's ja gar nicht, ganz was anderes ist es. Ist denke ich, es ist doch schön, wenn es so wie ein Wäldchen ums Haus herum wächst. Hier gibt es gar nichts! . . .“

„Und jetzt“, begann er von neuem, „jetzt sagen Sie mir, Herr, gibt es bei uns noch im Winter solche kleine — er eigte mit den Fingern — solche graue Vögel? Ich habe auch vergessen, wie das heißt. Früher gab es viele! Zuweilen stand ich am Fenster im Gebet vertieft, und es wimmelte von diesen kleinen Dingen. Ne, wer hätte sie aber beachtet? Wissen Sie was, Herr, ich hätte nie geglaubt, daß ich je daran denken würde! Denn hier, hier fliegen selbst die Krähen im Winter davon, da können diese kleinen Dinger noch weniger hier aushalten, bei uns aber gibt es sie wohl noch? Ne, Herr, gibt es sie?“

Jetzt antwortete ich nicht mehr und und zweifelte nicht länger, daß der alte Jude, der fanatische Chassidäer, sich ebenso nach der Heimat sehnte wie ich, daß wir beide an derselben Krankheit litten. Das unerwartete Zusammentreffen mit einem Leidensgenossen ergriff mich. Ich nahm ihn also bei der Hand und begann jetzt selbst zu fragen:

„Darüber wolltest du also mit mir reden? Du denkst also nicht an die Menschen, nicht an dein hartes Los, nicht in das Elend, das dich bedrückt, sondern du sehnst dich nach der heimatlichen Sonne, nach der Luft, nach dem heimatlichen Boden? . . . Du denkst an die Fluren, an die Wiesen und Wälder, an all das, was du in deinem armen Leben nicht einmal gut kennen lernen konntest, und heute, wo die lieben Brüder und Erinnerungen aus deinem Gedächtnis schwinden, fürchtest du dich vor der Leere, welche dich umgeben wird, vor der großen Verwaisung, die dich befallen wird, wenn die teuren Erinnerungen verblasen? Du willst also, daß ich sie dir wachrufe und auffrische, du willst, daß ich dir erzähle, wie unsere heimatliche Erde aussieht?“



„Oh, ja, Herr! Oh, ja, Herr! Doch bin ich hergekommen.“ Und erdrückte mir die Hände und lachte freudig wie ein Kind.

„Höre also, Bruder! . . .“

Und Erul hörte zu, ganz Ohr, mit geöffneten Lippen, die Augen starr auf mich geheftet; dieser Blick brannte mich und trieb mich an, riß mir die Worte aus dem Munde, fing sie gierig auf und bettete sie tief auf dem Grunde seines glühenden Herzens. . . . Er bettete sie dort, ich zweifle nicht daran, denn als ich meine Erzählung beendete, stöhnte der Jude schmerzlich:

„Oh weh' mir! Oh weh' mir!“

Der gelbe Bart zitterte und große, reine Tränen flossen über das abgehärmte Gesicht. . . . Und lange noch schluchzte der alte Chassidäer, und ich weinte mit ihm.

\* \* \*

Viel Wasser ist seit jener Zeit die kalte Lena hinabgeflossen, und viele menschliche Tränen wohl flossen seither über schmerzgefüllte Gesichter. Und doch, obgleich es schon so lange her ist, erscheint oft in der Stille der Nacht, in schlaflosen Nächten, vor meinen Augen das versteinerte, mit dem Stigma des großen Schmerzes gezeichnete Antlitz Baldngas, und neben ihm erscheint stets das gelbe, durchfurchte und mit reinen Tränen überströmte Gesicht Eruls. Und wenn ich längere Zeit diese nächtlichen Traumgesichter anstarre, scheint es mir oft, als bewegten sich die zitternden, blassen Lippen des Juden und als flüsterte neben mir eine leise, verzweiflungsvolle Stimme:

„Oh, Jehooa! warum hast du kein Erbarmen mit einem deiner treuesten Söhne? . . .“

E n d e.

## Aus aller Welt

### Ein geheimnisvoller Wohltäter.

Das „Journal“ meldet aus London, daß dort seit einigen Tagen ein Ausländer im Alter von 70—75 Jahren die Straßen durchquert und dabei Banknoten austreut. Er begab sich nach den Wohltätigkeitsanstalten und Spitälern, verlangte dort den Sekretär zu sprechen, entnahm darauf einem großen Sack ein Paket mit Noten der Bank von England im Betrage von 25 000 Frank, legte das Paket auf den nächsten Tisch und verschwand in ebenso mysteriöser Weise, wie er gekommen war. Am gleichen Morgen begab er sich in zwei Spitäler, wo er sich in derselben Weise benahm. Ueberall lehnte er es ab seinen Namen zu nennen und sagte bloß, er sei nun alt und habe nicht mehr viel Geld nötig.

### Leute die ihre Ohren verkaufen wollen.

Ein reicher junger Kubaner, Frank S. Kusada dem ein Ohr fehlte, hat in New Yorker Blättern eine Annonce aufgegeben, in der ein menschliches Ohr verlangt wird, und zahlreiche Briefe erhalten, in denen Männer aus allen Weltteilen und allen Ständen sich bereit erklären, ihm für Summen zwischen 2000 und 100 000 Dollar ihre linken Ohren zu überlassen.

Auf diese Annonce liefen unzählige Briefe von Leuten ein, die ihre Ohren verkaufen wollten und die gleichzeitig eine Blutuntersuchung über ihre völlige Gesundheit vorlegen konnten. Einer der Briefe lautete:

„Ich bin ein sehr schöner Mann mit vollkommen hübschen Ohren. Schon viele haben sich in meine Ohren verliebt. Ich bin gern bereit, Ihnen eines meiner Ohren für

2000 Dollar zu überlassen.“ Ein Londoner Blatt labelte an Kusada das Angebot eines südamerikanischen Soldaten namens O'Hara, der die Bescheinigung eines Londoner Arztes vorwies, demzufolge seine Ohren vollkommen gesund und vortrefflich ausgebildet sind. O'Hara bittet um besondere Berücksichtigung seines Angebotes, da er eben geheiratet habe und das Geld nötig brauche.

### Die Gräber der Apostel Petrus und Paulus.

Unter dem Fußboden der Kirche San Sebastians an der Via Appia in Rom, wo nach der Lieberlieferung die sterblichen Ueberreste der Apostel Petrus und Paulus beigesetzt sein sollen, sind kürzlich Ausgrabungen gemacht worden.

In dem Tuffsteinsfeld, auf dem die Kirche gebaut ist, fand man eine neun Meter lange Höhle, die aber mit fremder Erde aufgefüllt war. Nachdem man die Erde entfernt hatte, zeigten sich drei Gräber und eine alte Treppe, die in einen unterirdischen Gang führte, etwa dreizehn Meter unter der Kirche. Der Gang scheint in einer Nische geendet zu haben. An den Wänden zeigen sich zahlreiche alte Inschriften, Anrufungen der Apostel Petrus und Paulus. Die Kirchenväter glauben, daß hier wirklich die Gräber der beiden Märtyrer gewesen sind.

### Der Schlemmertanz am Abgrund.

Zehn Millionen Flaschen Sekt sind in Deutschland im letzten Jahre gegenüber sechs Millionen im Jahre vor dem Kriege getrunken worden; auch ein Zeichen für die Blütezeit der Schieber und Genießer. Diese zehn Millionen Flaschen Sekt machen einen Betrag von weit über tausend Millionen Mark aus. Es geht dem deutschen Michel also anscheinend sehr gut, denn neben dieser Milliardenausgabe für Sekt sind im letzten Jahre viele Milliarden Mark für schlechte englische und französische Zigaretten, Schokolade, Seiden, Parfüms usw. ausgegeben worden.

### Totenfeier für einen Zigeunerhauptmann.

Ein seltenes Schauspiel wurde der Einwohnerschaft Weimars durch die Totenfeier des dort verunglückten Zigeunerhauptmannes und Pferdehändlers Heinrich Franz geboten. Dem in den 50 Jahren stehenden Mann wurde bei der Bemühung seinen Wohnwagen aus dem Schlamm herausziehen zu helfen, durch eine offen stehende Tür und das plötzliche Anziehen der Pferde ein Arm herausgerissen. Da das Blut nicht gestillt werden konnte, starb er an Verblutung. Die Totenfeier im Schießhause begann mit einem furchtbaren Geschrei und Geheul der Trauernden, sie rissen sich die Haare aus stießen mit den Köpfen unter Klagegeschrei an Zäune und Bretterwände, warfen sich über die Leiche usw. Gleichzeitig begann ein Massenverbrauch an Sekt, Kognak und Wein. Am Mittwoch Mittag erfolgte die eigentliche Totenfeier. Im großen Schießhauseaal war die Leiche inmitten eines Haines von Blattpflanzen und umgeben von kostbaren Kränzen und Blumen Spenden aufgebahrt. Eine stark besetzte Musikkapelle war zur Stelle. Den rein kirchlichen Teil der Feier erledigte Pfarrer Breitung von der katholischen Gemeinde unter Assistenz zweier Chorknaben. Als dann wiederholten Frauen und Mädchen die rituellen Gebräuche, tanzten unter Musikbegleitung am Sarge, warfen sich unter Klagegeschrei am Sarge nieder und raupen sich die Haare. Während der ganzen mehrstündigen Zeremonie wurde tapfer Sekt aus Bierfässern (!) getrunken, geraucht und so dem toten Hauptmann die letzte Ehre erwiesen. Nach Beendigung des Aktes wurde der Sarg auf den von sechs prachtvollen Pferden gezogenen Leichenwagen gehoben und unter Vorantritt der Musikkapelle bis zum Bahnhof gebracht, von wo die Leiche zur Erdbestattung nach Leipzig übergeführt wurde.



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Der alte Diener

Novelle von Henryk Sienkiewicz.

Zu den Gestalten, die immer mehr vom Erdboden verschwinden, gehört neben dem alten Oekonomien, dem Bogt, dem Förster auch der Typ des alten Dieners. Bei meinen Eltern diente eines von diesen Mammut, deren Andenken bald nur noch ein Forscher von Zeit zu Zeit den Grabstätten der Vergessenheit entreißen wird. Nikolaus Suchowolski hieß er, war jedoch Edelmann, aus dem adeligen Dorfe Suchowola, das er in seinen Erzählungen oft erwähnte. Mein Vater hatte ihn von seinem seligen Vater geerbt, bei dem er zur Zeit der Napoleonischen Kriege Ordonnanz gewesen war. Nikolaus wußte nicht mehr genau, wann er in die Dienste meines Großvaters getreten war, und wenn man ihn nach diesem Datum fragte, nahm er eine Priße und erwiderte:

„Ja, ja, ich war noch ein Milchbart, und auch der Herr Oberst, Gott schenke ihm die ewige Ruhe, hatte die Rinder-  
schuhe noch nicht ausgetreten.“

Im Hause meiner Eltern oblagen dem alten Nikolaus die verschiedensten Verrichtungen; er war Tafelmeister und Lakai, im Sommer beaufsichtigte er als Oekonom die Ernte, im Winter das Dreschen, er verwahrte die Schlüssel vom Branntweinslager, von den Weinkellern, vom Vorratshaus, er zog die Uhren auf, — immer jedoch war er brummig. Auch über meinen Vater und über meine Mutter brummte er; ich fürchtete ihn wie das Feuer, obwohl ich ihn gerne hatte. In der Küche kankte mit dem Koch, die Tafel-  
jungen zog er an den Ohren. In dem ganzen Hause herum und war nie mit irgend etwas zufrieden. Wenn er sein Räuschen hatte, was regelmäßig einmal in der Woche vorkam, dann mieden ihn alle, weil er, wenn er jemanden erwischte, diesen den ganzen Tag brummend und nörgelnd verfolgte. Während des Mittagessens stand er hinter dem Stuhl meines Vaters; er bediente nicht, sondern beaufsichtigte nur den bedienenden Tafeljungen und vergällte ihm das Leben mit besonderer Inbrunst.

„Schau dich nur um, schau dich nur um,“ brummte er, „dann gibts gleich was. Seht ihn nur an! Die Beine schleppt er wie eine alte Kuh beim Marsch. Ich werd dir Beine machen. Schau dich nur noch einmal um. Der hört ja garnicht, daß ihn der Herr ruft. Nimm den Teller weg. Was reißt du das Maul auf? Was? Seht ihn nur an!“  
Stets mischte er sich in das Tischgespräch ein und widersprach stets allen.

Manchmal wandte sich der Vater bei Tische um und sagte:

„Nikolaus wird nach Tisch dem Mathias sagen, er soll anspannen, wir wollen Besuche machen.“

Und Nikolaus entgegnete:

„Besuche machen? Fahren? Natürlich, warum auch nicht. Oh je! Die Pferde sind ja dazu da. Die Gänse sollen sich nur auf so einem Weg die Beine brechen. Wenn ein Besuch zu machen ist, soll er nur gemacht werden. Das steht doch der Herrschaft frei. Verbiets denn? Gott bewahr. Warum auch nicht? Die Abrechnung kann ja warten. Und das Dreschen kann auch warten. Die Besuche sind natürlich wichtiger.“

„Wirklich eine Plage mit diesem Nikolaus,“ rief manchmal mein Vater, dem die Geduld riß.

Und Nikolaus fuhr fort:

„Sag ich denn ich bin nicht dumm? Ich weiß daß ich dumm bin. Der Oekonom ist nach Miewodow zur Wirtschaftlerin vom Herrn Pfarrer hingefahren, um ihr die Kur zu schneiden und die Herrschaft soll nicht zu Besuch fahren? Wie der Knecht, so der Herr!“

Und so ging es fort, ohne daß es möglich gewesen wäre, den alten Brummbar zum Schweigen zu bringen.

Ich und mein jüngerer Bruder, wir beide fürchteten ihn fast mehr als unseren Hauslehrer, den Vater Ludwig, und ganz sicher mehr als unsere Eltern. Den Schwestern gegenüber war er höflicher. Er redete sie mit „Fräulein“ an, obgleich sie jünger waren als wir, uns duzte er jedoch ohne alle Umstände. Für mich besaß er dennoch eine besondere Anziehungskraft; er hatte nämlich immer Zündkapseln in seinen Taschen. Oft kam ich nach beendetem Unterricht schlüchtern ins Kredenzzimmer, lächelte zuvorkommend und versuchte, mich an ihn heranzuschmeicheln.

„Nikolaus! Guten Morgen Nikolaus! Wird Nikolaus heute die Waffen putzen?“

„Was suchst der Heini hier rum? Einen Wischapfen werd ich ihm umbinden und Basta!“

Dann sagte er, mich nachsiegend:

Nikolaus! Nikolaus! Wenns um die Kapseln geht, dann ist der Nikolaus gut, wenn nicht, dann sollen ihn die Wölfe fressen. Es wäre besser, du würdest lernen. Vom Schießen kriegst du keinen Verstand.“

„Meine Aufgaben sind schon fertig,“ erwiderte ich halb weinend.

„Seine Aufgaben sind fertig. Wie? Was? Fertig? Er lernt und lernt und der Kopf ist immer wie ein leerer Tornister. Ich geh sie nicht her und Basta! (Bei diesen Worten suchte er schon in seinen Taschen.) Es fliegt dir einmal noch eine Kapsel ins Auge und dann ist der Nikolaus schuld. Wer ist schuld daran? Nikolaus! Wer hat das Schießen erlaubt? Nikolaus!“

So vor sich hinbrummend, ging er ins Zimmer des Vaters, nahm die Pistolen herunter, versicherte noch hundertmal, es sei umsonst, zündete dann eine Kerze an, setzte die Kapsel auf die Zündpfanne und ließ mich zielen und dann hatte ich manchmal noch mein schweres Kreuz zu tragen.



„Wie der die Pistole hält! Wie willst du die Perze lösen? Wie ein alter Bettler in der Kirche! Was? Rosenkranz solltest du beten, Pfarrer werden, aber nicht Soldat.“

Trotzdem lehrte er uns sein einstiges Kriegerhandwerk. Oft lernten wir, ich und mein Bruder, nachmittags unter seiner Aufsicht marschieren. Zusammen mit uns marschierte auch Pater Ludwig, der sich hierbei sehr komisch aufstellte. Dann schielte Nikolaus zu ihm hinüber und konnte sich, obwohl er ihn am meisten von allen fürchtete und achte, doch nicht beherrschen:

„Ach! Hochwürden marschieren aber wie eine alte Kuh!“

Ich, als der Älteste, unterstand am meisten seinem Kommando und mußte deshalb auch das meiste erdulden. Und doch weinte der alte gute Nikolaus, als ich zur Schule fort mußte, wie wenn ihn das größte Unglück betroffen hätte. Die Eltern erzählten mir, er wäre dann noch grämlicher geworden und hätte sie zwei Wochen lang gequält. „Das Kind haben sie weggenommen und fortgebracht“, sagte er, mag es nur sterben! Ach was! Wozu braucht er die Schule? Ist er denn kein Gutsbesitzer? Lateinisch wird er lernen? Einen weisen Salomon will man aus ihm machen. Was sind das für Ausschweifungen? Weg ist das Kind, weg ist es, und du Alter, schleppe dich in den Winkeln herum und suche, was du nicht verloren hast. Hols der Teufel!“

Ich erinnere mich noch ganz genau: Als ich das erste Mal zu den Feiertagen nach Hause kam, da schliefen alle. Es dämmerte; ein kalter Wintermorgen war es, alles weiß, voll Schnee. Das Kreischen des Ziehbrunnens auf dem Vorwerk und das Hundegebrüll unterbrachen die Stille. Die Fensterläden des Hauses waren geschlossen, nur die Küchenfenster erglänzten im hellen Licht, das den Schnee rosig färbte. Wir fuhren vor; traurig, gedrückt und in Seelenangst war ich, denn das erste Zeugnis war nicht besonders gut. Ich hatte Angst vor meinem Vater, vor Pater Ludwigs ernstem, schweigenden Gesicht; er hatte mich aus Warschau abgeholt. Von nirgends also eine Aufmunterung. Da geht die Küchentür auf und der alte Nikolaus mit seiner von der Kälte geröteten Nase watet durch den Schnee, auf einem Tabett trägt er zwei Töpfchen voll dampfenden Rahms.

„Goldigster, liebster junger Herr!“ schreit er, als er mich sieht, stellt rasch das Tablett hin, wirft beide Rahmtöpfchen um, fällt mir um den Hals, umarmt und küßt mich.

Von jetzt ab nannte er mich schon immer „junger Herr.“ Uebrigens konnte er mir zwei Wochen lang den verschütteten Rahm nicht verzeihen: „Da trage ich so ganz ruhig den Rahm“, erzählte er, „und da fährt er vor. Die beste Zeit hat er sich akurat dazu ausgewählt . . .“

Mein Vater wollte mir, wenigstens versprach er es, eine Tracht Prügel geben, für zwei schlechte Noten, im Deutschen und in der Kalligraphie. Dem stellten sich jedoch einerseits meine Tränen und Beteuerungen der Besserung in den Weg, anderseits die Intervention meiner süßen Mutter und die Szenen, die Nikolaus aufführte. Was Kalligraphie war, wußte Nikolaus natürlich, nicht, von einer Strafe für schlechte Noten im Deutschen wollte er aber nichts wissen.

„Ach was, ist er denn ein Lutheraner oder ein Schwab?“ sagte er. Konnte etwa der Herr Oberst Deutsch? Oder der gnädige Herr selbst (hier wandte er sich an meinen Vater), was? Als wir den Deutschen begegnet sind bei . . . wie heißt das doch gleich? Bei Leipzig und weiß der Teufel noch wo, da haben wir, mein ich, nicht deutsch zu ihnen geredet, sondern mein ich, gleich haben sie uns, mein ich, den Rücken gekehrt, mein ich, und aus war es.“

Noch eine Eigentümlichkeit hatte der liebe alte Nikolaus. Selten erzählte er von seinen Feldzügen, wenn er aber manchmal bei guter Laune zu erzählen anfang, dann sog er

wie gedrückt . . . Er tat es nicht in schlechter Absicht; vielleicht waren die Tatsachen in dem alten Kopf durcheinander geraten und muteten phantastisch an. Was er je in seinen Jugendjahren von kriegerischen Abenteuern gehört, das bezog er stets auf sich und auf meinen Großvater, den Oberst, und glaubte hoch und heilig an alles, was er erzählte. Wenn er oftmals den Knechten, die er in der Scheune beim Dreschen beaufsichtigte, zu erzählen anfang, da ließen die Bauern die Arbeit liegen, stützten sich auf ihre Dreschkegel, rissen die Mäuler auf und hörten andächtig zu. Wenn er das zufällig bemerkte, schrie er sie an:

„Was habt Ihr die Mäuler so auf mich gerichtet, wie Kanonen, was?“

Dann ging die Arbeit weiter. Man hörte den Wiederhall der auf das Stroh niederfallenden Dreschkegel. Der Alte schwieg, nach einer Weile fing er aber wieder zu erzählen an:

„Mein Sohn schreibt mir, er sei soeben General bei der Königin Palmyra geworden. Es geht ihm gut drüben, sagt er, der Sold ist sehr hoch, sagt er, nur furchtbare Kälte, sagt er . . . usw.“

Nebenbei erwähnt, waren die Kinder dem Alten nicht geraten. Er hatte tatsächlich einen Sohn, der aber nichts taugte, Gott weiß was alles anstellte, endlich in die weite Welt ging und spurlos verschwand; seine Tochter dagegen — seinerzeit soll sie wunderbar schön gewesen sein — ließ sich mit allen Gutsbeamten ein und starb bei der Geburt eines Mädchens. Dieses Mädchen hieß Hania. Sie war in meinem Alter, ein schönes aber fränkliches Kind. Oft, ich entsinne mich dessen ganz genau, spielten wir zusammen Soldaten. Hania war der Tambour, die Brennesseln waren unsere Feinde. Gut war sie und sanft wie ein Engel. Ein schweres Erdenlos ward ihr beschieden, — das sind aber schon Erinnerungen, die nicht zur Sache gehören.

Ich kehre also zu den Erzählungen des Alten zurück. Ich selbst hörte ihn einmal erzählen, einst seien die Ulanenpferde in Mariampol scheu geworden und plötzlich ihrer achtzehntausend über die Schlagbäume hinweg in Warschau eingebrungen. Wie viele Leute sie da niedergetreten hätten! Der jüngste sei es gewesen, bis man sie einfing. Ein andermal erzählte er, aber diesmal nicht in der Scheune, sondern im Herrenhaus:

„Ob ich mich gut geschlagen habe? Weshalb soll ich mich nicht gut geschlagen haben? Ich erinnere mich, da gab es einmal Krieg mit den Oesterreichern. Ich stehe so in Reih' und Glied, na! In Reih' und Glied, sag' ich, da reitet der Oberbefehlshaber auf mich zu. Ich meine also, von den Oesterreichern her, von der Gegenseite, und sagt: Ei, du, Suchowolski, ich kenne dich! Wenn wir dich, sagt er, fangen könnten, dann könnten wir, sagt er, den ganzen Krieg beenden.“

„Und den Oberst erwähnte er nicht?“ fragte mein Vater.

„Natürlich, wie denn nicht, ich sagte doch ausdrücklich, dich, sagt er, dich und den Obersten.“

Pater Ludwig wurde ungeduldig und sagte:

„Über du lügst ja, Nikolaus, als ob du dafür einen besonderen Sold bekäme.“

Der Alte versinisterte sich und wäre beinahe aufgefahren, da er aber den Geistlichen fürchtete und achtete, so schwieg er. Nach einer Weile fuhr er wieder fort, um die Sache einzurennen:

„Dasselbe hat mir auch Pater Sieklucki, der Kaplan, gesagt. Als mir einmal ein Oesterreicher mit dem Bajonett unter die zwanzigste, — ich wollte sagen die fünfte Rippe hineinfuhr, da stand es schlecht um mich. Ha! Denk' ich mir, da muß man wohl sterben. Ich beichte also Gott dem Allmächtigen meine Sünden vor Pater Sieklucki, und Pater Sieklucki hört zu, hört zu und sagt endlich: Um Gottes willen, Nikolaus, sagt er, das hast du ja aber alles erlitten!



„Und ich darauf: Kann schon sein, an mehr kann ich mich aber nicht entsinnen.“

„Und haben sie dich austuriert?“  
„Austuriert? Austuriert! Was hätten die mich austurieren sollen! Ich hab' mich selbst austuriert. Wie ich da einmal zwei Patronen in einem Quart Schnaps aufgelöst, das ich dann auf die Nacht runtergeschluckt habe, da war ich am andern Tag gesund wie ein Fisch im Wasser.“

Ich hätte mehr derlei Geschichten erfahren können, aber Vater Luowig verbot Nikolaus, ich weiß übrigens nicht warum, „mir den Kopf ganz zu verdrehen.“ Uebrigens konnte der Einfluß des alten Nikolaus auf uns nicht schädlich sein, ganz im Gegenteil, denn der Alte bewachte uns und unser Tun mit größter Sorgfalt und Strenge. Er war ein im vollsten Sinne des Wortes gewissenhafter Mann. Aus seiner Soldatenzeit war ihm eine sehr schöne Tugend geblieben, eben jene Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit bei der Ausführung der ihm erteilten Befehle. Ich erinnere mich noch: in einem Winter richteten Wölfe großen Schaden bei uns an und wurden so frech, daß sie nachts einzeln oder in ganzen Rudeln im Dorfe erschienen. Mein Vater, selbst ein erfahrener Weidmann, wollte eine Jagd veranstalten; da es ihm sehr daran gelegen war, daß bei dieser Treibjagd unser Nachbar, Herr Ustrzycki, ein bekannter Wolfsjäger, das Kommando übernahm, schrieb er einen Brief an ihn, rief dann Nikolaus herein und sagte zu ihm:

„Der Pächter fährt in die Stadt, da kann Nikolaus mitfahren, in Ustrzyca unterwegs aussteigen und dem Herrn den Brief übergeben. Nur muß ich unbedingt eine Antwort haben, komme er nicht ohne Antwort zurück.“

Nikolaus nahm den Brief und machte sich mit dem Pächter auf den Weg. Abends kehrte der Pächter heim. Nikolaus kam nicht mit. Mein Vater dachte, er wäre vielleicht in Ustrzyca über Nacht geblieben und würde am nächsten Tage mit unserem Nachbar zurückkehren. Es vergeht ein Tag, Nikolaus ist nicht da; es vergeht ein zweiter, er ist nicht da; es vergeht ein dritter, er ist immer noch nicht da. Zu Hause ist alles bestürzt. In der Befürchtung, es hätten ihn vielleicht am Heimweg Wölfe überfallen, schickt mein Vater Leute aus. Man sucht und findet keine Spur. Es wird nach Ustrzyca geschickt. In Ustrzyca erzählt man, er wäre da gewesen, hätte den Herrn nicht angetroffen und sich erkundigt, wo er ihn finden könnte; dann hätte er vom Bakai vier Rubel geliehen und wäre gegangen, man wüßte nicht wohin. Wir zerbrachen uns die Köpfe, was das bedeuten könnte. Am folgenden Tage kehrten die Boten aus den anderen Dörfern mit der Nachricht zurück, sie hätten ihn nirgends gefunden. Wir begannen ihn schon zu beweinen, da, am sechsten Tage abends, — der Vater traf gerade seine Dispositionen in der Kanzlei — wurde plötzlich hinter der Tür ein Scharen, ein Rauspern und ein Brummen laut, an dem er sofort Nikolaus erkannte.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Anteil der polnischen Frauen am literarischen Lebens Polens

Von J. K. phil.

Bezeichnend für Polens Literatur und Geschichte ist die große Rolle der Frauen.

Mit Recht behauptet Professor Brückner in seiner Literaturgeschichte: „Wie in keinem anderen Lande sind in Polen mit

den Namen seiner Fürstinnen und Königinnen die ältesten literarischen Denkmäler verknüpft.“

Am Eingang zur polnischen Nationalliteratur treffen wir die hl. Kinga, Gewogina Boleslaw's v. Gajmagien (1224—1249). Am Kloster zu Ziljanow brach sie ihr ganzes Leben zu. Aus ihre Anregung sammelte man zuerst kirchlicher und später weltlicher Dichtung. Das älteste und auch berühmteste Literaturdenkmal, die Gottesgebeten (Boga modlitwa) rührt von dem Heiligerin Kinga her, jedenfalls auch auf ihre Veranlassung geschrieben.

Würoig fortgesetzt wurde das Werk der hl. Kinga durch eine andere ungarprinzessin, die hl. Hedwig. Ihr verwandte das polnische Wort die Erneuerung und Verpothung der schon 1064 errichteten Universität von Krakau, der ersten polnischen Wissenschaft überhaupt. Sie forworte die Uebersetzung biblischer Schriften, sammelte Predigten, Evangelien, Passionsgeschichten, Legenden u. a. m. Sie besaß bereits eine großartig angelegte Privatbibliothek, von der leider, wie vieles andere, nichts erhalten ist. Sterbend vermachte sie ihre Verten und Kosttümer zur Ausstattung einer Universitätsbibliothek. Dieser heiligen auf dem Thron ist in der Literatur für immer ein hervorragender Platz gesichert.

So trug die Frauenwelt wesentlich dazu bei, die fast keine Möglichkeit hatte, sich von wissenschaft anzueignen, vor allem Latein zu erlernen, die Sprache der lateinischen Schriftsprache zu durchdringen und erst wirklich eine Nationalliteratur zu schaffen. Wie groß der Wissensdrang vieler Frauen war, zeigt sich in der Tatsache, daß eine Wawoska in Männerkleidung an der Universität Krakau studierte, entdeckt und bestraft wurde.

Auf diesem Grunde bauen neue Männer wie Rej und Kochanowski auf, die allerdings alles bisherige in den Schatten stellen und ihrem Jahrhundert den Namen „goldenes Jahrhundert der polnischen Literatur“ geben. In dieser Zeit ist noch Jozsa Diesniela zu bemerken, deren einfache, aber anmutige wieder die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Im 17. Jahrhundert, dem Zeitalter allgemeinen Zerfalls, beteiligte sich die Frauenwelt von neuem verhältnismäßig stark am literarischen Leben. Besonders Frauen verbreiteten den französischen Einfluß in Literatur und Mode. Als Schriftstellerinnen betätigten sich Maria Zaluska, Katharina Siemiatkowska und Anna Stanislawska trotz aller Anfeindungen und Gespött der Männer. Letztere schrieb in Versen die „Transaktion einer Waise“, eine Selbstbiographie, der beste polnische Roman dieser alten Zeit.

Die hervorragendste Schriftstellerin der älteren Zeit überhaupt ist Elzbieta Druzbacka (1687 bis 1760). Ausgewichen in der Stille und Zurückgezogenheit verbrachte sie ihr Leben im Kloster. Wenn sie auch in ihren Gedankengängen die Bahnen des 17. Jahrhunderts nicht verlassen kann, so verkünden ihre Wort doch durch Reinheit der Sprache, Innigkeit und Naturgefühl inmitten allgemeinen Zerfalls und Verderbtheit eine neue Zeit, das Zeitalter der Aufklärung, voraus. Ihr hohes Vorbild ist Kochanowski. Ihre „vier Jahreszeiten“, „vier Elemente“, „Walbeslob“ gehört zu dem Besten, was sie geschaffen hat. Dank dem Sammeleifer des Bischofs Zaluski sind uns die verdienstvollen Werke Druzbackas erhalten geblieben.

Einzig dastehend, leider ohne Nachahmung, ist das Vorgehen der Fürstin Ursula Radziwill, die in ihrer Residenz Mieswicz ein Theater nach französisch. Muster einführte. Ebenso wie Frauen den französ. Einfluß anfangs verbreiten halfen, erfolgte wiederum durch eine Frau die Lösung vom französischen Einfluß durch die Herzogin von Württemberg, geb. Jabeila Czartoryska, deren Roman „Malbina“ einen Wendepunkt in der polnischen Literatur bedeutet. Durch schlichte Erzählungen macht sich E. Jaraczowska bekannt. Klementyna Tauska schafft für Kinder und Landleute die erste Unterhaltungsliteratur.



Inzwischen war aber Polen der Uebermacht seiner vereinigten Gegner erlegen. Umsonst war jede Anstrengung des pflichttreuen Kosciuszko. Infolge Knechtung und Unterdrückung jeder Freiheitsbewegung mußten die besten Kräfte ins Ausland wandern. Paris und die Schweiz waren die Sammelpunkte. Als die Intelligenz wie Mickiewicz und Slowacki ihre Heimat verlassen mußte, waren es wie nirgend Frauen, die sich als Publizistinnen betätigten. Natürliche Aufgabe der Frauen ist immer die Kindererziehung gewesen. In diesem Sinne wurde die Zeitschrift „Bielarzyni“ geleitet durch Eleonora Ziemiańska.

Als Herausgeberin der Damenzeitung „Bluszcz“ (Efeu) entfaltet Marja Ilnicka eine verdienstvolle Tätigkeit. Erwähnenswert sind noch Seweryna Pruszkowa Duchnicka, Paulina Wilkowska und Ewa Teluska.

Die größte Beachtung verdient aber Jadwiga Łuszczewska (1834—1908). Die glänzende Form insbesondere der Epikoden „Lech im Felde“, „Kampf der Riesen“, „Rafus“ und „Wanda“ wirkt blendend. Ihr Epos Sobieski vor Wien“ übertrifft alle bisherigen Dichtungen über dieses Thema. Das Beste leistet sie auf dem Gebiet des Romans: „Das Fräulein aus dem Fenster“ und besonders „Die Gefangenen im Jassy“, wo sie ergreifend die barbarische Gefangenschaft zweier Polinnen darstellt.

Einen neuen Ausgangspunkt in der Literatur bedeutete das Wirken einer Frau gegen Ende des 19. Jahrhunderts, wo man alte Ideale niederriß, alles einer gründlichen Analyse unterzog, wo kurz gesagt die Gefühlsherrschaft des Romantismus durch frassen Materialismus und Positivismus gebrochen wurde. Einer Frau war es beschieden, die Wogen zu glätten, neues und altes harmonisch zu verbinden.

Es ist das Verdienst einer genial begabten Frau, Marja Konopnicka (1844—1910). Durch den Aufenthalt in Griechenland und Italien für klassische Form besonders empfänglich, ist die Form ihrer Worte von klassischer Schönheit. Entsprechend der Umformung des Gesellschaftslebens in den 90er Jahren tritt sie besonders für die untersten Schichten ein. Sie wagte es, ein modernes Epos zu schreiben „Pan Balzer w Brzysku“. Ähnlich wie alle großen Epiker ihre Helden die Heimat verlassen lassen (Homer), so schildert Konopnicka den polnischen Bauern, der aus Landhungers die väterliche Scholle verläßt. Der Kampf ums Dasein, das felsenfeste Gottvertrauen, die tragischen Schicksale des Bauern werden in einem wunderbaren Sprachkleid geschildert. Dieses Bauernepos kann würdig dem unsterblichen Idyllepos „Pan Tadeusz“ des Mickiewicz zur Seite gestellt werden. Große historische Gestalten, wie Moses, Hus, Galilei versteht sie meisterhaft zu behandeln. Sie interessiert sich auch lebhaft für die ganze slavische Welt, für die Tschechen, Kroaten und Serben. Konopnicka ist nicht nur Dichterin, sie ist auch Erzählerin. Sie schreibt literarische Abhandlungen, Essays, Schilderungen von Land und Leuten. Sie umfaßt alles. Den Höhepunkt erreicht sie in den „Fragmenten der Vergangenheit“, insbesondere mit dem „Credo“. Ihr literarisches Jubiläum war geradezu ein Fest der slavischen Völker. Am Fuße des Tatragebirges ist ihr ein Denkmal gesetzt worden. Außer in Polen ist sie besonders in Böhmen beliebt und bekannt.

Beachtet in der Literatur ist auch Konopnickas Schulfreundin Elise Orzeszkowa (1842—1910), auch wenn sie bei weitem nicht die Höhe erreicht wie diese. In ihren Werken verfolgt sie stets einen erzieherischen Zweck. Eingehend befaßte sie sich mit der Frauenfrage. Sie nimmt sich der Juden an. Sie wendet dann ihre Aufmerksamkeit den berühmten „Bene nati“, dem Edelgeborenen zu. Ihre Meisterwerke: „Bene nati“ und „Am Njemen“ werden stets ihrer Platz in der Literatur behaupten. Der geistreichen Narcyza Żmichowska (1810—1876) gebührt ein hervorragender Platz in der Geschichte der Literatur. Ihr Meisterwerk ist die „weiße Rose“, eine wunder Aus dem Kreise litauischer Schrift-

stellerinnen wären zu erwähnen Maria Rodziewicz, die heftige Gefühlserregungen und Liebeskonflikte liebt. Ferner Hajota und Ostoja.

Einzigartig in der polnischen Literatur ist das Vorgehen der Schauspielerin Gabriela Zapolska, geb. Piotrkowska (1860—). Sie ist unbestreitbar der polnische Emile Zola, die ungemein hinreißend schreibt, aber nicht weniger durch trassierten Naturalismus Beanstandung erregt. Sie ist auch ein dramatisches Element. In ihren Komödien: „Malka Schwarzenkopf“ und „Moral der Frau Dulka“ enthüllt sie am besten ihre Seele mit satirischem Einschlag. Einen schlagenden Erfolg erzielte sie mit der „Warschauer Zitadelle“, die auch auf deutschen Bühnen bestens bekannt ist.

Jedoch diese durch Zapolska eingeschlagene Richtung hat in der polnischen Literatur keinen Eingang gefunden.

Wenn wir an der Schwelle des 20. Jahrhunderts die Blicke zurückschweifen lassen und zusammenfassend die Teilnahme der Frau in Polen am geistigen Leben objektiv einschätzen wollen, so muß zugestanden werden, daß die Frauenwelt zu dem Beginn, eine Nationalliteratur erst zu schaffen wesentlich beigetragen hat. In den Jahren der Vereinigung und Emigration übernahmen Frauen wie nirgendwo die Führung im literarischen Leben. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts bedeutet das Wirken und Schaffen Konopnickas geradezu einen Wendepunkt und zugleich einen Ausgangspunkt in der Literatur. Sie hat in der Reihe der Dichterinnen sich unbestreitbar den Vorbeerrück errungen. Mit Recht kann also die fromme Legende, die da der hl. Kinga die Eröffnung der Salzschätze von Wieliczka zuschreibt als die Eröffnung der Adern „geistigen Salzes“ gedeutet werden; denn vor einer Frau stammen die Anfänge polnischen Schrifttums, würdig fortgesetzt durch unzählige andere.

#### Schäufucht nach dem Grauen

Ein kleines Erlebnis, aus der „Wiener Arbeiterzeitung“ kennzeichnet die grauenhaften Leiden des unterernährten österreichischen Volkes noch weit anschaulicher als die Todesstatistiken, die der abgestumpfte Leser schon kaum mehr beachtet. Auf einer Bank in einem kleinen Park sitzen zwei Frauen und erzählen einander ihre Sommererlebnisse. Die kleine Blondie war bei einem Schwager gewesen, einem Förster an der tschechischen Grenze. Dort gab es genug zu essen und noch mehr zu lesen. Da war ein Buch, „Der Sumpf“ hat's geheißt, in dem waren die Verhältnisse im Schlachthaus von Chicago so deutlich geschildert, wieviel Schmutz es da gibt, und wie alles von den Schweinen verwendet wird — ich sag' dir, ich hab' vierzehn Tage kein Fleisch in den Mund nehmen können, so hat' mir gegräust.“ Der Bub der Freundin hat still und teilnahmslos zugehört. Jetzt wird es lebendig. „Tante“, sagt er bittend und der ganze Raubtierhunger seiner vierzehn Jahre klingt in seiner lebenden Stimme mit: „Tante, geh', erzähl' noch von dem Buch — vielleicht graust mir dann auch ein bißchen, und ich hab' nicht immer solche Lust auf Fleisch.“

#### Achtung! Oberschlesier!

Alle, die Verwandte oder Bekannte haben, die im Abstimmungsgebiet geboren sind und das 20. Lebensjahr vollendet haben, jedoch nicht im Abstimmungsgebiet wohnen, werden hiermit aufgefördert, die genaue Adresse sowie Geburtsort (Kreis) und Geburtsdatum derselben unverzüglich an untenstehende Adresse anzugeben, damit wir diese zur Abstimmung zuziehen können.

Polski Komisarjat Plebiscytowy  
Beuthen OS., Hotel Domnik



# Unterhaltungsbeilage

## der „Krenzburger Zeitung“

### Der alte Diener

Novelle von Henryk Sienkiewicz.

(Schluß.)

In der Tat war es Nikolaus, durchstochen, abgemüdet, mit Eiszapfen am Schnurrbart, sich selbst fast ganz unähnlich.

„Um Gottes willen, Nikolaus, was hast du denn die ganze Zeit gemacht?“

„Was gemacht, was gemacht?“ brummte Nikolaus, „was hättest du machen sollen? Den Herrn hab ich in Ustrzyca nicht angetroffen und bin nach Bzin gefahren. In Bzin sagte man mir, es sei umsonst, der Herr Ustrzycka sei noch Kalonowka gefahren. So bin ich denn auch hingefahren. In Karolowka war er auch schon fort. Steht es ihm denn nicht frei zu fahren, wohin er will? Ist er denn nicht ein gnädiger Herr? Zu Fuß geht er doch nicht, hab ich nicht recht? Von Kalonowka ging ich in die Stadt, weil man mir sagte, der Herr sei im Kreisamt. Was hat er denn da zu tun? Ist er denn Schultze? Er ist ins Gouvernement gefahren, sollte ich da zurückkehren, oder was? Ich ging hin und übergab ihm den Brief.“

„Na, und gab er dir eine Antwort?“

„Ja und nein. Freilich gab er mir eine, nur gelacht hat er über mich, daß man seine Backenzähne gesehen hat. Dein Herr, sagt er, hat mich für Donnerstag zur Jagd gebeten, und du übergibst mir den Brief am Sonntag, sagt er. Die Jagd ist schon vorbei, sagt er und lacht wieder. Da ist der Brief. Warum sollte er auch nicht lachen? Oder . . .“

„Und wo hast du denn während dieser Zeit gegessen?“

„Na, was ist denn schon dabei, daß ich seit gestern nichts gegessen hab? Muß ich denn hier hungern? Vergönnt man mir etwa nicht den einen Happen? Ich habe nicht gegessen, so werd ich jetzt essen . . .“

Seither übergab niemand mehr Nikolaus unbedingte Aufträge, und jedesmal, wenn man ihn irgendwohin schickte, sagte man ihm, was er für den Fall zu tun hätte, daß er niemand zu Hause anträfe.

Einige Monate später fuhr Nikolaus zum Jahrmarkt in die benachbarte Stadt, um Arbeitspferde zu kaufen, denn er war Pferdekenner. Abends erschien der Deponom und berichtete, Nikolaus sei zurückgekehrt, habe die Pferde gekauft, sei aber ganz zerschlagen und wolle sich nicht zeigen. Der Vater ging sofort zu ihm.

„Was ist denn mit dir, Nikolaus?“

„Gerauft hab ich mich,“ erwiderte er kurz und brummig.

„Schäme dich, Alter, auf Jahrmärkten sich herumzuprügeeln! Hast du denn keinen Verstand! So alt und so dumm! Weißt du, einen anderen würde ich fortjagen. Schäme dich,

du mußt betrunken gewesen sein. Du verdirbst mir die Leute, anstatt ihnen ein gutes Beispiel zu geben.“

Mein Vater war in der Tat ganz böse, und wenn er böse war, dann scherzte er nicht. Seltsam jedoch erschien ihm der Umstand, daß Nikolaus, der in solchen Fällen nicht auf den Mund gefallen war, diesmal stumm blieb wie ein Fisch. Scheinbar trogte der Alte. Vergebens frug man ihn, wie sich die Sache zugetragen hätte. Er brummte nur diesen und jenen an und sagte kein Wort.

Er war tatsächlich übel zugerichtet. Am nächsten Tage erkrankte er, sodaß man einen Arzt holen mußte. Erst der Doktor klärte die ganze Sache auf. Vor einer Woche hatte mein Vater den Vogt abgekanzelt, der dann am nächsten Tag auf und davon ging. Er begab sich zu einem gewissen Herrn von Zoll, einem großen Feind meines Vaters, und trat bei ihm in den Dienst. Auf dem Jahrmarkt war Herr von Zoll anwesend auch unserer früherer Vogt und die Knechte des Herrn von Zoll, welche Mastvieh zum Verkauf trieben. Herr von Zoll erblickte Nikolaus zuerst, trat an sein enWagen heran und begann meinen Vater zu beschimpfen. Nikolaus schimpfte ihn einen abtrünnigen Schurken, und als Herr von Zoll eine neue Beleidigung gegen meinen Vater aussprach, zahlte Nikolaus es ihm mit dem Peitschenstiel heim. Da stürzten sich der Vogt und die Knechte auf ihn und schlugen ihn blutig.

Meinem Vater traten die Tränen in die Augen als er dies hörte. Er konnte es sich nicht verzeihen, daß er Nikolaus, der die Sache absichtlich verschwiegen hatte, gescholten. Als der Nikolaus wieder gesund wurde, ging mein Vater zu ihm, um ihm Vorwürfe zu machen. Anfangs wollte der Alte nichts eingestehen, brummte wie gewöhnlich, dann aber wurde er gerührt und fing an zu weinen. Herrn von Zoll aber forderte mein Vater wegen dieser Sache. An das Duell mußte Zoll lange denken.

Ohne den Doktor wäre die Aufopferung des alten Nikolaus ein Geheimnis geblieben. Uebrigens hatte Nikolaus diesen Doktor lange Zeit. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: ich hatte eine schöne junge Tante, die Schwester meines Vaters, welche bei uns wohnte. Ich liebte sie, weil sie gut und schön war, und wunderte mich auch gar nicht, daß alle sie liebten und unter all diesen auch der Doktor, ein junger, verständiger und in der ganzen Gegend geachteter Mann. Früher mochte auch Nikolaus den Doktor sehr, erzählte sogar von ihm, er wäre ein wackerer Bursche und säße gut zu Pferde. Als aber der Doktor in sichtbaren Absichten auf Tante Marie öfters bei uns zu verkehren begann, veränderten sich die Gefühle des Alten ihm gegenüber. Er wurde höflich zu ihm, aber kühl, als wäre er ein ganz Fremder, während er früher auch ihn oft angebrummt hatte. Wenn er früher zu lange bei uns verweilte, hatte Nikolaus, ihm in den Mantel helfend, ihn angebrummt: „Wie kann man nur sich nachts so rumtreiben. Das hat



doch keinen Zweck. Hat man das je gesehen?" Jetzt aber brummte er nicht mehr, schwieg dagegen wie versteinert. Der gute Doktor begriff sehr bald, worum es sich handelte, lächelte aber trotzdem dem Alten wohlwollend zu.

Zum Glück für den jungen Arzt hegte die Tante für ihn Gefühle, die denen des Alten direkt entgegengesetzt waren. Eines schönen Abends, als der Mond prägnant leuchtend in den Saal schien, der Jasminduft durch das offene Fenster vom Garten hereinströmte und die Tante am Klavier „io sùeta notte sogno“ sang, geschah es, daß der Doktor an sie herantrat und sie mit zitternder Stimme fragte, ob sie der Meinung sei, er könnte ohne sie leben? Die Tante äußerte natürlich Bedenken in dieser Sache, worauf gegenseitige Schwüre erfolgten, Anrufe des Mondes als Zeugen und dergleichen ähnliche Dinge, wie sie bei solchen Gelegenheiten üblich sind.

Zum Unglück erschien gerade in diesem Augenblick Nikolaus mit der Absicht, die Herrschaften zum Tee zu bitten. Als er sah, was vorging, lief er sofort zu meinem Vater und dann, als er ihn nicht antraf, zu meiner Mutter, die ihn mit ihrem gewöhnlichen milden Lächeln bat, sich in diese Dinge nicht hineinzumischen.

Töfungslos schwieg Nikolaus und grämte sich den ganzen Abend. Als aber der Vater noch vor dem Schlafengehen in die Kanzlei ging, um Briefe zu schreiben, folgte ihm Nikolaus, blieb in der Tür stehen und begann sich bedeutungsvoll zu räuspern.

„Was willst du noch Nikolaus?“ fragte der Vater.

„Ja, wegen . . . wie heißt er gleich? Ich wollte also den gnädigen Herrn fragen, ob es wahr ist, daß unser Fräulein . . . heiratet.“

„Ja. Warum denn?“

„Ja, weil das nicht sein kann, daß das Fräulein diesen . . . Herrn Quackfalter heiratet.“

„Was für einen Quackfalter? Ist denn Nikolaus verrückt geworden? Daß Nikolaus sich doch überall hineinmischen muß.“

„Ja, was ist denn das. Ist denn das Fräulein nicht unser Fräulein? Ist sie nicht die Tochter des Herrn Oberst? Herr Oberst hätte das nie gestattet. Ist denn das Fräulein nicht einen Gutsbesitzer wert und einen großen Herrn? Und was ist so ein Doktor mit Verlaub? Spotten werden die Leute.“

„Der Doktor ist ein kluger Mensch.“

„Klug oder nicht klug. Als ob ich nicht genug Doktoren gesehen hätte! Sie gingen da im Lager herum, machten sich im Stab zu schaffen, wenn es aber zu etwas kam, wenn es zur Schlacht kam, da waren sie verschwunden. Der Herr Oberst nannte sie einmal Lanzethelden. Ist der Mensch gesund, dann rührt er ihn nicht an, und liegt er halbtot da, dann geht er erst mit der Lanzette gegen ihn vor. Das ist keine Kunst, einen zu schneiden, der sich nicht mehr wehren kann. Versuche du ihn aber zu schneiden, wenn er gesund ist und einen Karabiner in der Hand hat, oh je Große Sache, den Leuten mit dem Messer an den Knochen rumzufahren! Das taugt zu gar nichts und der Herr Oberst würde aus dem Grab aufstehen, wenn er das erfahren würde. Was ist denn das für ein Soldat, der Doktor! Auch kein Herr ist er, das kann nicht sein. Das Fräulein wird ihn nicht heiraten, das ist nicht nach dem Gebot. Wer erschreckt sich, nach dem Fräulein zu verlangen?“

Zum Verdruß des Alten fand nach einem halben Jahr die Hochzeit statt, und die Oberstenstochter folgte unter Strömen von Tränen der Verwandten und Angehörigen im allgemeinen u. jenen des alt. Nikolaus im speziellen dem Doktor, um fortan Leid und Freud mit ihm zu teilen.

Nikolaus trug ihr diesen Schritt nicht lange nach, dazu liebte er sie zu sehr. Dem Doktor konnte er es aber nicht verzeihen. Er erwähnte fast nie seinen Namen und mied jedes Gespräch über ihn. Die Kinder der Beiden liebte er

wie seine eigenen, trug sie auf Händen, herzte und küßte sie. Oft bemerkte ich jedoch, daß in seinem Herzen wegen der Mesalliance meiner Tante eine Bitternis nagte. An einem Weihnachtsabend setzten wir uns zu Tisch, als plötzlich in der Ferne auf der holprigen Straße Wagengerassel sich vernehmen ließ. Wir erwarteten immer eine Menge Verwandte, deshalb sagte mein Vater:

Sieh mal hinaus, Nikolaus, wer da kommt.“

Nikolaus ging hinaus und kehrte freudestrahlend zurück.

„Das Fräulein kommt,“ rief er von weitem.

„Wer kommt?“ fragte mein Vater, obgleich er genau wußte, wer gemeint war.

„Das Fräulein.“

„Was für ein Fräulein?“

„Unser Fräulein,“ erwiderte der Alte.

Endlich aber erlosch auch sein Groll gegen den Doktor. Hania, die Enkelin des Alten, erkrankte schwer an Typhus. Auch für mich waren es sorgenvolle Tage, weil Hania meine einzige Jugendgespielin war und ich sie wie eine Schwester liebte. Drei Tage lang verließ der Doktor fast nicht ihr Zimmer. Der Nikolaus, der Hania aus ganzer Seele liebte, ging während der Zeit ihrer Krankheit wie betäubt herum. Er aß nicht und schlief nicht und saß die ganze Zeit vor ihrer Tür, da außer meiner Mutter niemand an ihr Bett herantreten durfte; ein harter, stechender Schmerz zerriß ihm die Brust. Sonst war er gegen alle körperlichen Anstrengungen wie gegen die Schläge des Schicksals abgehärtet, und doch wäre seine Seele am Krankenlager des Mädchens unter der Last der Verzweiflung beinahe zusammengebrochen. Als endlich nach vielen Tagen tödlicher Angst der Doktor leise die Tür des Krankenzimmers öffnete und mit glückstrahlendem Gesicht den im anstoßenden Zimmer auf das Urteil Harrenden das eine kleine Wort „gettet“ zuflüsterte, da hielt es der Alte nicht mehr aus, heulte es wie ein kleines Kind, warf sich ihm zu Füßen und wiederholte schluchzend und immer wieder: „Mein Wohltäter! Mein Retter!“

Und wirklich genas Hania bald darauf.

„Ein tüchtiger Mensch,“ wiederholte der Alte dann oft, einen buschigen Schnurrbart glättend. „Ein tüchtiger Mensch! Auch zu Pferde sitzt er gut und ohne ihn wäre Hania . . . ach, ich will es gar nicht aussprechen. Unberufen.“

Ein Jahr später ging es mit dem Alten allmählich zu Ende. Die aufrechte und kräftige Gestalt fiel zusammen, er alterte merklich, hörte auf zu brummen und zu prahlen. Endlich, als sein neunzigstes Lebensjahr herannahte, wurde er ganz kindisch. Er fertigte nur noch Vogelschlingen an und hielt sich viele Vögel in seiner Stube, besonders Meisen. Wenige Tage vor seinem Tode erkannte er niemanden mehr. Am Todestage selbst aber flackerte das erlöschende Licht seines Geistes noch einmal auf.

Meine Eltern waren zu jener Zeit im Ausland. Am Abend saß ich mit meinem jüngeren Bruder und Vater Ludwig, der auch schon sehr gealtert war, am Kamin. Der Blind heulte laut und schleuderte ganze Schneewolken gegen die Fenster. Vater Ludwig betete, ich dagegen untersuchte mit meinem Bruder die Flinten für den morgigen Tag. Möglicherweise meldete man uns, der alte Nikolaus liege im Sterben. Vater Ludwig erhob sich sofort, um aus der Hauskapelle die heiligen Sakramente zu holen und ich stürzte zum Alten. Er lag auf dem Bett, sehr blaß, gelb und fast schon erstarrt, aber ruhig und bei Bewußtsein. Das schöne kahle Haupt zierten zwei Narben, das Haupt des alten Soldaten und rechtschaffenen Menschen. Der Schein der Totenkerze spielte düster an den Wänden des Zimmers. In den Ecken schrien die Meisen. Der Alte preßte mit der einen Hand das Kreuzfig an seine Brust, Hania, die bleich war wie eine Blüte, hielt die andere fest umklammert und bedeckte sie mit



Rußen. Pater Ludwig erschien, die Beichte begann; dann verlangte der Sterbende nach mir.

„Mein Herr ist nicht da und die geliebte gnädige Frau“, flüsterte er; „schwer fällt es mir, zu sterben. Doch sie sind da mein goldner junger Herr . . . Nehmt Euch der Waise an . . . Gott wird es Euch lohnen . . . Seid nicht böse . . . wenn ich etwas verschuldet, verzeiht Mürrisch war ich, aber treu . . .“

Plötzlich wurde er wieder ganz wach und rief mit fester Stimme und in Eile, als wollte ihm der Atem ausgehen:

„Junger Herr! . . . Gnädiger Herr! . . . Meine Waise! . . . Gott, in deine Hände . . .“

„ . . . empfehle ich den Geist dieses tapferen Soldaten, dieses treuen Dieners und rechtschaffenen Menschen!“ sprach Pater Ludwig den Satz feierlich zu Ende.

Der Alte lebte nicht mehr.

Wir knieten nieder und laut begann der Pater die Totengebete zu sprechen.

Viele Jahre sind seit jenem Abend verflossen. Das Grab des treuen Dieners deckt üppiges Heidekraut.

## Krakau das Rom des Nordens

Krakau bedeutet für die polnische Nation das, was Rom für die ganze Welt bedeutet. Und das Rom des Nordens nannte man ehemals die stolze Stadt an der Weichsel. Und in der Tat besitzt wohl keine Stadt des nördlichen Europas so viele Kirchen und Klöster, so viele aufgestapelte Kunstwerke, Kostbarkeiten, Denkmäler und Schätze, — heute noch, obwohl doch vieles dem Lauf der geschichtlichen Ereignisse erlag.

Nicht nur kulturhistorischen und kulturgeschichtlichen Wert besitzen diese Heiligtümer, — sie sind auch mit der ganzen Vergangenheit des Volkes fest verflochten und deshalb der Nation besonders ans Herz gewachsen.

Tiefer Glaube, Kunst und Glanzepochen der Geschichte eines Volkes sind hier im Stein verewigt.

Hinter der mittelalterlichen Wehrmauer neben der Königsburg ragt das polnische Pantheon, die Domkirche, der ehrwürdige Tempel der alten Krönungsstadt mit seiner spitzen Dächern und dem barocken Helm des Uhrturmes empor.

So innig ist diese Kirche mit den Geschicken des polnischen Volkes und der Geschichte des Landes verbunden, so innig mit den ruhmvollsten Epochen wie mit den Tagen bitterster Not und furchtbaren Unglücks der ganzen Nation und ihrer Könige verwoben, daß die Kathedrale sich für ein lebendiges Geschichtsdokument darstellt.

Sie war Zeuge der Triumphe und Wiege polnischer Herrscher, die hier dereinst gesalbt wurden, und sie ist jetzt die Ruhestätte, die Grabesurne ihrer Asche.

Hier empfingen Polens Könige und Führer, bevor sie zur Verteidigung der Grenzen auszogen, den kirchlichen Segen und legten demütig dem, der ihn enden Sieg verliehen, die Siegestrophäen als Dank nieder.

Die älteren polnischen Geschichtsschreiber nehmen das Jahr 966 als Gründungsjahr der Kathedrale an, in welchem Herzog Mieczyslaw I. sich mit der böhmischen Prinzessin Dombrowka vermählte. Spätere Schriftsteller schreiben die Grundsteinlegung dem König Wladislaw Hermann (1081—1102) zu. Im Laufe der Zeit erlitt die Kirche viele Veränderungen, erlag immer wieder Feuersbrünsten, erhob sich aber, dank der Fürsorge von Königen und Bischöfen, immer

wieder aus den Trümmern. In seiner heutigen Gestalt stammt der dreißigjährige Bau aus dem 14. Jahrhundert.

Von der ursprünglich romanischen Kirche ist, abgesehen von kleinen Resten, nur noch die Krypta des heiligen Leonhard erhalten. Das innere der Krypta zeigt kleine Säulen mit kleinen Würfelkapitellen jünger, und ist durch Säuleneisen in drei Abschnitte geteilt.

Auf zehn Pfeiler ruht sich das altersgraue Gewölbe des großen Chors, in der Mitte beginnt das Presbyterium. Außer dem von Siegmund I. gestifteten Hochaltar, einem Werk Dolabellis, zählt der Dom noch 25 Altäre aus schwarzem Marmor. Alabaster, Bronze, Marmormonumente, Gemälde, schwere Teppiche und alte Gerätschaften, Geschenke von Königen und Königinnen, von Bischöfen und Magnaten, schmücken den Tempel.

In der Mitte der Kirche steht, von silbernen Engeln getragen, der schwere silberne Sarg des heiligen Stanislaw. Ein schönes Kunstwerk im Barockstil. Ein messingener, schwer vergoldeter Baldachin beschattet den heiligen Sarg und die Beine des Bischofs von Krakau, des Landespatrons und Märtyrers, der am Altar auf der Skala — seinem bischöflichen Sitze, von der Hand des mit dem Banne belegten Königs fiel. Später wurde er heilig gesprochen. Die Beine wurden 1089 auf den Bawel überführt, und in der Kathedrale beigelegt. Einmal wurden über dem Sarg des Heiligen die erbeuteten Standarten und Fahnen niedergelegt, dem Patron des Landes zum Dank und Ehre.

In den Schiffen, im Chor und in den die Kathedrale rings umgebenden Kapellen stehen gotische Sarkophage, Denkmäler und Renaissancegrabmäler. Von den Künstlern, die diese Werke schufen, seien genannt: Veit Stoss, Peter Vischer, Thorwaldsen, Verucci, Gian Maria Padovano, Johann Michalowicz und Urzendorf.

Hier ein Standbild Wladimir Potockis, von Thorwaldsens Hand, dort, dicht am Hauptaltar, ruht auf einer prächtigen, spätgotischen Tumba aus rotem Marmor und Sandstein, unter einem Baldachin, majestätisch und ernst, die Krone auf dem Haupt und daszepter in der Hand, Polens großer König Kasimir. Sein Grabmal ist wohl das Schönste von allen Königsdenkmälern.

Im rechten Seitenschiff stehen das Renaissancegrabmal König Johann Albrechts, hinter dem Hauptaltar die Barockdenkmäler Michael Wisnowieckis und Johann Sobieskis, im Hauptschiff das Grabmal Königs Wladislaw Jagiello, von einem deutschen Meister aus Salzburger rotem Marmor gemeißelt, im nördlichen Seitenschiff das des Gründers der nationalen Monarchie Wladislaw Lokieteks. Der König liegt in Krönungsornat,zepter und Reichsapfel in den Händen, das Krönungsschwert zur Linken, auf der Tumba, an der tiefs angebracht sind: die vier den Tod des Königs bedingenden Stände.

Aus neuester Zeit stammen 2 bedeutende Monumente, die nicht wenig zum Schmucke des Domes beitragen: die Grabmäler der Königin Hedwig und König Wladislaw III.

Majestätisch und doch mit einer weltentrückten Milde im Antlitz schläft die Königin, die Hände zum Gebet gefaltet, auf dem Sarkophag aus gelbem Marmor. Die Königin selbst ist aus kararischem Marmor gemeißelt. Eine stille Andacht umweht das Monument, und eine feierliche Stimmung ergreift den Beschauer beim Anblick der im traumhaften Frieden ruhenden Königin, die durch das große Opfer ihres Herzens Polen mit Litauen vereinte und Litauen selbst dem Christentum entgegenführte. Der leichte Faltenwurf und die hervorragende Zeichnung deuten auf den großen Künstler.

Vom selben Bildhauer, Adam Madejski, stammt auch das Denkmal König Wladislaw III. im Hauptschiff der Kirche. Die Tumba ist aus rosso antico, schio und verde antico. Unter einem Baldachin ruht die bronzene Gestalt des Königs. Trotz der edlen Formen übt das bunte Denkmal bei weitem



nicht die ergreifende Wirkung aus, wie das der Königin Hedwig.

Eherne, zum Teil meisterhaft ausgeführte Grabplatte und Reliefs schmücken noch das innere der Kathedrale.

(Fortsetzung folgt.)

### Ein entsetzliches Familiendrama.

In Agnetendorf bei Hirschberg hat sich vor kurzen ein entsetzliches Familiendrama abgespielt. Die „Villa W. wine“ jenes bekannte Gast- und Logierhaus in Agnetendorf stand am Morgen eines Freitag gegen 1/2 6 Uhr in Flammen. Die Feuerwehr rückte sofort aus und als sie am Hause eintraf, stand der Besitzer, der frühere Buchdruckereibesitzer C. Dürnberger, mit bereits verlengtem Haupthaar auf dem Balkon des zweiten Stockes. Obwohl man ihm zurief, daß sofort eine Leiter angelegt werden würde, wartete Dürnberger dies nicht ab, sondern sprang in die Tiefe. Im Fallen schlug er auf den Balkon des ersten Stockwerkes auf und stürzte dann auf den Erdboden, wo er dann mit gebrochenen Beinen und schweren Schädelbrüchen liegen blieb. Inzwischen war man gewaltsam in das verschlossene Haus eingedrungen und klopfte an das im Hochparterre gelegene Schlafzimmer. Frau Dürnberger antwortete, und als man ihr sagte, sie möchte doch aufstehen, da das Haus brenne, erklärte Frau D., daß sie und die anderen sich erst anziehen möchten. Nach einiger Zeit öffnete man, da es zu lange dauerte, auch diese Tür gewaltsam und nun bot sich den Eintretenden ein schrecklicher Anblick dar: Zwischen einem Bett und dem Waschtisch lag in kauernender gebückter Stellung der 14 Jahre alte Sohn Hans als Leiche mit einem schweren Schädelbruch. In der Mitte des Zimmers lag, notdürftig bekleidet und besinnungslos, die Mutter der Frau Dürnberger, Frau Richter, ebenfalls mit schweren Kopfverletzungen. Daneben lag Frau Dürnberger, auch diese schwer verletzt. Sie war zwar bei Besinnung, gab aber nur wirre Antworten. Nur mit dem Hemd bekleidet, lag die 17 Jahre alte Tochter Margarete da, sie war ebenfalls besinnungslos. Ihre Verletzungen waren die schwersten; anscheinend hat zwischen ihr und dem Vater ein Kampf stattgefunden, ehe sie von diesem niedergeschlagen wurde. Alle Verletzungen sind mit der stumpfen Seite einer Axt ausgeführt worden. Auch der Haushund teilte das Schicksal der Familie, denn er lag ebenfalls erschlagen im Zimmer.

### Ein Rekord für drahtlose Telegraphie.

Einem sechzehnjährigen Knaben in England ist es gelungen, einen neuen Rekord für drahtlose Fernsprüche aufzustellen. Mit einer Amateurendestation von nur hundert Watt gab Hugh Kenford (New Jersey) während der Nacht seinen Namen und seine Adresse auf und erfuhr alle Empfangsstationen um Antwort. Gleichzeitig ließ er einen Phonographen mehrere Platten abspielen und erhielt aus verschiedenen Teilen Amerikas mit einem Radius von tausend Meilen Antwort. Was am meisten überraschte war, daß ein Beamter der drahtlosen Telephonstation in Peter Culter in Schottland auf eine Entfernung von 3500 Meilen den Anruf schwach und den Phonographenapparat sehr klar und deutlich verstanden hatte.

### Ein langer Brautstand

In dem amerikanischen Städtchen Nixon wurde dieser Tage eine vor einem halben Jahrhundert geschlossene Verlobung endlich von der Eheschließung gekrönt. Die mit ungewöhnlicher Verspätung in den Ehehasen Einlaufenden waren ein gewisser T. M. Gray und eine Frau Martha Banderer. Das Paar hatte sich im Jahre 1868 verlobt. Die Verhältnisse hatten indessen damals die Ehe vereitelt. Später verloren sich die Verlobten aus den Augen, bis sie kürz-

lich der Zufall in Nixon wieder zusammenführte. Der Bräutigam sowohl wie die Braut hatten sich in der Zwischenzeit beide anderweitig verheiratet, auch mit ihrem Gatten und ihrer Gattin glücklich zusammengelebt, bis der Tod die dursteten, hat sich das alte, gebrechliche Paar nunmehr verheiratet. Der Mann ist inzwischen 72, die Frau 70 Jahre alt geworden. Das alte „junge Paar“ hat seinen Wohnsitz im Staate Arkansas aufgeschlagen.

### Ungeheurer Valutaschmuggel im Wien Triester Schnellzug.

Der Wiener Polizei gelang es auf dem Südbahnhof gelegentlich der Durchsichtung des Speisewagens des Wien-Triester Schnellzuges einen riesigen Valutaschmuggel aufzudecken, an dem ein Schlafwagentkontrollleur und der Koch des Speisewagens sowie mehrere Kaufleute beteiligt waren, die sofort verhaftet wurden. Sie versuchten die Polizisten mit Beträgen von einer halben bis zu einer Million Kronen zu bestechen. Der Reingewinn der Bande an dem seit Monaten betriebenen Schmuggel beträgt acht Millionen Kronen.

### Wie du mir . . .

Schlimm, wenn man sich des Nachts bei guten Freunden verspätet hat, Elektrische und Omnibus ihre Fahrten auch schon eingestellt haben und man sich vor der bitteren Wahl sieht: Auto oder zu Fuß laufen. Dieses Pech begegnete kürzlich bei einem Besuch in Halensee bei Berlin einem Arzt, der beim Halleschen Tor wohnt. Er entschloß sich, ein Auto zu nehmen. „Aber für die Lage fahr ich nicht“, brummte sogleich die Lage überblickend, der Chauffeur. — „Was kostet?“ — „Fünfzig Mark!“ Der Arzt seufzte und setzte sich in den Wagen, fuhr und bezahlte. Kaum eine Viertelstunde später schellte es heftig an der Nachtglocke des Herrn Doktors. Man weiß, daß Ärzte über solche nächtliche Ueberraschungen nicht sehr erbaut sind; diesmal aber freute sich der Arzt über den Besuch, der jetzt zum Ordinationszimmer hereintrat. Es war nämlich der Chauffeur, der ihn eben vor dem Haustor abgesetzt hatte. Irgend etwas war ihm ins Auge geflogen und das schmerzende Ding machte ihm solche Pein, daß er fast aufheulte. Eine Minute später hatte der Doktor die kleine Operation beendet, das Auge war wieder in Ordnung. „Was bin ich schuldig, Herr Doktor?“ — „Fünfzig Mark.“ — Na, hören Sie mal, Herr Doktor. — „Ja, mein Lieber, wären Sie für Ihre Lage gefahren, dann wären Sie besser gefahren.“ — Da legte der Chauffeur die fünfzig Mark auf den Tisch, schämte sich und verschwand.

### Sowjetdörfer.

„La Cause Commune“ bringt interessante Eindrücke eines erst vor kurzem aus Sowjetrußland entkommenen Russen. In den von ihm im Sommer besuchten Dörfern Rußlands hat der Flüchtling folgende Beobachtungen gemacht, die von der tiefsten Armut der Bevölkerung zeugen: Wegen Fehlens aller Baumwollwaren lassen die Mütter ihre Kinder vollständig nackt gehen, die Männer haben auch auf das Hemd verzichtet. Anstatt der Knöpfe an den Kleidern werden kleine Stückchen Holz oder weiße Bohnen benutzt, Nadeln werden enaus Ringen gemacht, die Fäden aus alten Kleidungsstücken ausgezogen. Wegen Fehlens von Lehrern und Büchern sind die Dorfschulen geschlossen. In einigen Dörfern hat die Regierung invalide Soldaten oder Seesleute als Lehrer mit zweifelhaften pädagogischen Fähigkeiten eingesetzt. Die kleinen A-B-C-Schützen lernen aus alten bolschewistischen Zeitungen lesen.

### Eine teure Theaterloge.

Bei der bevorstehenden Erstaufführung von drei Opern, Einaktern Puccinis, wird die Wiener Staatsoper die Eintrittspreise um 170 Proz. erhöhen, so daß eine Loge 2500 Kronen kosten wird.



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Die zwei Offizianten

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Jan Przybyla.

Bei der Eingartierung der interalliierten Besatzungsruppen in Oberschlesien Anfang Februar 1920 ereignete sich in der Stadt K. folgender Vorfall:

Zu einer älteren deutschen Dame, einer höheren Beamtenwitwe und Villabesitzerin meldete sich ein französischer Offizier und bat um Vermietung eines Zimmers. Die Dame antwortete, daß dies für sie unmöglich sei, denn sie besitze eine zahlreiche Familie und gebrauchte andere Ausflüchte mehr, um nur den „Erbfeind“ nicht in ihr Haus einzulassen. Da erwiderte ihr der Offizier, daß er in diesem Falle, wie sehr es ihm auch leid täte, genötigt sein werde, das Zimmer zu requirieren. Seines Wissens bewohne die Besitzerin acht Zimmer und die „zahlreiche“ Familie beschränke sich nur auf sie, ihre Tochter und zwei Dienstboten. Die Deutsche fing an zu „herrgottieren“, das ihr Unrecht und Gewalt geschehe. Der Offizier zog nun aus seiner Brieftasche eine Photographie heraus und fragte:

— Kennen Sie diesen Herrn?

— Ach je je, das ist doch mein Sohn! Von wo haben Sie das Bild?

— Ist das wirklich Ihr Sohn?

— Natürlich, mein geborener Sohn, in der Uniform eines deutschen Offiziers.

— Und war Ihr Sohn im Jahre 1914–15 in Lille gewesen?

— Ja ja, es stimmt, denn ich habe dorthin an ihn geschrieben.

— Und wo ist er jetzt?

— In Berlin, beim Militär.

— Schade, . . . aber, haben Sie auch diesen Brief an Ihren Sohn geschrieben? — und zeigte ihr einen beschmutzten, zerrissenen und wieder zusammengeklebten Brief, der an einer Stelle rot unterstrichen war.

— Natürlich, daß es mein Brief ist! Aber wie kommen Sie denn eigentlich in den Besitz dieses Briefes?

— Gleich werde ich es Ihnen erzählen, aber wollen Sie wohl zuerst diese unterstrichenen Zeilen lesen.

Die Dame tat es im Stillen, dann sah Sie den Franzosen mit unsicherem Blick an und fragte:

— Weshalb haben Sie diesen Satz unterstrichen?

— Deshalb, weil Sie dort Ihren Sohn an Ihre Abschiedsworte erinnern: „Kämpfe mutig mit dem Feinde, tue aber kein Unrecht den Frauen und den Kindern.“ — Das sollen Sie nun erfahren, daß Ihr Sohn überhaupt nicht gekämpft hat, denn er saß in der Etappe, aber dafür hat er den französischen Frauen und Kindern sehr viel Unrecht getan, unter anderem auch meiner Mutter und meiner Schwester.

— Mein Sohn?! Das ist nicht möglich, das ist nicht wahr!

— Ich begreife, daß für Sie, als Mutter, dieser Fall sehr unangenehm ist, aber es ist wirklich so, wie ich spreche. Kennen Sie die französische Sprache?

— Nicht fließend, aber ich verstehe sie.

— Also, das ist hier das Tagebuch meines Mütterchens aus der Zeit der deutschen Besetzung von Lille — und meine Mutter hat niemals gelogen. — Der Franzose zog ein schwarzes Heft mit einem Band in französischen Farben heraus.

— Sehen Sie — erzählt er weiter — dieses Heft trage ich auf dem Herzen als das teuerste Andenken von meinem geliebten Mütterchen, welches Ihr Sohn frühzeitig ins Grab gejagt hat. Denn gestorben ist meine Mutter an einem schweren Herzleiden, welches eine Folge der Drangsalierung durch Ihren Sohn war.

Aber vor dem Durchlesen dieser Zeilen will ich Ihnen kurz meine Familie vorstellen. Meine Eltern wohnten vor dem Kriege mit mir und meiner kleinen Schwester in Lille, wo wir am Ende der Stadt ein bescheidenes Häuschen mit einem Garten besaßen. Im Jahre 1914 zogen wir beide mit dem Vater in den Krieg. Nach der Besetzung unserer Stadt durch die Deutschen, beschlagnahmten sie mit Gewalt die Häuser für ihre Quartiere und schmissen ihre Bewohner einfach heraus. Zu meiner Mutter kam eben ihr Sohn mit Soldaten; trotz ihrer und des Töchterchens Bitten und Flehen zeigte er sich als brutaler Barbar, denn er jagte sie beide aus dem Hause und nahm die ganze Wohnung (vier Zimmer) für sich und seinen Diener ein. Später spielten sich dort Orgien ab. Die Mutter und Schwester suchten Zuflucht bei den Nachbarn, mit denen sie sich in einem Zimmer zusammendrängen mußten, denn die übrigen bewohnten die Deutschen. Die dort hatten aber soviel Einsicht, daß sie den Bewohnern wenigstens ein Zimmer überließen.

Die ständige Angst, Ihr Sohn möchte unser Haus in Flammen stecken, (den das wurde von den Euren auch angestiftet) und die immer währende Furcht vor den deutschen Barbareien hatten die Herzkrankheit meiner Mutter zur Folge. Wieviel mein armes Mütterchen geweint hat, wird Ihnen dieses Tagebuch sagen, wenn Sie es durchlesen möchten. Als Ihr Sohn unser Haus verlassen hatte, ließ er nur leere Wände und verunreinigte Zimmer zurück. Alle Möbel und Sachen nahm er mit sich oder teilte sie mit seinem Burlesken. Vielleicht hat er auch Ihnen ein „Andenken“ zugesandt?

— Mein Herr, wie unterstehen Sie sich . . .

— Leider war dies bei euren Offizieren Brauch und wenn man bei ihren Familien gut nachsuchen möchte, könnte man wohl gar manches französische Eigentum finden.

— Da kamen Sie nun zwecks Ermittlung Ihres Eigentums — zischte die Deutsche.

— Nein, meine Dame, ich werde dem Beispiele Ihres Sohne nicht folgen, aber ich hoffe, daß Sie nach dem, was



Sie hier gehört haben, mir selbst die „Beute“ Ihres Sohnes, wenn er eine solche nach Hause geschickt hat, zeigen werden und ich werde es feststellen, ob es Eigentum meiner Eltern ist oder nicht. Jedenfalls behaupte ich, daß Ihr Sohn unsere Wohnung beraubt hat.

— Das ist nicht war, mein Sohn war kein Dieb!

— Nicht nur ein Dieb, aber noch was schlimmeres. O, lesen Sie mal hier diese Zeilen im Tagebuche durch. Da hat eben meine Mutter aufgeschrieben, daß Ihr Sohn mein Schwesterchen vergewaltigen wollte, als es über den Zaun in unser Gärtchen hineinging, um Blumen für die Mutter zu pflücken. Ihr Sohn bemerkte sie durchs Fenster, lief in den Garten, und nur ihr entsetzlicher Schrei, der die Nachbarn herbeirief, rettete sie vor der Bestialität Ihres Sohnes. Aber ich werde ihn noch, wenn auch in Berlin, finden und ihn für alle diese Gewalttätigkeiten und ehrenlosen Handlungen zur Rechenschaft ziehen.

— Mein Gott, mein Gott! — stöhnte die Deutsche — ist das möglich, daß mein Sohn so . . . aber woher die Ueberzeugung, daß er mein Sohn war?

— Das Bild und der Brief. Er photographierte sich in die Vase und ließ auch sein Bild im Schaufenster ausstellen. Meine Mutter erkannte ihn und bestellte sich sein Bild, um es einmal dem Vater oder mir zu zeigen, denn sie war überzeugt, daß auch einmal die Zeit der Gerechtigkeit kommen wird.

Und der Brief? Den fand man zerrissen im Kehrlicht der in der Wohnung zurückgelassen wurde. So schätzte der Sohn die Mahnungen seiner Mutter!

Mein Vater fiel auf dem Schlachtfelde, die Mutter fand ich nicht mehr unter den Lebenden. Die Schwester erzählte mir alles, und gab mir das Tagebuch, das Bild und den Brief, aus welchem ich Ihre Adresse erfuhr. Als die Besatzungstruppen für Oberschlesien formiert wurden, meldete ich mich zu denselben freiwillig, um Ihren Sohn und auch Sie, geehrte Frau, aufzufinden.

— Sie sind nun gekommen, um sich zu rächen.

— Ja, auch deshalb. Ihren Sohn werde ich schon finden. Sie dagegen, meine Dame, brauchen vor meiner Rache keine Angst zu haben. Ich werde Sie aus Ihrer Wohnung nicht herausjagen, mir genügt ein Zimmer vollständig. Und Sie können auch versichert sein, daß Ihnen aus der Wohnung nichts entfernt wird, dafür garantiere ich Ihnen mit einem Offiziersehrenwort, aber mit einem französischen!

Und noch eins, meine Dame. Ich suchte Sie auf, und erzählte Ihnen von Ihrem Sohne auch deshalb, weil ich unter dem Aufrufe des „Vaterländischen Frauenvereins“, der in den Zeitungen veröffentlicht wurde und in dem die Frauen und Mädchen von Oberschlesien zur „Wahrung der deutschen Frauenehre“ an den Franzosen aufgefordert wurden, auch Ihren Namen fand! Ich wollte Ihnen nur sagen, daß dieser Aufruf gänzlich überflüssig ist, denn wir werden nicht dem Beispiele eurer Truppen in Frankreich folgen. Und ich glaube auch hoffen zu dürfen, daß Sie, meine Dame, nach dem, was Sie hier über Ihren Sohn gehört haben, selber fühlen und einsehen werden, daß Sie zur Unterzeichnung dieses Aufrufes kein Recht hatten!

E n d e.

## Krautau das Rom des Nordens

(Fortsetzung.)

Um aber die hohe Bedeutung des Domes richtig und voll würdigen zu können, muß man die sieben, in verschiedenen Stilarten erbauten Kapellen betrachten, welche die Kirche wie ein Kranz umgeben.

Hier findet man auch den Beweis für die Behauptung, daß in der Kathedrale die Geschichte Polens in Stein und Marmor gemeißelt ist, daß die Wände von jenen Männern, die zur Größe des Volkes beigetragen haben und von diesem verherrlicht wurden, Kunde geben, daß diese Chronik aus Stein die Größe des Volkes und die erhabene Vergangenheit des Landes voll offenbart.

Auch der großen künstlerischen Bedeutung der Kirche wird man sich hier bewußt, kann sich ein Urteil bilden, auf welcher hoher kultureller Stufe Polen vor 500 Jahren stand, und kann auch den interessanten Uebergang von den gotischen Traditionen zum Reichtum und zur Leppigkeit der Renaissance erkennen. Ein Museum der polnischen Kulturgeschichte.

Auch hier wiederum Monumente und Grabmäler der Könige und Bischöfe, Gedenktafeln und Reliefs hervorragender Männer, deren Tatkraft und deren Tugenden die Geschichte rühmt. Imposante Altäre, reiche Ornamentik und prachtvolle Wandmalereien legen Zeugnis ab von der Größe vergangener Zeiten.

In der Kreuzkapelle, die in den Jahren 1461—1471 entstanden ist, steht das Cenotaphium Kasimirs des Jagiellen, eines der hervorragendsten und gewaltigsten Werke der Zeit. Die Polychronie, die, von ruthenischen Meistern ausgeführt, aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt, trägt byzantinischen Charakter.

Die Kapelle „Unserer lieben Frau“ oder der heiligen drei Könige, auch Rosenkranzkapelle genannt, schmücken Werke von Thormaldsen, von dem Wiener Johann Daninjer und Guercino da Cento. Von Bischof Jamisza 1380 errichtet, wurde die Kapelle im 16. Jahrhundert von dem Bildhauer Jan Michalowicz aus Urzendorf im Renaissancestil umgebaut und erfuhr in den Jahren 1832—40 auf Veranlassung des Grafen Potocki eine prachtvolle Umgestaltung nach einem Plane von Peter Nobile. Die Wände sind mit Marmor ausgelegt, die Kuppel ist innen reich verguldet.

Die Wände der barocken Königskapelle des Hauses Basa sind mit schwarzem Marmor ausgelegt und mit Grabschriften und schwerer Ornamentik bedeckt.

Zu den schönsten Werken der Renaissance gehört die Siegmundkapelle. Entstanden ist sie in den Jahren 1519—530 an Stelle der von Kasimir dem Großen 1340 gegründeten Mariä Himmelfahrtskapelle. Ihr Erbauer war Bartolomeo Berreci, den beim Bau dieses „schönsten Denkmals der Renaissance diesseits der Alpen“ Johann Cini von Viena, Antonius da Fiesole, Filippo da Fiesole, Niccolò Castiglione und Guglielmo Fiorentino unterstützten. Der Stifter ist König Siegmund I.

Den äußeren, vierseitigen Unterbau ohne Fenster gliedern zarte Pilaster. In einem Feld zwischen denselben rangt das Wappenschild mit dem polnischen Adler, ein S, die Initialen des Königs, und die Inschrift:

Ne mireris hospes decus hoc sublimis sacelli  
Sagaeque Phidiaco sculpta magisterio,  
Hoc statuit Sigismundus opus qui struxit et arcem  
Clarior hic recta sed ratione labor,  
Illum ne credas, dum momentanea condit  
Atria, perpetuam post habuisse domum.

Ueber dem Unterbau erhebt sich ein an den Ecken mit Pilastern gegliederter achteckiger Tambour, darauf eine verguldete Kuppel und eine Laterne. Als Abschluß dient eine Krone.

Das Innere schmückt wunderbare, interessante Ornamentik, die einen tiefgehenden Einfluß auf die ganze Entwicklung der Skulptur im 16. Jahrhundert, nicht allein bei den polnischen Künstlern, ausgeübt hat. In der Mitte jeder Seite des viereckigen Innenteiles, der ebenfalls Pilasterarchitektur hat, befinden sich eine große und zwei kleine



Bogennischen. In den kleinen stehen marmorne Standbilder, in der östlichen großen Nische ein silberner Flügelaltar mit Gemälden und silbernen Reliefs, eine Nürnberger Arbeit. Auch diesen stiftete der König, der heute hier mit seinem Sohne Siegmund August und seiner Tochter Anna, der Gemahlin König Stephan Batorys, ruht. Die letzten der Jagiellonen.

Die Gestalt des Königs Siegmund in Lebensgröße und voller Rüstung ist von Gian Maria Padovano gemeißelt, die Siegmund Augusts ist ein Werk Santi Guccis. Königin Annas Grabesdenkmal befindet sich auf dem vorderen Teile eines marmornen Thrones an der Südseite. Der kunstvoll in edler Form ausgeführte Adler am Thron über der schlafenden Königin und die silbernen Leuchter am Altar sind wertvolle Arbeiten Krakauer Goldschmiedekunst aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Die Asche dieser letzten Sprossen aus dem Stamme der Jagiellonen ist in der Gruft unterhalb der Kapelle beigesetzt.

„Saraque Phidiasco scripta“ ist keine Uebertreibung. Zu Recht wird die Kapelle mit ihren edlen Proportionen und der prachtvollen Architektur allgemein als Perle der Renaissance bezeichnet.

So hat jede Kapelle ihre Geschichte, jede schmückt prächtige Monumente, Sarkophage, Epitaphien und Reliefs.

Nur einzelne, besonders wertvolle Denkmäler seien erwähnt. Die Fronleichnamskapelle oder die Kapelle des heiligen Andreas birgt das älteste, von Elisabeth von Oesterreich, der Mutter König Johann Albrechts, 1501 errichtete Renaissancedenkmal des Königs, von einer portalartigen Architektur umrahmt. In vollem Ornat, darunter aber geharnischt, liegt der König auf einer Tumba.

Die von Berecci prachtvoll umgewandelte Kapelle des heiligen Thomas ist die Grabstätte des Bischofs Tomicki.

In der alten, 1331 erbauten Kapelle der Mansionäre auch Marien-Geburt, Batory-Kapelle genannt, die ehemals mit dem Schlosse durch eine Galerie verbunden war und in der die Könige dem Gottesdienste beizuwohnen pflegten, steht ein großes Grabmal König Stefan Batorys von Santi Guccis Hand. Die Dekorationen sind aus schwarzem Marmor.

Ein von der Königin Bona Sforza dem Bischof Camrat errichtetes und von Padovano gemeißeltes Grabmal steht in der aus dem 14. Jahrhundert stammenden Kapelle des heiligen Katharina. Denkmäler von Bischöfen und Canonics reihen sich daran. Auch die anderen Kapellen dienen geistlichen Würdenträgern und weltlichen Großen als prunkvolle Grabstätten.

Manche der von Königen, Bischöfen und Magnaten gestifteten und zusammengetragenen Schätze birgt die Domschatzkammer, obgleich nur noch ein winziger Teil der früheren Reichtümer bis auf den heutigen Tag erhalten blieb.

Zu den wertvollsten gehören das goldene Reliquiar des heiligen Stanislaw, das Reliquiar des heiligen Florian und das des heiligen Wenzel. Goldene Monstranzen, Relche von Königinnen gestiftete schwere Ornate, vom Papst der polnischen Königen zum Kampf gegen die Ungläubigen verliehene Schwerter, das prächtige Schwert König Siegmund Augusts vom Jahre 1540, die Krönungsinsignien Kasimirs des Großen, Kronen der Königinnen, u. a. m.

Von den gotischen und Renaissancekünstlern der angewandten Kunst, die für das polnische Kulturleben bedeutungsvoll waren und in Krakau gearbeitet haben, seien genannt: der Bruder Veit Stöß, der Goldschmied Matthias Stöß (gest. 1540), der Hofgoldschmied Martin Marcinet, der Goldschmied, Stecher, Emailleur und Dadaillieur Gian Caraglio (gest. 1565).

Die Asche der Herrscher Polens, der Größten und Be-

sten der Nation, ruht in der Krypta des heiligen Leonhard. Schwere Säulen tragen das Gewölbe.

In Reihen stehen hier in der unterirdischen Kirche, in den Schiffen und Bogennischen, die Särge in kunstvoller, getriebener Arbeit, in Marmor, Bronze und Zinn. Hier schlafen die einst mächtigen und stolzen Könige Polens ihren letzten Schlaf.

Eine tiefe, unheimliche Finsternis herrscht im Raum, nur unruhig und geheimnisvoll flackert und irrt der rote Schimmer der ewigen Lampe an den altersgrauen Wänden der Krypta.

Ein seltsames Gefühl überkommt sogar den der Geschichte und den Geschichten der polnischen Nation fremd gegenüberstehenden Besucher.

Einstige Macht und einstige Größe, die ruhmvolle, glänzende Vergangenheit ruht hier in stiller Pracht. Ganze Dynastien nebeneinander.

In kostbare Särge, in Stein und Bronze, in Fürstenschmuck gebettet die Könige der Nation, groß noch im Tode.

Jahrhunderte in eine Stunde gebannt und in einer Halle verewigt.

Ein tiefer Friede liegt über der säulengeschmückten Krypta. Alte verflungene Sagen aus längst vergangenen Zeiten wähnt man zu vernehmen.

Unruhig und gespensterhaft zittert nur der rote Schimmer der ewigen Lampe an den Wänden der königlichen Brüste und irrt an den Sarkophagen entlang.

Hier ruht Johann Sobieski, der Befreier Wiens, in einem Sarkophag aus schwarzem Marmor.

Hier liegt Napoleons General, der stolze Held Josef Piatowski, der seinen Tod in der Eiser gefunden hat, im schwarzen Marmorfarg.

In weißem Steingrabe der große Volksheld, der große Nationalheld Jaddäus Kosciuszko.

In einem Riesengrabmal einer der mächtigsten Monarchen, Siegmund I., der Alte.

In einer einsamen, abgeschiedenen Kapelle der König es polnisches Liebes, Adam Mickiewicz.

Und so reihen sich inendloser Folge in den Nischen und Schiffen der Krypta prachtvoll gemeißelte und mit schwerer Ornamentik verzierte Sarkophage aneinander. Könige, Königinnen, Helden und Dichter.

Polens campo santissimo.

(Fortsetzung folgt.)

## Jan Styka

Ein polnischer Maler.

In dem wunderdollen Orte Garches bei Paris, inmitten eines paradiesischen Fleckchens Erde, lebt eine der hervorragendsten künstlerischen Persönlichkeiten Polens, der Kunstmalers Jan Styka, der Stolz des kunstsinigen Polens, der Abgott der polnischen Kolonie Frankreichs, der Verfechter großer patriotischer Gedanken und Ideale auf der Leinwand.

Jan Stykas Schöpfungen beschäftigen bereits seit Jahrzehnten die Kunstkritik Europas. In seinen Bildern voll leuchtigen Kolorits lebt seine Seele, die Seele eines wahrhaft großen Künstlers, dessen Bilder und Skizzen dem geschichtlichen und modernen Leben entnommen sind.

Der Künstler führt uns über die blühenden Auen des einstigen lebensfrohen Rom, er schildert uns mit seinem Pinsel den grauerregenden Eindruck beim Anblick des Niedergangs Roms und seiner Ruinen, er zaubert uns beim Beschauen seiner märchenhaften Naturbilder vom Hirten und der Schäferin eine Musik des Frühlings und der Maien-



Wonne vor, er läßt uns tief ergriffen und erschüttert weilen vor seinem imposanten Christus- und religiösen Bildern, die in ihrer technischen Ausführungs- und Erfindungskunst ihresgleichen suchen. („Der Weg nach Golgatha.“) Er überrascht uns durch seine elegante Porträtmalerei u. Zeichnung ländlicher und nationaler Szenen.

Aber über dieser Kunst steht seine Kunst der Festhaltung geschichtlicher Tatsachen auf dem Felde der Ehre. Seine Schlachtenmalereien „Polonia“, „Prinz Witold von Litauen befehligt die Schlacht bei Grunwald“, „General Bem und sein Major“, „Prinz Witold“ gehören zu dem Sehenswertesten dieser Kunstgattung.

In den Jahren des Weltkriegs entfaltete Jan Styka wiederum sein künstlerisches Können in der patriotischen Richtung und schuf seinem Volke eine stattliche Reihe von im vaterländischen Sinne gehaltenen Bildern, die gegenwärtig im Mittelpunkt des Interesses stehen. Es sei mit besonderem Nachdruck auf das geradezu epochenmachende Bild „Das befreite Polen“ hingewiesen, welches vor kurzem in Krakau autorisierte Vervielfältigung erfahren hat und in allen Buch- und Papierhandlungen von Lodz und Umgebung sowie Warschau, Posen, Bromberg, Thorn, Krakau und anderen Städten und Ortschaften der Republik Polens erhältlich ist. Ein Bild, das jedes künstlerische Auge entzückt, ein Bild, das allem künstlerischen Schaffen Jan Stykas die Krone aufsetzt und das in keinem Heime eines polnischen Bürgers fehlen darf. Das Kolorit dieses gewaltigen Werkes übt auf Herz und Sinn des Beschauers einen wohlthuenden Eindruck aus.

Das Original des Bildes „Das befreite Polen“ befindet sich gegenwärtig in Posen.

Jan Styka stammt aus einer alten adligen polnischen Familie. Seine Söhne Adam und Tadeusz wandeln in den Fußtapfen ihres genialen Vaters und verzeichnen beide auf dem Gebiete der Kunstmalerei bedeutende Erfolge.

## Wirtschaftliche Nachrichten

### Sowjetrussische Fabriken in Polen

„Kurjer Warszawski“ (3. 11.): Sowjetrußland plant die Errichtung großer Fabriken mit russischem Kapital auf polnischem Boden. Die Leitung dieser Fabriken soll in polnischen Händen ruhen, die Arbeiter werden Polen sein. Die erzeugten Waren sollen nach Sowjetrußland ausgeführt werden. Krassin wird in London Rohstoffe für diese Fabriken einkaufen, England wird sie nach Danzig bringen und dann nach Warschau verladen lassen. Dies alles geschieht, weil die russischen Arbeiter nicht mehr arbeitsfähig sind, ebenso wenig wie die sowjetrussischen Fabriken produktionsfähig. Der Hunger zwingt die Arbeitermassen zur Flucht aufs Land. Die Städte sterben aus, und die Leute, die ihre Macht auf die ungezählten Massen der Industriearbeiter stützen wollten, die erklärten, daß das Symbol ihrer Herrschaft die rauchenden Fabrikschornsteine bilden, müssen heute, nach drei Jahren blutiger Erfahrungen, sich bemühen, die Fabrikschornsteine in „Bourgeoisländern“ für sich rauchen zu lassen.

## Verschiedene Nachrichten

### Ein Elefant standrechtlich erschossen

In einem amerikanischen Zirkus sollte kürzlich ein Elefant vergiftet werden. Die ihm mit einer Apfelsine gereichte Dosis erwies sich jedoch für die Natur des Elefanten als

nicht ausreichend. Das Tier hatte wohl aber nun von dem Anschlag auf sein kostbares Leben eine Ahnung bekommen und geriet darüber in begreiflichen Aerger, dies aber in einer höchst merkwürdigen Gestalt. Er erfaßte mit seinem Rüssel die Löwen- und Tigerkäfige, einen nach dem anderen und warf diese dann mit einer derartigen Kraft durcheinander, daß die Diagnose Altersschwäche wohl doch nicht ganz stimmen mochte. Der anderen Tiere bemächtigte sich, sei es durch den Anschlag auf ihren kräftigeren Kollegen oder durch dessen Attentat auf sie selbst, eine so große Aufregung, daß die Zirkusvorstellungen drei Tage lang ausfallen mußten. „Schneider“ aber, so hieß der Elefant, wurde wenige Tage später trotz größten Sträubens von einer Kompanie Soldaten standrechtlich erschossen.

### Zeitungskuriosa

Wie in allen anderen Gewerben fordert die Konkurrenz auch auf dem graphischen Gebiet die mannigfachsten Kuriosa zutage. So erschien in Madrid vor einiger Zeit ein Blatt, die „Luminara“, das mit Phosphortinte gedruckt und daher auch im Dunkeln lesbar war. Ein anderes Blatt „Regal“ war mit ungiftiger Farbe auf dünne, eßbare Teigblätter gedruckt, die somit Nahrung für Körper und Geist zugleich ergaben. Und ein ein französisches Journal „L'Entre“ verhielt seinen Lesern nach vierzigjährigem Abonnement eine Pension und freies Begräbnis. Mehr kann man in der Tat nicht verlangen!

### Ein Elfjähriger mit 60 000 Kronen geflüchtet

Aus Wien wird gemeldet: Ein Fall, der mehr als lange Darlegungen die Zeitverhältnisse charakterisiert, hat in den letzten Tagen die Wiener Polizei beschäftigt. In Währing hat vergangenen Freitag ein elfjähriger Knabe seiner Pflegemutter eine Summe von 60 000 Kronen entwendet und ist damit geflüchtet.

### Raub im Spielklub

Im Spielklub in Hamburg sind zwei vermummte Räuber erschienen, die mit vorgehaltenen Revolvern etwa dreißig Spieler ihrer sämtlichen Wertsachen beraubten. Der Wert der Beute beträgt etwa eineinhalb Millionen Mark.

### Vom Weltpostkongreß in Madrid

Die Beratungen in den Kommissionen des Postkongresses sind in vollem Gange. Es liegen auch schon einige Kommissionsbeschlüsse vor, die natürlich noch der späteren Bestätigung durch die Vollversammlung des Kongresses bedürfen, aber doch bereits erkennen lassen, nach welcher Richtung sich die Anschauungen des Kongresses bewegen. Als Grundlage für den künftigen Vereinstarif und die Abrechnungen zwischen den Postverwaltungen hat die Kommission den Goldfranken angenommen. Die Gebühren für Briefsendungen sollen im allgemeinen verdoppelt, zum Teil aber noch weitergehend erhöht werden. Briefe sollen künftig 50 Ct. (statt 25 Ct.) für die ersten 20 Gramm, und 25 Ct. (statt 15 Ct.) für jede folgenden 20 Gramm kosten, Postkarten 30 Ct. (statt 10 Ct.) Für Deutschland ist wichtig, daß bei Umrechnung dieser Sätze in die Landeswährungen nicht genau der Parikurs angewendet zu werden braucht, sodaß die deutschen Briefgebühren nach dem Ausland auch künftig unter Berücksichtigung der deutschen Bedürfnisse festgesetzt werden können. Nach den sonstigen Verhandlungen in den Kommissionen ist damit zu rechnen, daß der Nachnahmedienst für Briefsendungen und Pakete gleichmäßig geregelt werden wird. Die bei Drucksachen zugelassenen handschriftlichen Zusätze will der Postkongreß keinesfalls noch vermehren, er beabsichtigt im Gegenteil aus finanziellen Gründen und zur Vereinfachung des Dienstbetriebes die zugelassenen Zusätze zu vermindern.



# Unterhaltungsbeilage

## der „Kreuzburger Zeitung“

### Die alte Banaschin

Novelle von Maria Konopnizka

Es war zur Mittagszeit still und heiß lag der War-chauer Volkspark da, von glühender Hitze durchflutet. Vor seinen Augen hing an feinen nehartigen grün-goldenen Sonnenstrahlen, die durch das Laubwerk einer schattigen Linde sickerten, ein Schwarm matter Fliegen. Unweit von mir flogen Kohlweißperlinge ganz tief über das Wiesengras hin.

Vor der Bank, auf der ich mich niedergelassen hatte, bligte und blendete der weiße Kies im Sonnenglast, daß es dem Auge weh tat, und schwere, weihrauchähnliche Düste lagen in der Luft. Und all das nach einem kühlen, taureichen Morgen! Wie eine weiße Kugel war die Sonne aufgestiegen und warf nun ihre ganze Glut auf die stöhnende, schweißgebadete Erde herab. Der Park war menschenleer, denn jene, die ihn vormittags aufsuchen, waren bereits fort, und die anderen, die später da Schatten und Kühle suchen, noch nicht gekommen.

Da hörte ich plötzlich hinter mir das Aufschlagen eines Stockes auf dem Kies. Mit kurzen, hastigen Schritten kam ein tiefgebeugtes Mütterchen auf die Bank zu. Ihr weißes gestärktes Kopftuch, das leinene Brusttuch und die ebenfalls leinene Schürze strahlten im Sonnenschein. Auf dem einen Arm lastete ein Korb, während der andere regelmäßig einen Stock bewegte, der wohl den Füßen als Stütze und den Augen als Beihilfe diente.

Sie war noch weit, als ich schon ihr kurzes mühsames Atmen hörte. Offenbar beeilte sie sich die Bank zu erreichen, um ein wenig auszuruhen und den Korb abzusetzen. Die dünnen Beine bewegten sich mit großer Anstrengung, sie stolperten, die Schritte wurden immer unsicherer und schwankender; der Kopf war so tief herabgeneigt, daß ich die Gesichtszüge nicht sehen konnte. Das Weiblein hatte mich anscheinend gar nicht bemerkt; erst als mein Schattenbild vor ihm stand, blieb es plötzlich stehen und hob den Kopf. Was war das für ein Genetz von Runzeln! Das Leben, das die Fäden dieses Netzes gewebt, mußte schon lange gewährt und niemals oerastet haben; vor Tags mußte es wohl schon an seine Arbeit gegangen und erst beim mitternächtlichen Hahnenschrei zur Ruhe gekommen sein. Auf seiner grauen harten Spindel hatte es aus dieser Brust jedes Fäserchen herausgewunden, am Faden zerrend, ihn immer wieder spaltend, ohne je die Knoten zu lösen, immer nur hastend und eilend . . .

Ein Weichen stand die Alte wie überrascht still und blinzelte mit den kleinen grauen Augen, dann kam sie auf

die Bank zu, stellte den zur Hälfte mit Pfefferkuchen gefüllten Korb nieder und, sich auf die Bank stützend, atmete sie ein-, zweimal schwer auf.

„Heiß ist's heute!“ sagte ich, um etwas zu sagen.

„Der Heiland hat's gegeben!“ antwortete sie und wischte mit der Hand den Schweiß von ihrem bleichen, durchsichtigen Gesicht. „'s ist eine furchtbare Hitze gekommen!“

„Wollt Ihr Euch nicht setzen?“

„Zu was sollt' man sich auch setzen, gnädige Frau? Im Alter wird einem das Sitzen und das Aufstehen schwer. Gleich kracht's einem wo im Kreuz und tut weh . . .“

„Wie alt seid Ihr,“

„Warum sollt' ich auch die Jahre zählen, gnädige Frau? Unser Heiland zählt sie auch ohne mich . . . es werden ihrer schon achtzig sein . . . oder auch mehr. So aus dem Kopf kann man das nicht zusammenrechnen, aber in unserer Gemeinde, da wissen's die Leute, 's sind ja auch die Papiere dort . . .“

„Da seid Ihr also nicht von hier, Mütterchen?“

„Wie so sollt' ich eine Hiesige sein, gnädige Frau? Aus Ploß bin ich — nur sind jetzt dort andere Leut' wie früher einmal und eine andere Ordnung wie früher; aber trotzdem kennt man mich dort. Die Alten und Jungen kennen die Banaschin und ein jedes weiß von mir zu sagen.“

„Und Ihr seid nach Warschau gezogen?“

„Ach, wo wär' ich denn nach Warschau gezogen, gnädige Frau? Für junge Leute ist's ja ganz gut, in der Welt herumzuwandern und mit dem Wind zu ziehen, aber nicht in meinen Jahren! Nur hab' ich hier eine Tochter an einen verheiratet, der in der Fabrik Nägel gießt — und wie die heilige Erde angefangen hat mich zu sich zu ziehen, da bin ich halt zum Sterben zu den Kindern gekommen, denn es stirbt sich doch immer leichter bei eigenen Leuten. Bewahr Gott einen jeden vor einem schweren End' — aber dann breiten sie einem doch wenigstens Stroh auf den Fußboden und helfen der armen Seele aus dem sündigen Leib heraus!“

„Und geht es Euch gut bei den Kindern,“

„Freilich ja! Dem alten Menschen geht's überall gut, weil er ja eh' aus dem Schlechten nicht mehr rauskommt! Nur ist mir's nicht so ausgegangen wie ich mir's gedacht hab' . . .“

„Was ist Euch denn nicht ausgegangen?“

„No, das mit dem Sterben, gnädige Frau! Zum Sterben bin ich zu den Kindern hergekommen und da leb' ich fort und fort weiter. Ein elender Schwächling ist man — rein zum Ausblasen, sollt' man meinen, und dabei sitzt so ein zähes Leben in einem drin, daß sich Gott erbarm! Im Anfang da war ja Gott sei Dank kein Krawall; sie haben



mich ganz in Ordnung bei der Polizei angemeldet; der Schwiegersohn ist in die Fabrik gegangen und die Tochter hat halt so im Zimmer rumgewirtschaftet und ich bin beim Ofen gesessen, hab' mir dann und wann was von meinen Sachen ausgewaschen, hab' geschlafen, Rosentanz gebetet und auf die letzte Stund' gewartet. Ich wart' einen Monat, ich wart' zweie — nichts!

Da kommt einmal an einem Sonntag der Hausmeister und sagt: „Hört mal, Peter, — denn so hat man meinen Schwiegersohn bei der heiligen Taufe genannt — „Ihr müßt der Mutter einen Aufenthaltsschein versorgen, wenn sie doch jetzt bei Euch bleibt“. Da hat der Schwiegersohn sich gewundert und hat gefragt: „No, muß denn das sein? und was kostet das?“ Und der Hausmeister hat gesagt: „Ja, das kostet zwei Rubel per Viertel.“ Der Peter hat ihn dann mit Tabak und Schnaps traktiert und er ist wieder gegangen. Wie er weg war sag' ich: Zu was brauch' ich denn einen Aufenthaltsschein — ich bin ja nicht zum Leben, sondern zum Sterben hergekommen. Da hat auch die Tochter gemeint: „No, 's ist ja wahr! Mit der Mutter ist's eh' nur von heut auf morgen.“ So haben wirs untereinander ausgemacht und alles war gut. Dann ist bald so eine Schwäche über mich gekommen, ich hab' so geschwitzt, daß jeder Knochen in mir gekracht hat und vor den Augen war's mir als ob da lauter Ruß rumsfliegen tät. Da hab' ich mir gedacht: jetzt dauert's nicht mehr lang! Aber was weiß ein armer Sünder?

(Fortsetzung folgt.)

## Oberschlesien nach dem sieben-jährigen Kriege

### 2. Teil.

Die menschenunwürdige Behandlung, die Erbuntertänigkeit und die hohen Abgaben an die Gutsherren lasteten drückend schwer auf den polnischen Bauern Oberschlesiens. Eine Vinderung dieses Elends war nicht zu erwarten, weder von der preußischen Regierung noch von ihren „Herren“. Es war ihnen der rechtliche Weg zur Beschwerde gesperrt. Daher fühlte sich das polnische Volk gezwungen, sich selber sein Recht herauszuholen und sich selbst seine Lage zu verbessern.

Die einzige Möglichkeit bot ihnen eine geheime Flucht nach Polen. So war es nichts Seltenes, daß polnische Oberschlesier mit all ihrer Habe nach Polen gewandert sind. Darüber berichtet ein Engländer, der im Jahre 1870 Oberschlesien durchreiste, folgendermaßen: „Man hat uns versichert, daß es nichts Ungewöhnliches ist, in den Dörfern an der Grenze des Morgens einen oder ein paar Höfe verlassen zu finden. Ein Fall aus dem Kreise Rosenberg beweist uns die Wahrheit des ausgesprochenen Satzes. In einer Nacht verschwanden auf einmal 13 Bauern nach Polen, um da ein besseres Dasein zu fristen. Doch hat sie die Tücke ihrer „Herren“ bald erreicht, der nach der Teilung Polens preußische Truppen hinüberschickte, und seine Flüchtlinge mit Saß und Pack in sein Dorf wieder holen ließ. Diese in Polen „fett gewordenen Zugvögel“ brachte er in Gewahrsam, um dadurch die anderen Untertanen seines Dorfes abzuschrecken. Jedoch kamen sie auf dringendes Bitten ihrer Anverwandten hin wieder frei. Als aber einer von den 13 Bauern wieder entwichen ist, zwang der „Herr“ alle seine Untertanen zu einer Abgabe, um die von den geflüchteten Bauern zu entrichtenden Abgaben zu ersetzen. Je drückender die Lage, je zugespitzter die Verhältnisse in Oberschlesien wurden, desto mehr wurde auch das Blut in den polnischen

Bauern zur Wallung gebracht, bis die Wut des Volkes bald zum Ausbruch kam. Im Jahre 1766 kam es zu einem Aufstand. Den Anfang dazu machte die Landbevölkerung in Rybnik. Vom Kreise Rybnik ging der Aufstand auf die anderen Kreise über, wie an Pleß, Beuthen, Tost-Gleiwitz. Wie sehr der Aufstand um sich griff, das ersehen wir besonders daraus, daß im Kreise Gleiwitz gegen 40 Dörfer am Aufstand beteiligt waren. Die Bauern scharten sich alle zusammen, versehen mit Sensen, Äxten und Heugabeln. Sie forderten eine Milderung der Lasten, zu mindesten wie sie früher unter Oesterreich bestanden. Ein deutlicher Beweis dafür, daß sich die Lage der Bauern unter der preußischen Regierung bedeutend verschlechtert hat. Die Bauern aber waren der deutschen Kavallerie gegenüber machtlos und machten sich ihr Dasein nur noch unerträglicher. Als nämlich der Aufstand blutig niedergeschlagen wurde, ließen die „Herren“ ihre Wut an dem armen Volke aus. So berichtet ein Steuereinnnehmer aus Tost von zwei polnischen Untertanen eines Dorfes, daß sie zur Erde geworfen, an Kopf und Füßen gehalten wurden (der Gutsherr selbst hat auf den Hals getreten und jedem 150 Prügel aufs bloße Hemd zugezählt). Die „Herren“ erfanden sogar besondere Marterwerkzeuge, sodaß viele polnische Bauern aus Angst vor der Grausamkeit über die Grenze flohen.

Trotzdem nun die polnischen Bauern ihrer Auflehnungsversuche wegen auf die härteste Weise bestraft worden sind, dennoch ist in ihnen der Drang nach Selbständigkeit nicht erstickt, im Gegenteil, nur noch vermehrt worden. Als die Bauern immer noch nichts von einer Erleichterung merkten, kam es abermals zu Unruhen. Im Jahre 1870 verweigerten 12 Gemeinden aus dem Kreise Pleß die Erntearbeit wegen übermäßiger Frohnarbeit. Leider war es auch diesmal vergebens, da die Aufständischen durch Kavallerie und Infanterie niedergekämpft, verhaftet und geschlagen wurden. Noch härter wurden die Aufreuer des Kreises Kreuzburg bestraft, denen man rücksichtslos die Grundstücke entzog. Immerhin schreckte das polnische Volk auch vor den grausamsten Strafen nicht zurück. So kam es zum Aufstand im Jahre 1782 im Kreise Neustadt, 1786 im Kreise Namslau und nach Friedrich II. im Jahre 1795 in den Kreisen Oppeln, Kreuzburg und Ratibor.

Nun hatte die preußische Regierung doch gesehen, daß sie den Willen der polnischen Bauern nicht mit Gewalt unterdrücken kann. Deswegen verordnete sie eine Aufstellung von Urbarien, die eine Festsetzung der Lasten der polnischen Bauern zur Folge hatten. Doch wie gewöhnlich blieb die versprochene Vinderung ihrer Lasten nur auf dem Papier. In Wirklichkeit dienten die Urbarien lediglich zur Verschlimmerung ihrer Lage. Denn als die Bauern dieselben nicht unterschreiben wollten, zwang man sie durch Rippenstöße und Ohrfeigen oder durch die grausamsten Mißhandlungen dazu.

Man wollte dadurch das Landvolk seine Ohnmacht fühlen lassen und ihr weitere Beschwerden nur verbittern. So schreibt ein Beamter: „Seit 1875 ist in Oberschlesien für die Errichtung der Urbarien nicht das Mindeste getan“, und dies trotz ihres dreizehnjährigen Bestehens. Leider hat die preußische Regierung eine solch willkürliche Befolgung ihrer Verordnungen einfach ignoriert. Ein deutscher Historiker schreibt: „Das tollste vom Tollsten bildet jedoch die Tatsache, daß nicht einmal auf den staatlichen Domänen in Polnisch-Schlesien die Umwandlung des unererblichen Besitzes in erbliches Eigentum erfolgte.“ Während es in Deutsch-Schlesien gegen Ende des XVII. Jahrhunderts keinen einzigen unererblichen Besitz mehr gab, blieb in Oberschlesien die Unererblichkeit des Besitzes weiter bestehen. Dies war die Hauptsache zu einer Gährung unter dem ober-schlesischen Volke, die seither niemals mehr aufhören wollte.

Die Unzufriedenheit steigerte sich immer mehr, besonders



als die Soldaten, die von dem Feldzuge Preußens gegen Frankreich zurückgekehrt waren, im Volke den Gedanken an Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit angeregt haben. Die Kunde von dem Aufstand in Polen im Jahre 1794 fand bei den Oberschlesiern freudigen Widerhall. Denn hier versprach der Bauernfreund Kosciuszko den Oberschlesiern die Freiheit. Wie sehr es damals unter der Bevölkerung gährte, davon berichtet die obereschlesische Oberamtsregierung folgendermaßen: „Wir sehen uns genötigt, Ew. Kgl. Majestät anzuzeigen, daß der Geist der Empörung und der Widerseßlichkeit der obereschlesischen Dorfschaften gegen ihre Dominien und die Befehle der Oberamtsregierung auf eine außerordentliche Art sich zu verbreiten anfängt.“ Als erneute Klagen über die ungeheuren Sachen laut wurden, aber vollständig unberücksichtigt blieben, griff die Bevölkerung zur Selbstwehr. Gegen 50 Gemeinden aus den Kreisen Tost und Beuthen verweigerten die Arbeit. Jedoch wurden sie von einer Truppenübermacht zur Annahme der Arbeit gezwungen. Auch in den Kreisen Pleß, Rosenberg, Kreuzburg und Groß Wartenberg kam es zu verschiedenen Unruhen, die aber bald mit Gewalt erstickt wurden.

Eine besondere Strafe für die Aufständischen war das Spiekrutenlaufen, das General Dallwig für die polnische Bevölkerung als die geeignetste Strafe empfohlen hat. So mußte ein Bauer aus Himmelwitz sechs mal Spiekruten laufen, weil er sich geäußert haben soll, daß es in Oberschlesien so gehen müßte, wie in Frankreich. Darauf wurde diese mit „blutigem Buckel“ als abschreckendes Beispiel in sein Heimatdorf geführt. Dies ist nur ein Beispiel von den vielen.

Die Leiden des obereschlesischen Volkes überschritten das Maß. Wohl kein Volk in ganz Europa hatte damals so viel zu leiden, wie gerade das obereschlesische. Und dies alles unter der preußischen Regierung. Wenn der Oberschlesier von heute sich diese Leidensgeschichte seines Heimatlandes gerade zur Zeit Friedrichs II. näher betrachtet, dann steigt in ihm unwillkürlich die Ahnung auf, daß wohl gerade die letzten traurigen Ereignisse in Oberschlesien nicht anderes als ein Vorspiel zu einer Leidensgeschichte sind, die sich hier wiederholen würde, falls Oberschlesien bei Deutschland verbleibt. Darum, Oberschlesier, ist Euch Euer Land lieb und teuer und wollt ihr den Euren Nachkommen nicht auf Euch laden, dann entschließt Euch dahin, wo man Euch als ein freies Volk achten wird und zwar für die Autonomie im Anschluß an Polen!

## Sinüber zum Lehmzapfenbau

Es war einmal in Deutschland eine goldene Baugen und zwar vor dem Kriege. Man machte sich des öfteren lustig darüber, daß in russisch-Polen massive Bauten nicht erlaubt waren und in Frankreich zumeist aus Kalk und Kreidesteine gebaut war. Die Verbandsorgane der deutschen Bauarbeiterverbände, wie „Die Baugewerkschaft“, der „Zimmerer“, „Der Grundstein“, machten sich auch darüber lustig, das in Polen zumeist aus Lehmzapfen Gebäude hergestellt werden, insbesondere war das der „Gewerkschaftsstrategie“ E. H. v. d. von dem alldeutschen christlichen Bauarbeiterverbande, welcher Verspottungsartikel in die „Baugewerkschaft“ über das russisch-polnische Bauwesen schrieb. Seine Zentrumsbrille verbieth ihm, die Ursachen des daniederliegenden Bauwesens in Polen zu untersuchen, die Hauptsache war, die Polen zu verhöhnen und als unkulturrelles Volk hinzustellen. Er brauchte z. B. nicht zu wissen, daß Polen keine eigene Regierung hatte, daß der Russe aus strategischem Grunde das massive Bauen verboten habe.

Nun hat Deutschland noch seine Regierung, hat aber den

Krieg verloren, hat auch großen Wohnungsmangel zu verzeichnen, aber dabei Schulden bis über die Ohren, besitzt architektonische und geschulte Baukräfte, auch an qualifizierten Baustoffen und Motoren, Maschinen und Hebezeugen fehlt nichts, und trotzdem ist es mit seiner Bauart im Stecken geblieben. Warum? Dem Anschein nach werden aus geranntem Material nur noch für die bessergestellten deutschen Volksgenossen Wohnhäuser gebaut werden, dagegen für die Unbemittelten und Kleinsiedler sollen die Gebäude aus Lehm und Lehmzapfenwerk hergestellt werden. Die Ostdeutsche Morgenpost, das Blatt der obereschlesischen Gruben- und Hüttenbarone vom 19. November berichtet das folgende:

„Das preußische Landwirtschaftsministerium hat über die Erfahrungen mit dem Lehmzapfenbau Erhebungen angestellt, die dazu ermutigen, die Verbreitungen der Lehmzapfenbauweisen nach Kräften zu fördern.“

Wesentliche Vorbedingung ist, daß der Lehm auf dem Baugrundstück vorhanden ist, denn das Heranschaffen durchzuführen verteuert das Bauen außerordentlich. Zum Bauen sollen nur die trockenen Monate in Frage kommen. Mit dem Lehmzapfenbau sind durchgängig gute Erfahrungen gemacht worden. Er stellte sich billiger als der Lehmstampfbau, zumal er von dem Siedler selbst unter Mithilfe seiner familienangehörigen ausgeführt werden kann. Lehmzapfen setzen sich am besten in dem gewöhnlichen Ziegelformat verarbeiten, größere trockneten schlecht. Gut getrocknet, mit Lehm vermauert, erwiesen sie sich dauerhaft und haltbar auch gegen Regen von außen, sie müssen nur geschützt werden gegen Feuchtigkeit von oben. Darum empfiehlt es sich, das Dach gleich anfangs zu errichten. Frostschäden sind erheblich weniger beobachtet als beim Lehmstampfbau. Belieben hat der Regen mehrfach Beschädigungen hervorgerufen. Gelingt es beim Bau, diese Gefahr zu vermeiden, so zeichnen sich diese Häuser durch Wärme und Trockenheit aus, in höherem Maße als neue Ziegelhäuser.

Von außen müssen die Wände verputzt werden, wobei die Leerung von Lehmzapfen, auf der der übliche Putz gut haftet, günstige Ergebnisse erzielt worden sind. Beim Stampfen wurde das Preßluftverfahren empfohlen. Es war möglich, mit einem Preßlufthammer und vier Arbeitern 1 Haus in 6 bis 7 Arbeitstagen vollständig fertig zu stampfen. Als zweckmäßig erwies es sich, die Gebäudeecken aus Lehm herzustellen.

Auch die Erfahrungen im Lehmzapfenbau mit Holzzapfenwerk sind günstig. Die Kosten einer Wohnung, d. h., der Hälfte eines Doppelhauses, enthaltend Wohnküche, zwei Zimmer, Bodenkammer, Kleinviehstall und Nebengelass, belaufen sich auf 26 000 Mark ohne den Preis für das Holz. Auch der teure Lehmstampfbau ist billiger und selbst bei ungünstigen Verhältnissen ebenso teuer als der Ziegelbau.

Gegen die Rentenbankbeleihung von Lehmzapfenbauten sind von keiner Seite Bedenken erhoben worden, sofern eine gründliche Prüfung durch einen Sachverständigen vorausgeht.

Wo solche Notstandsarbeiten aus Lehmzapfen hergestellt werden, dort liegt das Bauwesen danieder, dort setzt die Auswanderungslust ein. In Frankreich und Polen will man aus wirtschaftlichen und politischen Gründen die deutsche Baukraft nicht verwerten. Infolgedessen werden unsere obereschlesischen Bauarbeiter und Bauhandwerker in Deutschland keine Baubeschäftigung mehr finden. Sie werden aber ohne weiteres verwertet beim Wiederaufbau Polens, sofern sie polnisch organisiert und in Oberschlesien keine reichliche Beschäftigung im Baugewerbe finden.

## Unnötige Aufregung

Die nähere Umgrenzung des Abstimmungstermins hat



im deutschen Lager eine Bewegung hervorgerufen, wie wir sie in den Augusttagen beobachten konnten. Mit einer Begeisterung, die edlerer Dinge würdig wäre, stürzte sich damals die ganze Presse auf politische Sensationsnachrichten, um mit einem „Warschau-Gefallen-Stil“ den Untergang Polens in die Welt hinauszuschmettern. Die Zeitereignisse haben den vorwiegigen deutschen Presseleuten eine gründliche Abfuhr erteilt und lächerlich war es zu sehen, wie aus den „russischen Brüdern“ mit dem wachsenden Rückzug der Bolschewiki wieder „Raubgesindel“ usw. wurde.

Wrangel ist geschlagen worden. In Riga haben die Russen für ein paar Tage die Verhandlungen ausgesetzt. Und richtig, die deutsche Presse schnappt wieder ein. Wieder lesen wir in allen Zeitungen Artikel, worin neugebackene Ostpolitiker mit Tentorstimme „neue Stürme“ und „neue Flammenzeichen“ im Osten prophezeien. Besonders glaubt sich Dr. K. in der „Ostdeutschen Morgenpost“ hervortun zu müssen, wahrscheinlich eingedenk des alten Ruhmes, den diese Zeitung mit ihren Bombenunsinnsmeldungen in den Augusttagen errungen hatte. Hier eine kleine Blütenlese seines politischen Ergusses.

Dr. Kleiner prophezeit einen neuen Krieg, „vor dem es keine Rettung fürs Abendland“ gebe. Natürlich hat sich in Rußland die Lage „rasch gebessert“, die kurze Krisis ist „überstanden.“ Die Kriegsbegeisterung „wächst“ in Rußland. Das Heer wird „neu verstärkt.“ Mit wichtiger Miene verrät uns Dr. K., daß in Bobrujsk eine „kommunistische polnische Armee“, sowie eine „kommunistische polnische Regierung“ gebildet werde. Auch ist es für ihn klar, daß Polen „bei neuem Sturm rasch überrannt wird“. Ganz wie in den Augusttagen orakelt er, daß Frankreichs Hilfe für das schon zusammenbrechende Polen niemals „schicksalswendend“ sein werde. Er geistert weiter: Polen kämpfe nicht um des Friedens willen, sondern um Länderraub, um Macht usw. Auch ist Dr. K. natürlich ein so vortrefflicher Kenner Sowjetrußlands, daß er die bolschewistische Regierung dem Volke Rußlands gleichsetzt, womit er unter allen Presseleuten sicherlich den Vogel abgeschossen hat. Alles in allem, Polen ist schon besiegt, geschlagen, verpulvert.

Und nun fährt Dr. K. fort: „Nur ein Reich kann den Wall gegen den Bolschewismus erhalten, das deutsche Reich. Natürlich! Die Litanei kennen wir. Gebt unsere Waffen zurück, laßt uns wieder ein Millionenheer halten und wir werden den Bolschewismus zurückhalten, flötet man im deutschen Lager. Jeder Vernünftige sieht ein, daß man damit den Bock zum Gärtner machen würde und Dr. K. glaubt selber nicht an das, was er spricht. Wenn er schließlich mit einer Logik, deren Wandelgänge wir nicht verfolgen können, darauf hinaus kommt, daß die „oplnischen Agitatoren“ Wegbahner Lenins seien, so finden wir, daß er damit seinen Freunden, denen er einige Zeilen vorher begeisterte Worte gewidmet hat, untreu wird. Genug des Guten!

Die Ereignisse sind über Dr. K. schon einmal hinübergegangen und auch diesmal ist er etwas zu spät gekommen. Der letzte Bericht aus Riga besagt, daß die Verhandlungen wieder aufgenommen sind. Dr. K. hat wieder einmal unnötig Kraft vergeudet.

## Für unsere Gesundheit

Die Strümpfe als Ursache kalter Füße.

Kalte Füße können bekanntlich unerträglich werden. Sie stören ein ruhiges Arbeiten wie auch das allgemeine Wohlbefinden und vermögen auch nachteilig auf die Gesundheit einzuwirken. Ueber die Ursache der kalten Füße ist schon viel geschrieben worden, aber noch mehr über ihre Heilung, die freilich in den seltensten Fällen eintrat, weil

man nicht zuvor die Ursache beseitigte. Diese kann eine zweifache sein: eine ungewöhnliche Fußhülle und eine zu geringe Blutversorgung aus Anlaß zu starker Spannung der Hautarterien. Beide Ursachen sind zumeist zugleich vorhanden und teilweise von einander abhängig. Um ihre nachteiligen Einwirkungen besser zu verstehen, vergleiche man die Behandlung, die wir unsern Händen angedeihen lassen. An kalten Händen leiden nur sehr wenige Personen. Im allgemeinen haben gesunde Menschen immer warme Hände weil sie diese öfter am Tage waschen und dadurch eine geregelte Durchblutung herbeiführen, weil sie sie meist ohne Hülle lassen, so daß eine ungestörte Ausatmung der feuchtschlüchtigen Stoffe stattfinden kann, und auch, weil sie, wenn sie Handschuhe tragen, diese so wählen, daß sie nicht zu eng sitzen, wodurch Blutstauungen vermieden werden und die Haut genügend mit vorgewärmter Luft in Verbindung tritt. Wollte man seine kalten Füße ebenso behandeln, dann würde niemand an kalten Füßen leiden. Es ist dabei zu beachten, daß wir unseren Füßen gleich zwei Hüllen geben, die Strümpfe und die Schuhe. Kalte Füße entstehen, wenn diese Hüllen zu eng sind, aber auch, wenn die Strümpfe die feuchte Ausdunstung nicht weiter verdunsten können. Sie wirken dann wie ein feuchter Umschlag und rufen eine dauernde Abkühlung hervor. Am besten heilt man deshalb kalte Füße, indem man diese ohne Strümpfe in Filzpanzertoffeln oder gefüttertes Schuhwerk steckt. Die Füße werden dann sofort warm. Allerdings ist es dabei vorteilhaft, die Beine warm zu halten, namentlich die Knie. Das geschieht durch Anziehung von Strümpfen ohne Fußlinge u. nötigenfalls auch Tragen von Kniemärmern. Tägliches Fußbaden, am besten in Wechselbädern, ist außerdem sehr empfehlenswert zur vollständigen Heilung.

### Jüdischer Valutaschmuggel an der polnisch-österreichischen Grenze

Der Valutaschmuggel ist ein mehr als einträgliches Geschäft, was Wunder, wenn sich eine überaus große Zahl von Personen vor allem Juden mit diesem Geschäftszweig abgibt, weshalb die Teschener Finanzdirektion die strengste Kontrolle der Reisenden durch fliegende Kommissionen angeordnet hat. So wurden kürzlich bei einer Revision der Reisenden in Teschen-Boberthal verhaftet: Aron Tauber aus Teschen wegen des Besitzes von 3064 Dollar, 2000 deutscher Reichsmark, 130 tschech. Kronen, zweier goldener Uhren und Schecks auf 312 266 poln. Mark, 155 150 tschech. Kronen und 56 443 österr. Kronen. Bei Jetti Böwy wurden 400 Dollar, bei Amalie Böwy 107 000 deutsche Mk., bei Chaje Reich aus Chrzanow 279 000 polnische Mark und 300 Dollar, bei Simon Pitter 1811 Dollar in Noten, 25 Dollar in Silber, 20 Dollar in Gold, 250 tschech. und 1100 ungestempelte österr. Kronen, bei Jankel Weintraub 1250 Dollar, welche in einem Brot eingepackten waren, gefunden. In der Zeit vom 28. Oktober bis 10. November wurden bei der Revision der Passanten an den beiden Brücken in Teschen arvisiert: 35 240 poln. Mark, 800 ungestempelte Kronen und 3036 Dollar.

### Achtung! Oberschlesier!

Alle, die Verwandte oder Bekannte haben, die im Abstimmungsgebiet geboren sind und das 20. Lebensjahr vollendet haben, jedoch nicht im Abstimmungsgebiet wohnen, werden hiermit aufgefordert, die genaue Adresse sowie Geburtsort (Kreis) und Geburtsdatum derselben unverzüglich an untenstehende Adresse anzugeben, damit wir diese zur Abstimmung ziehen können.

Polski Komisarjat Plebiscytowy  
Beuthen OS., Hotel Romnik